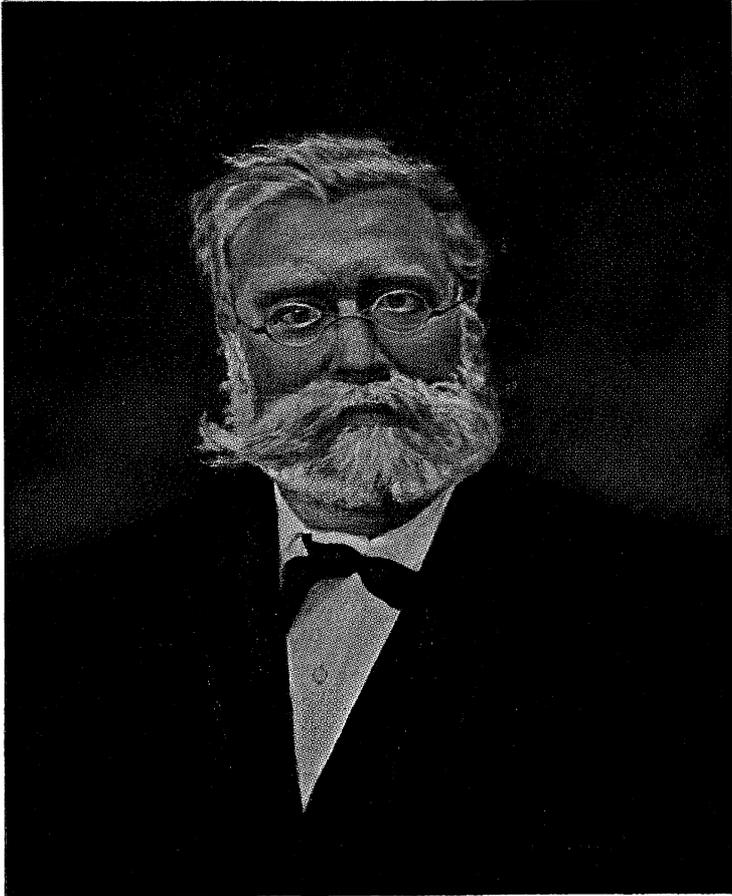


INHALT

Frühe Begegnungen mit Reuter / <i>Helmut de Voss</i>	7
Zu Reuters Handschrift von „Kein Hüsung“ / <i>Prof. Dr. H. C. Christiansen — Chicago, USA</i>	10
Über Fritz Reuters „Läuschen un Rimels“ / <i>Prof. Dr. Kakuji Watanabe — Osaka, Japan</i>	15
Die Revolution von 1848 — Eine literatursoziologische Betrachtung zu Reuters Darstellung in der „Stromtid“ / <i>Wissenschaftlicher Rat Dr. Wolfgang Lindow</i>	17
Humor in Reuters Briefen / <i>Gerd Lüpke</i>	21
Hat Fritz Reuter ein Jahrhundert überlebt? Hat er uns Heutigen noch etwas zu sagen? / <i>Otto Lemke</i>	28
Auszug aus dem Reuter-Stammbuch der Geschw. Vagt	32
Fritz Reuters Primaner-Zeugnis	34
Fritz Reuters Aufsatz bei seiner Reifeprüfung in Deutsch	35
Informationen über die Fritz-Reuter-Gesellschaft und dazu einige Beispiele und Beweise für die Verehrung Reuters und seine große volkstümliche Beliebtheit / <i>Dr. Walter Lehmbecker</i>	37
Unveröffentlichter Brief Fritz Reuters	40
3 Bilder vom Reuter-Festzug in Neubrandenburg 1913	41
Fritz Reuters Neubrandenburgische Polterabendgedichte / <i>Dr. H. Constantin Blanc</i>	42
Toast auf den Sonnabend-Verein zu Neustrelitz / <i>Fritz Reuter (Erstveröffentlichung)</i>	49
Reuters Geburtseintragung im Kirchenbuch von Stavenhagen (4. Spalte von oben)	50
Reuters Heiratseintragung im Kirchenbuch von Roggenstorf (4 Spalte von oben)	51
Erinnerungen an Fritz Reuter aus meiner Neubrandenburger Gymnasiasten-Zeit / <i>Otto Piper</i>	52
Wo man noch plattdeutsch spricht — Besuch im Fritz-Reuter-Literaturmuseum in Stavenhagen / <i>Hans Kallies</i>	55
Das Jahr der Fritz-Reuter-Freunde / <i>Alfred Lange</i>	57
Fünf Reuter-Anekdoten	58
Verdiente Jubilare aus dem Lande Fritz Reuters im Gedenkjahr 1974 / <i>Hartwig, Lehmbecker, Abraham</i>	59
Abbildung der Urkunde bei Verleihung der Reuter-Plakette	69
Über: „Eure guten Jahre“, Berichte und Betrachtungen von Friedrich Griese / <i>Prof. Dr. Karlmann Beyschlag</i>	70
Uns' plattdütsch Eck	74
„Lütten Dank an unsen Fritzing“ / <i>Friedrich Bauer</i>	74
Ut mine Stromtid: Bräsig und Hawermann / <i>Fritz Reuter</i>	75
Wat is up'n Dörp los? (III) / <i>Fr. Rehm</i>	82
Vun den teterowschen Häkt / <i>Oththrich Müller-Ramelsloh</i>	85
„Däuwind“ (Vorfrühling 1955 up'm Schillersdörper Teeraben) / <i>Klaus Giese</i>	88
Schnurz un ick un noch'n bäten wat ut Land twee / <i>Dr. Gerhard Reinhold</i>	92
Unsere plattdeutsche Sprache / <i>Babetta Gog!</i>	95
Besprechung einer Schallplatte / <i>Lehmbecker</i>	95
Fritz Reuters Grabspruch	96
Die Lage des mecklenburgischen Bauerntums im 17. und 18. Jahrhundert / <i>Archivrat Dr. Georg Tessin</i>	97
Taschenbrecher (II) / <i>Oberkirchenrat Dr. Karl Friedrich Boll</i>	108
Über den guten Willen / <i>Immanuel Kant</i>	115
Pietà / Gedicht / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	115
Buchbesprechungen	116
Romanische Taufsteine in mecklenburgischen Kirchen / <i>Prof. Dr. Friedrich Scheven</i>	118
Die Seeleute in der Hölle / <i>Siegfried Armin Neumann</i>	126



Fritz Reuter

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Fritz-Reuter-Sonderheft

40. Jg. - Nr. 68/69

Göttingen

Frühjahr 1974

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Anmeldungen für den Bezug der Zeitschrift „Carolinum“ und Nachbestellungen
dieses Reuter-Sonderheftes n u r bei:
Landessozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

Anmeldungen zur Mitgliedschaft für die
Fritz-Reuter-Gesellschaft Lübeck bei:
Dr. Walter Lehmbecker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben
von
Landessozialgerichtsrat P. Heitmann und Dr. Walter Lehmbecker

Schriftleitung:

für Personal-Nachrichten: Landessozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

für Manuskripte: Dr. Walter Lehmbecker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Diesen beiden zur Seite stehen noch Dr. Carl Meltz und Dipl.-Ing. Roderich Schröder

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

Frühe Begegnungen mit Reuter

Von Helmut de Voss

Ein Telefongespräch mit dem Präsidenten der Fritz-Reuter-Gesellschaft, Dr. Walter Lehmbecker, verdeutlichte mir plötzlich, daß es vielleicht wert sei, vielleicht auch Pflicht sei, im 100. Todesjahr Reuters, im eigenen 58. Lebensjahr mit Dankbarkeit einen Habensaldo aufzulegen, der von guten Erträgen zeugen kann. - Jeder lesende Mensch hat „seine“ Dichter, das ist klar. Ich habe von Berufs wegen neben Reuter viele, die ich „meine“ nenne, von Charles Dickens über Theodor Fontane bis zu Werner Bergengruen und Frank Thiess ist die Zahl meiner Freunde groß. Dennoch ist Fritz Reuter längst nicht mehr der primus inter pares, er ist ohne einschränkende Beifügung der primus. Eine solche Herausstellung muß belegt werden, und wenn ich vom Habensaldo schrieb, so will ich auch das Konto aufstellen, wie es sich auf meinem Lebensweg bisher ergab.

Meine früheste Erinnerung an Reuter ist sehr persönlich. Der alte Schmiedemeister in unserem Dorf bei Wismar/Mecklb. hatte einen struppigen grauen Bart, trug sein Haar auf dem runden Schädel wirr und ungescheitelt, und vor den gutmütigen Augen trug er auf einer knolligen Nase eine Nickelbrille mit ovalen Gläsern. Meine älteren Geschwister sagten mir, er sähe Fritz Reuter zum Verwechseln ähnlich und bewiesen es mir mit dem Titelbild in unserer Reuter-Ausgabe. Ich war ganz verduzt über die Ähnlichkeit und glaube heute, der Meister hörte diesen Vergleich selber oft, hörte ihn wohl nicht ungerne und tat seinen Teil dazu, durch Haar- und Bartschnitt solchen Eindruck nicht verwischen zu lassen. Mit Fritz Reuter verglichen zu werden, das war für einen mecklenburgischen Handwerksmeister eben ein Grund zum Stolz.

Den Dichter Reuter lernte ich durch unseren Vater kennen. Vater hatte, was für einen mecklenburgischen Landwirt ungewöhnlich war, eine Fülle hochdeutscher und plattdeutscher Dichtung im Kopf, er war den Ansprüchen seiner vier Kinder, die ihn in der Dämmerstunde um Unterhaltung baten, stets gewachsen. Ob es nun das Lied der Parzen aus Goethes „Iphigenie“ war oder eine Münchhausen-Ballade, wir konnten nach Belieben Wünsche äußern. Diesen hohen Dingen konnte ich mit meinen 5 Lebensjahren ja nichts abgewinnen und so bekam ich mein Teil mit „De Tigerjagd“ oder „Wat dedst du, wenn du König wirst?“. Ein hochdramatischer, pathetischer oder gar lauter Vortrag lag unserem Vater gar nicht, das war nicht seine Art. Aber wenn er mir bedächtig mit dem Zeigefinger auf die Brust klopfte und mahnend sagte: „... schri un jammer nich tau vel, denn fat dat Ding an'n Start geswinn un slag en düchtgen Knuppen rin“, dann war das eine Weisung, die ich im Falle auftauchender Tiger mit Ernst und Zuversicht zu befolgen beschloß.

Vor den Sommerferien 1924 gab es in den mecklenburgischen Schulen viel Betrieb, viel Aufführungs- und Chorproben, um den 50. Todestag Reuters würdig zu feiern. Ich ging ins 2. Schuljahr, merkte kaum etwas von den Vorbereitungen, und doch hatte ich große Mühe von dem Gedenktage. Es gab damals im mecklenburgischen Schulwesen eine Informationsschrift mit dem Titel „Die Brücke“, welche angelegt war, gute Verbindung zwischen Schule und Elternhaus zu halten. Diese Schrift zeigte auf der Titelseite der Juliausgabe 1924 zu Ehren Reuters die sehr naturalistische Darstellung einer knorrigen Eiche, außerdem in kunstvoll gezeichneten Minuskeln Hanne Nütes fast über die ganze Welt verbreitetes Lied „Ick weit einen Eikboom, de steiht an de See“. Diese kunstvollen Minuskeln waren für meine kaum erwachte Lesefreudigkeit nach einem Jahr Fibelunterricht eine harte Nuß. Ungewöhnlich war diese Schrift, schwer war es, eine Sprache zu lesen, die ich bis dahin nur geläufig gesprochen hatte, und Kummer bereitete mir die einheitliche Kleinschreibung. Zwar belehrte mich unsere Großmutter über künstlerische Freiheit, die auch vor der Rechtschreibung nicht immer halt machen mußte, aber mir schien solche Freiheit, die eine Versetzung in die nächste

Klasse schließlich gefährden konnte, sehr bedenklich. — Unsere Großmutter wußte auch noch vom Juli 1874 zu erzählen, als sie die Todesnachricht aus Eisenach in Wismar erreicht hatte und sie, die blutjunge Apothekerfrau, in tiefste Bestürzung versetzt hatte. Ich hörte ergriffen zu und dachte an unseren Schmiedemeister.

Die nächste Erinnerung gehört in mein 8. Lebensjahr. Unsere Großmutter las einer Weißnäherin, die regelmäßig zu uns auf den Hof kam und vor sechs Jahrzehnten Großmutter's Mitkonfirmandin war, aus „Dörchläuchting“ vor. Es muß das 9. Kapitel gewesen sein, in dem „Dörchläuchten in dusend Ängsten“ war, weil sich heftige Gewitter über Neubrandenburg entladen hatten. Beide Frauen, Näherin und Vorleserin, waren von Natur sehr temperamentvoll. So wurde es bei viel Gelächter und Gepruste für mich zwar kein sehr einleuchtender Nachweis der Kunst Reuters, aber hier wurde literarisch glossiert, was uns Sommer für Sommer mit Ernst ausgedet wurde, — die Gewitterangst.

Niemanden wird es wundern, daß nach so vielen frühen Eindrücken Fritz Reuter für mich an der Spitze aller dichtenden Menschen stand, als ich ins Gymnasium zu Wismar eingeschult wurde. Dort nun stieß ich auf einen wahren Reuterenthusiasten, den erst vor einigen Jahren verstorbenen Dr. Erich Fabian, der als junger Studienrat unser Deutschlehrer war. (Dr. Fabian hatte nach 1945 als Dichter des Sozialismus in Mecklenburg einen Namen.) Zwar hatte der Deutschunterricht in Sexta andere Aufgaben, aber Dr. Fabian griff gerade in der Sprachlehre immer wieder auf syntaktische Besonderheiten in der plattdeutschen Sprache zurück, bewies sie aus Reuters Dichtung, zeigte Unterschiede zwischen damaliger und heutiger plattdeutscher Sprechweise auf, daß zwangsläufig auch hier wieder Reuter dazugehörte. — Diese starke Einbeziehung eines einzigen Dichters in mein Alltagsleben ermutigte mich damals, unseren Vater um einen Reuterband zu bitten, ich wolle nun „Ut mine Stromtid“ lesen. Das war für einen Zehnjährigen ein kühner Anlauf. Unser Vater bewies mir zunächst, daß ich mit bestem Willen diesen großen Roman nicht bewältigen könnte, er nahm sich aber sogleich die Zeit, mir eine Leseprobe zu geben. Es war nicht das vielgelesene „Wihnachten in'n Pasterhus“, auch nicht „dat Rangdewuh in'n Wadergraben“, sondern das Kapitel 13 mit der Schilderung Bräsigs in viel zu engen „Preisterkledaschen“, wie er nach Rexow geht, „langsam un swor, as wir't Mod worden, Kreihen up de Mast tau jagen un sei nahsten Prauw fleigen tau laten“. Gerade dieses Bild ist mir als ein Beweis der Zeichenkunst Reuters besonders deutlich im Gedächtnis geblieben, und oft habe ich es in späteren Jahren bei meinen Vorträgen hervorgeholt.

Einen derart „infizierten“ Jungen konnte man nun allerdings nicht mehr lange von der Reuterlektüre in ihrer ganzen Breite zurückhalten. Ich muß es als einen Glücksfall bezeichnen und danke es meinen Eltern bis heute, daß sie mich mit dem großen Erzähler nicht allein ließen. In unserem Elternhaus wurde viel vorgelesen und so kam es, daß ich im Alter von 13 und 14 Jahren nach und nach unserer Mutter „Dörchläuchting“, „Ut de Franzosentid“, „Ut mine Festungtid“ und schließlich „Ut mine Stromtid“ vorlas, während sie Hausarbeiten oder Näherei erledigte. Ich halte diesen großen Einstieg in Begleitung der Mutter für sehr bedeutsam, denn dem Quartaner mußte doch mancher kulturgeschichtliche Begriff, manches auch im Plattdeutschen auftauchende Fremdwort, manche Besonderheit aus dem Leben vor hundert Jahren erklärt werden. Die Eindrücke aus dieser ersten Lesung sind mir bis heute so plastisch im Gedächtnis geblieben, daß mir im Umgang mit mehreren Reuter-Ausgaben die grünen Bände des Bibliographischen Instituts (hrsg. v. W. Seelmann) immer noch am vertrautesten sind, denn sie waren in meinem Elternhaus geradezu Gebrauchsartikel.

Noch einmal begegnete mir auf dem Weg durch das Gymnasium ein vielseitig gebildeter Pädagoge, der die plattdeutsche Dichtung als notwendigen Bestandteil der Bildungsgüter an norddeutschen Schulen erkannt hatte. Es war der in Dithmarschen geborene Professor Max Gnekow am Matthias-Claudius-Gymnasium zu Wandsbek. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob im Jahre 1932 der Lektürekanon für Gymnasien niederdeutsche Dichtung vorsah, aber Professor Gnekow setzte in Parallele zu seinem vielfar-

bigen Geschichtsunterricht über die sozialen Fragen im 19. Jahrhundert „Kein Hüsung“ ein. Nur wenige Schüler aus den sogenannten „oberen Kreisen“ in Hamburg konnten damals geläufig plattdeutsch sprechen, geschweige denn lesen und so ergab sich, daß Professor Gnekow und ich im Wechsel vorlesen mußten, wobei sich der gewissermaßen offene dithmarsche Tonfall mit dem dunkler klingenden mecklenburgischen stets gut vertrag. Wesentlicher war Professor Gnekows erhellende Deutung der Polaritäten im sozialen Bereich einer Umwelt, aus der ich geboren war.

Mit 19 Jahren besaß ich plötzlich eine eigene vollständige Reuter-Ausgabe. Da hatte unmittelbar nach der Jahrhundertwende (nach Erlöschen des Urheberrechts also) eine fliegende Versandbuchhandlung dem Vater eines Schulfreundes Reuters gesammelte Werke buchstäblich „angedreht“. Der Mann war Württemberger, verstand kein Wort Plattdeutsch und hatte die 12 oder 14 Broschüren über 35 Jahre unaufgeschnitten verwahrt, um sie geradezu erleichtert an mich weiterzugeben. Zu der Zeit war ich in der landwirtschaftlichen Gutsverwaltung tätig, verdiente 60,— RM im Monat und hätte mir selbst aus dem Antiquariat keine Ausgabe leisten können. Die Edition war schlecht und schludrig, Worterklärungen waren teilweise falsch, Biographisches war lückenhaft, es war ein richtiger „Schnellschuß“, wie er bei Konjunkturritten im Verlagsgewerbe auch heute zu finden ist. Aber was störte mich das? — An langen Winterabenden auf dem Lande las ich damals das Gesamtwerk einschließlich aller angebotenen nachgelassenen Schriften, der Briefe, der Polterabendgedichte usw. Ein Mitarbeiter in der Gutsverwaltung fand es merkwürdig, daß ich den ganzen Tag in der Wirtschaft plattdeutsch sprach und mich trotzdem abends an die plattdeutsche Dichtung setzte. („Sie sind doch Gymnasiast!“) Im Rückblick finde ich das heute auch bemerkenswert, mein späterer Berufswechsel zum Buchhandel ist ja nur aus breiterem literarischem Interesse zu erklären. Es war wohl so, daß ich diesem Mann aus Stavenhagen damals schon folgen mußte, weil in frühen Jahren gute Eltern, gute Lehrer und ein Schmiedemeister die Weichen gestellt hatten. (In diesen Jahren schrieb ich auch einen gut gemeinten, feuer-speienden Brief an die Redaktion des „Niederdeutschen Beobachters“, weil man es dort gewagt hatte, einen Bericht über Reuters Alkoholismus zu schreiben. Auf die Antwort warte ich noch heute.)

Im Gegensatz zur gängigen Version muß ich sagen, daß ich während des ganzen Krieges Reuter nicht „im Tornister trug“, daß ich in 5 Kriegsjahren an der Front keine noch so bescheidene Reclam-Ausgabe von Reuter besaß, sie dank guter Kenntnis des Werkes aber auch nicht vermißte. Als wir dann aber nach dem Verlust aller Habe am Nullpunkt des Neuanfanges standen, suchte ich 1947 mit Energie nach einer antiquarischen Reuter-Ausgabe und fand sie im süddeutschen Raum bei aller sonstigen Bücherknappheit sehr schnell. Es war die wohl bekannteste Hinstorff-Ausgabe in 14 Bänden, die A. Wilbrandt nach 1874 mehr schlecht als recht herausgegeben hatte, — Kleinktavbände in braunem Leinen gebunden und mit Reliefprägung verziert. Es hat fast ein bißchen Symbolgehalt, daß Reuter, den ich schon als Kind für den ersten aller schreibenden und dichtenden Menschen hielt, nun mit seinem Werk auch wieder am neuen Anfang einer häuslichen Bibliothek stand, die mittlerweile auf viele hundert Bände angewachsen ist. Die braunen Bände der Wilbrandt-Ausgabe haben mich dann im Laufe der letzten Jahrzehnte auf vielen Vortragsreisen begleitet und waren schließlich so ramponiert, daß ich sie in den Ruhestand versetzen mußte. An ihre Stelle trat wieder die bewährte Ausgabe von W. Seelmann und neuerdings die Ausgabe von Kurt Batt, mit welcher der Hinstorff-Verlag seinem größten Autor noch in unseren Tagen eine würdige Reverenz erwies.

Von vielen Begegnungen mit Reuter in der Kinder- und Jugendzeit war hier die Rede. Von Begegnungen im Leben des reifen Mannes kann insofern nicht mehr gesprochen werden, als Reuter heute bei uns ständiger Hausgast ist, wie er es im Elternhaus war. Viel wäre noch zu berichten über zahlreiche Sekundärliteratur, die sich nach und nach ansammelte; ein noch so breiter Bericht könnte doch nichts anderes ausdrücken als dankbare Gefühle gegenüber einem zuverlässigen Lebensfreund.

Die Handschrift zu Reuters Kein Hüsung

Von Heinz C. Christiansen – Chicago, Illinois, USA

Die Handschrift zu Reuters Werk „Kein Hüsung“ liegt im Fritz Reuter Altenheim in North Bergen, New Jersey, USA. (3161 Kennedy Boulevard, North Bergen, N.J. 07047, U.S.A.: Henry Wittschief, Administrator).

In einem Beitrag über den „Plattduetschen Volksfest-Vereen von New York“¹ wird darauf hingewiesen, daß Luise Reuter, die Witwe des Dichters, die Hs. im Jahre 1875 dem „Volksfest-Vereen“ überlassen hatte. Seitdem ist die Lage der Hs. der allgemeinen Germanistik unbekannt geblieben, und deshalb weder in den Handschriftenkatalogen² verzeichnet, noch von der Reuter-Forschung ausgewertet worden³.

Luise Reuter schenkte dem „Volksfest-Vereen“ die Hs. aus Anlaß des ersten plattdeutschen Volksfestes, das vom 6. - 12. September 1875 gefeiert wurde. (Der Verein, der noch heute unter dem Namen „Plattduetscher Volksfest-Vereen von New York und New Jersey“ existiert, feierte im Jahre 1973 sein 99. Volksfest). Nachdem die Hs. im August 1875 eintraf, wurde sie im Laufe der Festlichkeiten am 7. Sept. in zwei hermetisch versiegelten Röhren in den Sockel eines geplanten Reuter-Denkmal eingemauert, wo sie 16^{1/2} Jahre lang lag. Als im Frühjahr 1892 immer noch keine Gelder für das Reuter-Denkmal vorhanden waren, wurde die Hs. wieder aus dem Grundstein entfernt. Über den Verbleib der Hs. in den Jahren 1892 bis 1998 sind im Augenblick keine Details bekannt. Seit 1898 lag die Hs. in den luftdichten Röhren im obengenannten Reuter Altenheim. 1973 wurden diese Röhren mit Erlaubnis des Vorstandes des Altenheimes zum ersten Mal geöffnet, und die Hs. untersucht. Das Altenheim wird die Hs.-Blätter einzeln versiegeln, um sie in einer kleinen Reuter-Ausstellung den Besuchern und Gästen des Altenheims darzubieten. (Außer der Hs. besitzt das Altenheim einen von Reuter im Jahre 1874 beschriebenen Briefumschlag, ein von Reuter unterzeichnetes Bild, sowie eine Reuter-Briefmarke aus dem Jahre 1954.)

Reuter verwendete zwei Papiersorten. Doppelblätter 1 - 12 sind aus einem Maschinenpapier gewöhnlichen Gewichts, ohne Wasserzeichen, und von beiger Färbung. Doppelblätter 13 und 14 sind aus einer stärkeren Sorte von Handpapier, von blaugrauer Färbung, und tragen das Wasserzeichen: WK. Die mit schwarzer Tinte beschriebenen Blätter sind überall lesbar und weisen außer den zu erwartenden Randbeschädigungen nur folgende größere Risse und Löcher auf:

a. Blatt 20: ein Riß von 12 cm, der durch die ersten 20 Verse des Blattes läuft, aber weder auf 20^r noch 20^v zu einem Textverlust führt.

b. Blatt 21: ein Riß von 6 cm durch die ersten 8 Verse; kein Textverlust.

c. Blatt 22: ein Loch (6x3 cm), das auf 22^r den Verlust des mittleren Teiles der ersten vier Zeilen, und auf 22^v den Verlust der jeweils zweiten Hälfte der ersten fünf Verse verursacht.

Es handelt sich also um relativ geringe Beschädigungen und Textverluste. 22^v weist ebenfalls rote Markierungen auf der oberen Seitenhälfte auf, und es darf angenommen werden, da es sich um aufeinanderfolgende Blätter handelt, daß diese unmittelbar aufeinanderlegen haben, und so entweder schon zur Zeit Reuters, oder aber später bei der Verpackung in die versiegelten Röhren beschädigt und markiert wurden.

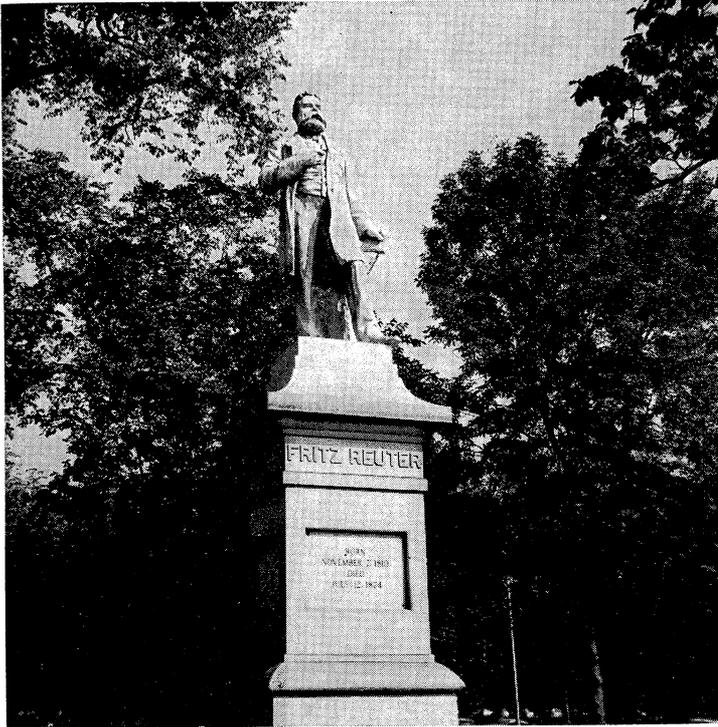
Es ist eine eigenhändige Hs. und von Reuter in deutscher Schreibschrift geschrieben. Die Schrift ist gleichmäßig und weist außer einer spiralartigen Verschnörkelung am Ende des 1., 2., 3. und 4. Kapitels, und großen römischen Zahlen als Kapitelnummern, keine außergewöhnlichen Merkmale im Schriftbild auf. Die Hs. ist durchgehend mit Korrekturen (Ausstreichungen, Austauschungen und Einschreibungen, sowie Zusätzen und Nachträgen von einzelnen Wörtern, Verszeilen, oder Versgruppen) versehen.

Die Hs. besteht, soweit sie erhalten ist, aus 14 Doppelblättern. Die Blätter sind ungeheftet und unnummeriert. Ein Titelblatt ist nicht vorhanden. Blatt 1^r trägt keinen Werktitel, lediglich römisch I über der ersten Verszeile. Mit der Ausnahme von Blatt 4^r und 4^v sind alle Blätter auf beiden Seiten beschrieben.

Die Hs. ist nicht vollständig. Es fehlen 12 Blätter. Da die Werkausgabe von Kurt Batt⁴ keine Verszahlen trägt, wurde die Hs. mit der Ausgabe von Wilhelm Seelmann⁵ verglichen, um die in der folgenden Tabelle zusammengefaßten Hs.-Lücken festzusetzen. Außer den unten beschriebenen Unterschieden zwischen Hs. und Werkausgabe wäre noch auf zahlreiche kleinere Änderungen hinzuweisen, die von Dichter und Herausgeber zwischen der Vervollständigung der Handschrift und der Erstausgabe gemacht worden sind.

Seelmanns Ausgabe	Reuters Handschrift	Bemerkungen zur Hs.	
Kap. Verse	Verse		
I 1—395 (Schluß)	1—390 (Schluß)	Kapitelnummer und -überschrift fehlen. In der ganzen Hs. durchstrichene, verbesserte, und ersetzte Wörter und Verse.	
II 1—228 (Schluß)	391—620 (Schluß)	Kapitelüberschrift fehlt.	
III 1—228 (Schluß)	621—849 (Schluß)	Kapitelüberschrift fehlt.	
IV 1—450 (Schluß)	850—1289 (Schluß)	Kapitelüberschrift fehlt.	
V 1—125	1290—1416	Kapitelüberschrift fehlt. Verse 1329—1336 sind V. 1—8 bei Seelmann.	
	126—321 (Schluß)	} 4 fehlende Hs.-Seiten	
VI 1—31	FEHLEN		
	32—463 (Schluß)		
VII 1—243 (Schluß)	1636—2052 (Schluß)	Kapitelüberschrift fehlt.	
VIII 1—241 (Schluß)	2053—2285 (Schluß)		
IX 1—181	2286—2524 (Schluß)	Die Kapitelüberschrift lautet:	
	182—341 (Schluß)		
X 1—510 (Schluß)	FEHLEN	} 20 fehlende Hs.-Seiten	
XI 1—236 (Schluß)	FEHLEN		
XII 1—50 (Schluß)	FEHLEN		
XIII 1—85	FEHLEN		
	86—264	86—266	
	FEHLEN	265, 267—292, 343	Wichtige Paralipomena
	342—352	293—302	
	262—483 (Schluß)	1—210 (Schluß)	

Blatt 1-24: Blattgröße 340 mm x 210 mm; Schriftbild durchschnittlich 315 mm x 120 mm. Blatt 25-28: Blattgröße 340 mm x 200 mm; Schriftbild durchschnittlich 315 mm x 120 mm. Die Blätter sind unliniert und enthalten zwischen 50 und 62 Verszeilen; durchschnittlich 52.



Reuter-Denkmal in Chicago (USA)

Die Forschung hat die Entstehungsgeschichte des Werkes „Kein Hüsung“ nur aus indirekten Quellen herleiten können. Es ist bekannt, daß Reuter im Herbst 1856 Abschnitte der Dichtung in einer Abendgesellschaft in Neubrandenburg vorgelesen hat⁶, und daß er Ende Dezember d.J. ein Teilmanuskript an den Verleger Theodor Kunike schickte, zusammen mit einem Brief, in dem er das Werk seinen „ganzen Stolz“ nannte⁷. Es ist ebenfalls richtig darauf hingewiesen worden, daß Reuters Bemerkung in dem o. gen. Brief, daß dieses Werk „das Ergebnis einer langgenährten Idee“ sei, wörtlich zu nehmen ist, da Reuter sich schon 1839 in dem Gedicht „St. Jakobitag“, und dann später noch mehrere Male, mit sehr ähnlichen Problemen herumgetragen hat.⁸

Die hier beschriebene Hs. sollte auf jeden Fall die Frage nach dem Anfang der Niederschrift dieses Werkes beantworten. In der rechten oberen Ecke von Blatt 1^r steht in der Handschrift Reuters: „(12 Oct 1856 begonnen)“. Dieses Datum schließt natürlich nicht aus, daß Anfänge des Werkes nicht schon in anderer Form existiert haben; vorliegende Hs. wurde jedenfalls im Oktober 1856 begonnen.

Es handelt sich bei dieser Hs. höchstwahrscheinlich um ein Arbeitsmanuskript, da die Korrekturen und Verbesserungen zahlreich sind, und das Werk bis zur Erstausgabe noch weitere Änderungen erfuhr. Der Verfasser wird sich in einer demnächst erscheinenden Arbeit mit der Rekonstruktion der Gedankenprozesse auseinandersetzen, die Reuter während der Schaffenszeit bewegt haben. Eine sorgfältige Untersuchung dieser Hs. dürfte der Reuterforschung im allgemeinen, und dem Verständnis dieses Werkes im einzelnen weiterhelfen. In der Zwischenzeit dürfen wir uns darüber freuen, daß diese Reuter-Handschrift nicht verlorengegangen ist und im Fritz Reuter Altenheim von North Bergen, New Jersey, sorgfältig aufbewahrt werden wird.

Anmerkungen siehe Seite 14

Anmerkungen

1. Der Plattduetsche Volkfest-Vereen von New York. In: De Eekboom 6, 1931, S. 118 ff.
2. Paul Raabe: Quellenrepertorium zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. Sammlung Metzler M 21b. 1966.
3. Die kritischen Ausgaben von Seelmann und Batt wurden ohne Einsicht in die Hs. zubereitet. (Reuters Werke. Nach der in Gemeinschaft mit Conrad Borchling und Ernst Brandes besorgten Ausgabe neubearbeitet und ergänzt von Wilhelm Seelmann und Heinrich Brömse. 12 Bde. [1936]; Fritz Reuter. Gesammelte Werke und Briefe. Hrsg. von Kurt Batt. 9 Bde. 1967).

Ich möchte an dieser Stelle Herrn Dipl. phil. Arnold Hückstädt, Direktor des Fritz-Reuter-Literaturmuseums Stavenhagen, danken für seine Anregung, während meiner Forschungsarbeiten an einem Reuter-Band für die **Sammlung Metzler** (Erscheinungsjahr 1975) nach dieser Hs. zu suchen, und für seine Hinweise bezüglich der möglichen Lage der Hs. Meinen Dank ebenfalls an den Vorstand des Fritz-Reuter-Altenheimes für die Genehmigung zur Öffnung der Hs. und besonders an Herrn Henry Wittschief für seine Unterstützung während der Untersuchung der Hs.

4. Kurt Batt: Gesammelte Werke und Briefe. Bd. 3; siehe Anm. 3.
5. Wilhelm Seelmann: Reuters Werke. Bd. 2; siehe Anm. 3.
6. Seelmann: Reuters Werke. Bd. 12. S. 233 f.
7. Batt: Gesammelte Werke und Briefe. Bd. 8. S. 303 f. (Brief vom 22. Dez. 1856).
8. Batt: Ebda. Bd. 9. S. 193 ff.

Wat is nu schöner, en Frühjohrsdag oder en por schöne Ogen? Ach, ick mein doch en por Ogen! In so' Frühjohrsdag kann Einer 'rinner seihn wid weg — ja wid weg — schön is't; äwer je wider hei süht, desto trüwer un dunstiger ward dat; in so'n Mätens-Og kann einer 'rinner seihn — deip un ümmer deiper — un je wider hei süht, je klorer ward dat, un ganz unnen in 'n Grun'n, dor liggt de Hewen, un den'n sine blagen Wunner hett noch kein Minschen-Og dörch seihn.

Fritz Reuters „Läuschen un Rimels“

Von Kakuji W a t a n a b e

Fritz Reuters „Läuschen un Rimels“ erinnern mich an unsere japanische „Rakugo“, anekdotenhafte Erzählung mit einer Pointe, die vom Rezipienten am Abend in einem kleinen Theater vor dem Volk aufgeführt wird. In diesen Erzählungen treten hauptsächlich Handwerksburschen, Ladendiener und alte Leute auf, die auf das Altenteil zurückgetreten sind, manchmal auch Dorfleute und Tagelöhner, deren Rückständigkeit und Ungeschicklichkeit zum Gelächter der Zuhörer dienen. Unser Rezipient schnackelt dabei mundartlich, damit das Volk daran Gefallen finden möge; und die Stoffquelle solcher Erzählungen beschränkt sich eigentlich auf das mündlich von alt her Überlieferte, das er seinem alten Meister abgelernt hat. Auf die Verwendung des Reimes wird bei uns aber von Anfang an Verzicht geleistet, um die Zuhörer möglichst sinnfällig und aktuell zu beeindrucken. Mir war es also wenigstens unbegreiflich, warum Fritz Reuter in seinen Läuschen seine Gedichtform vorgezogen hat und eben durch diesen Zwang der Versifizierung die Wortfolge des Gedichts manchmal auch nicht wenig zerstört hat, als ich zuerst vor mehr als vierzig Jahren darin lesen wollte. Reuter wollte sich zu seinen nur Unterhaltung suchenden Lesern bequemen und strebte Bornemann, seinen Vorläufer der Plattdeutschen Läuschen, in Versrhythmen nachzuahmen.

Betreffs der Konstruktion des Läuschens, so steht am Anfang der Geschichte im allgemeinen die einführende Phrase, die bei uns „Makura“, d. h. Kopfkissen genannt wird; erst dann entwickelt sich gewöhnlich der Gang der Handlung und schließlich nimmt das Läuschen einen guten Ausgang mit der Pointe. Und Reuters Pointe im Läuschen besteht darin, daß die Hauptfigur ihren Partner durch Schlaueit und Witz überlistet, aber nicht im Wortspiel, wie es bei uns in den Fazetien meistens der Fall ist. Über das Wortspiel spricht Reuter in einem Brief: „Der Wortwitz ist kein Witz, er ist die Erbschaft eines sittlich und literarisch verkommenen Schriftstellers.“ Im Gegenteil findet unser Volk an dem Wortwitz so sehr Gefallen, daß Humor und Witz im wahren Sinne des Wortes nicht zu finden sind, solange es sich um solche Fazetien Rakugo handelt. Auf die einführende Phrase aber scheint Reuter nicht so sehr Wert gelegt zu haben; in dem Läuschen stellt er gewöhnlich unmittelbar die Situation dar: wie z. B.

S'on rechten Hanschendorper Bur,
Dat is 'ne snurrige Kreatur,
Wenn de mal kümmt tau Stadt herin,
Dat's grad, as wenn de Ap sick in
Pickstäweln hett infangen laten
Un weit nicht recht, wo ut, noch in.

(— Dat Sößlingsmetz —)

Bei uns hätte der Rezipient zuerst das Sechsschillingmesser umständlich erklären müssen, da die Zuhörer möglicherweise nicht mehr darin Bescheid wissen mögen. Aber Reuter wußte das alles in den schnurrigen Gesprächen zwischen dem Bauer und Barbier zu erklären. Das ist aber von der Zeitdauer der Rezipitation des Läuschens abhängig; wenn es so kurz wäre wie bei Reuter, so würde auch unser Rezipient das „Kopfkissen“ abgekürzt oder weggelassen haben. Das größte Läuschen, „Dat Jahrmark“, das aus 665 Zeilen besteht, läßt dem Dichter freies Feld, dem Läuschen eine vollständige Form zu geben; so steht am Eingang der Geschichte:

„Je, Mutter, 't is woll an de Tid,
 Dat Fritz sick in de Welt ümsüht.
 Hei bliwwt süs heil und ganz perdollsch“,
 Seggt Bur Swart tau sine Ollsch.
 „Süh, morgen is Johrmark in de Stadt,
 Dor künn hei sick denn mal eins wat
 Versäuken un de Kau verköpen
 Un up den Mark en beten rümmer ströpen;
 Denn Viehsionochnomi un stolzen Dünkel
 Un ok Kultur der Welt mit mang. —
 Wer de nich hett, de bliwwt en Slingel,
 De bliwwt en Klas sin Leben lang.“ —

Dieses Gespräch zwischen Vater und Mutter könnte man für den Rahmen dieses Läuschens halten, wenn man annimmt, daß der Dichter hier eine Rahmengeschichte konstruieren wollte. Aus seiner Vorrede zur ersten Auflage kann man ersehen, daß der Dichter über seine Umgebung nicht hinaussehen wollte, und daß er eben deswegen sich der Sprache des mecklenburgischen Bauern bediente, weil er als Bauernfreund nicht ein treues, sondern ein karikiertes Bild der plattdeutschen Bauernschaft geben wollte. Besonders ist zu bemerken, daß er dabei seinen Gesichtskreis eingrenzen und nicht über seine Umgebung hinaustreten wollte; er wollte nämlich seine Dorfleute niemals aus den Augen eines Gutsherrn bspötteln, geschweige denn von dem Standpunkt eines Außenseiters aus.

An der Darstellung der auftretenden Figuren zeichnet sich Reuter vor seinen Vorgängern um einen Kopf aus und kikt äwer ehr rut as Saul äwer sine Bräuder. Küster Suhr und der Pastor sind beide Figuren, die Fritz Reuter am sorgfältigsten plastisch gestaltet hat, den ersteren in dem Läuschen „Moy inricht“ und den letzteren in dem Läuschen „De Giez“. Der Küster sucht Ausflüchte und kommt durch seine Kunstgriffe davon, den Mangel seiner Kenntnisse zu enthüllen, während der Pastor nur auf seinen Wohlstand bedacht ist, wovon auch ein Schulkind Wind bekommen kann. Schlaue Tagelöhner, sauflustige Kirchendiener, lebenslustige Handwerker und rückständige Amtsleute treten vor uns Lesern auf und bieten uns nicht Belehrung, sondern die Freude des Dorflebens, wobei es um die Frage sowohl der Politik als auch der Moral oder Religion gar nicht geht. Es geht hier nur um Essen und Trinken! Das ist alles auch bei uns der Fall, was man aus der folgenden Geschichte ersehen kann.

In feudaler Zeit war die Sparsamkeit die oberste Tugend, die auch Schulkinder beobachten mußten. Ein Sohn kam eines Tages auf eine feine Idee und sagte zu seinem Vater: „Ich werde den Fächer nur um die Hälfte aufschlagen. Wenn mein Fächer in diesem Sommer kaputt geht, benutze ich im nächsten Sommer die andere Hälfte.“ Der Vater erwiderte: „Das sagt mir gar nicht zu. Schlage den Fächer ganz auf, mein Sohn, fächle aber nur dein Kinn!“

Dies ist der Inhalt einer Geschichte mit der Pointe, die Reuters Sammlung um ein Läuschen reicher hätte machen können, wenn unser mecklenburgischer Dichter es damals kennengelernt hätte.

Unter den Läuschen gefallen mir zwei Stücke am besten: „De Gedankensün'n“ und „Wat dedst du, wenn du König wirst?“, sowohl wegen der Formvollendung, als auch wegen des Inhalts der Geschichte. Die Kompaktheit der Darstellung des Ersteren grenzt an Formschönheit, mit anderen Worten, so kompakt, daß keine Silbe überflüssig ist und weggelassen werden kann, ohne seine Bedeutung zu schädigen. Was mich aber anzieht, ist die Enge des Gesichtskreises der Figuren. Man kann dem Wunsch eines Schweinehüters recht geben, wenn er seine Schweine zu Pferde hüten wollte, wenn er König wäre. Reuter bietet dem Leser nämlich ein karikiertes Bild des Dorfbewohners an, eben deswegen wurden 1200 Exemplare der ersten Auflage in sechs Wochen ausverkauft. Wenn der Dichter ein treues Bild seiner Heimat gegeben hätte, so würde er keinen so guten Absatz gefunden haben. Das virtuelle Bild, das sein Darstellungstalent schuf, konnte seine Gedichtsammlung zu einem charakteristischen Kunstwerk erhöhen.

Die bürgerliche Revolution 1848-1849 im Spiegel der „Stromtid“

Ein Kapitel Literatursoziologie im Niederdeutschen

Von Wolfgang Lindow

„Fritz Reuter ist im besten Sinne des Worts ein Volksschriftsteller. Er versteht, ohne Unterschied mit jedermann und in jedermanns Sprache zu reden. Er ist nicht entfernt ein sogenannter Dorfgeschichtenschreiber, er hat nicht etwa bloß einen besonderen Stand geschildert oder für eine gewisse Klasse von Leuten geschrieben; sondern er behandelt die verschiedensten Kreise: Bürger und Bauern, Knecht und Edelmann, Pastor und Leutnant, „Dörchläuchting“ und „Fetthamel“; und ebenso hat er das gesamte Volk im Auge, er wendet sich an alle Schichten der Gesellschaft“ (1). Diese Charakterisierung, zwei Jahre vor Reuters Tod geschrieben, könnte in leicht verallgemeinerter Form ein Programm für Literatursoziologen sein, denn „die literatursoziologische Betrachtungsweise sucht die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Gesellschaft zu erhellen; ihre Analysen gelten primär der Rolle der Dichtung (und des Dichters) im sozialen Leben und deren Beeinflussung durch die gesellschaftlichen Verhältnisse“ (2).

Fritz Reuters Werk ist ein Lehrexempel für die Literatursoziologie, denn kein anderer Mundartdichter hat sein Werk so deutlich in den Dienst der „Gesellschaft“ gestellt wie er. Dies gilt sowohl für seine Sprache als auch für den Inhalt seiner Dichtungen. Mit aller Deutlichkeit wurde dies in der „Festschrift zum 150. Geburtstag; herausgegeben vom Reuterkomitee der DDR, Rostock 1960“ herausgearbeitet. Die dort aufgezeigten Ansätze sind aber leider kaum weiter verfolgt worden. So hat auch die Literaturwissenschaft indirekt dazu beigetragen, Reuters Werk für die jüngere Generation als antiquiert erscheinen zu lassen. Wie reizvoll aber eine Lektüre etwa bestimmter Kapitel des Romans „Ut mine Stromtid“ gerade für einen heutigen Literaturinteressierten sein kann, möge im folgenden kurz aufgezeigt werden. Daß es sich bei dem ausgewählten Kapitel 35 des Romans nur um ein Beispiel, nicht um eine das Gesamtwerk abrundende Episode handelt, wird der Leser selbst erfahren, wenn er sich entschließt, ein mehrere hundert Seiten umfassendes Buch „in der Sprache des Volkes“ zu lesen, ein mühseliges Unterfangen für den Ungeübten, sicher aber — so wird er anschließend bestätigen, ein lohnendes.

Gerade auf das Kapitel 35 und auf das inhaltlich anschließende Kapitel 38 des Romans, in denen die Revolution 1848 geschildert wird, trifft das zu, was Glogau in den eingangs zitierten Worten sagt. Hier will, ja muß der Dichter mit kritischer Distanz ein Bild der „Gesellschaft“ zeichnen, wobei „Gesellschaft“ wirklich „Klassen, Stände und Schichten“ umfaßt. Er muß es, weil das Geschehen 1848 alle diese Kreise tangierte und nicht als Geschehen innerhalb einer Schicht betrachtet werden kann. Ich zitiere im folgenden nach der Ausgabe „Fritz Reuter. Gesammelte Werke und Briefe. Herausgegeben von Kurt Batt, Band V“. In der Einleitung zum Kapitel 35 schreibt Reuter (S. 515): „äwer wat dat Johr för de Gesellschaft in Mun'n führte, mit de ick hir vör allen tau dauhn heww, kann ick nich von de Hand wisen; süs künn dit Bauk mit en groten Unverstand tau En'n gahn.“ Gemeint sind die Ereignisse des Jahres 1848, von denen der Dichter bei der Niederschrift etwa 14 Jahre trennen. Während Reuter mit seinen Beiträgen im „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburgs“ sowie in den drei politischen Aufsätzen (3) „auf dem sozialen Felde wirken“ und bewußt angreifen wollte, „den Edelmann, den Priester, den Philister“ (4), gilt für den Roman, was er am 11. 1. 1864 an seinen Verleger schreibt: „Ich schreibe grundsätzlich nie für die Tagesliteratur oder habe geschrieben“ (5). Dies bedeutet in der Tat, daß auch das Kapitel über die revolutionären Vorgänge in einer mecklenburgischen Landstadt nicht als Zeitleteratur betrachtet werden darf, sondern als Episode, was aber nicht ausschließt, es auch als Muster literatursoziologischer Betrachtungsweise heranzuziehen. Über die rea-

len Zustände des Jahres 1848 in Mecklenburg und in Reuters unmittelbarer Umgebung hat H. J. Gernentz in der Reuter-Festschrift (6) ausführlich berichtet. Dies macht eine Analyse der dichterischen Darstellung besonders interessant.

Der Aufbau des Kapitels 35 ist folgender: 1. Eindringen revolutionären Gedankengutes in die Kreise der „Honorationen“ und der „Bürgerschaft“, 2. Bildliche Darstellung einer „Revolution“, 3. Konfrontation von „Honorationen“ und „Bürgerlichen“, 4. revolutionäre Tendenzen innerhalb der Bürgerschicht, 5. die Frage „arm und reich“, 6. die Tagelöhner als dritte revoltierende Schicht, 7. „Theorie und Praxis“ im Dialog Hafemann—Braesig, 8. die Stellung der Kapitalisten (Moses), 9. Rezepte zur Durchführung der Revolution, 10. „Adel“ (Pomuchelskopp) und Geistlichkeit. Nach einer Darstellung der verschiedenen Aspekte in der aufgezeigten Reihenfolge, bietet sich 1848 folgende Situation: „De Welt was ümkihrt, de wat hadden un süs den Dicknäsigen uppselt hadden, wiren lütt worden, un de nicks hadden, wiren drist worden, de süs för klauk güllen, würden nu dumm schullen, un de Dummen würden äwer Nacht klauk; Vörneme würden Gering', Eddellid' gewen ehren Adel up, un Daglöhners wullen 'Herr' nennt warden“ (S. 534). Aber durch dieses Gestrüpp „lepen twei Ding' as en Faden: De ein Faden was kunterbunt, de anner Faden was rosenrod“ und diese beiden Fäden, personifiziert in Braesig und Hafemann dienen dem Dichter, die „Episode der Revolution“ mit seinem Roman zu verbinden.

Versuchen wir nun, die verschiedenen Stationen des Kapitels etwas eingehender zu erläutern und insbesondere die „Brandherde der Revolution“ zu lokalisieren, so erkennen wir zunächst die verhängnisvolle Rolle, die Reuter der „Tagesliteratur“ in Form der Zeitungen beimißt. Der „Hamburger Korrespondent“ und „Tanten Vossen“ sind die Quellen, aus denen die Rahnstädter „Honorationen“ ihre Informationen beziehen. Die Rolle der Presse in der Bildung der öffentlichen Meinung hat Reuter auch in den genannten politischen Artikeln, besonders in dem „Über die politische Eitelkeit“ scharf kritisiert. Er schreibt: „(Die Eitelkeit) begeht die Sünde, . . . die Leidenschaften durch hingeworfene, aus Zeitschriften aufgeschnappte Stichwörter anzufachen, anstatt sie zu sämftigen“ und fragt an anderer Stelle des Aufsatzes: „Werden sie belehrt durch abgerissene hochtönende Redensarten, die aus dem Zusammenhang eines überschwänglichen Zeitungsartikels gerissen sind und mit mehr Anmaßung als Verstand vorgetragen werden?“ Die zweifelhafte Rolle der Presse wird in der Dichtung unterstrichen, zum einen dadurch, daß es sich bei beiden zitierten Zeitungen um „auswärtige, städtische Organe“ handelt, zum anderen aber, weil hier „der blinde Zufall“ die Auswahl bestimmt, in dem „die Zeitungen von gestürzten Ministern, von verjagten Königen erzählen (vgl. dazu S. 520 f.), damit er (der Leser) mit diesem gesammelten Kuchen hineinreden kann in die aufgeregte Menge und seine anmaßenden Bemerkungen und Entstellungen, selbst auf offenem Markt, Leuten in den Bart rufen kann, die sie nicht von ihm verlangten“ (7). Wenn Reuter schreibt: „Tanten Vossen unnergröw mit ehre Redensorten de ganzen gesellschaftlichen Taustän'n; sei mügg't sich ok nich Slimms dorbi denken, äwer sei ded't doch“, so ist dies die Quintessenz aus dem politischen Artikel, die dann an einigen Beispielen bildlich verdeutlicht wird. Zugleich ist es eine Umsetzung des aggressiven politischen Artikels in dichterische Darstellung. Welche Gefahr Zeitungsartikel darstellen, weist Reuter durch die Lesungen des Avkat Rein nach, die eindeutig zeigen, „dat de Rahnstädter Börger för Zeitungen noch nich recht rip was“, da er die skurilen Geschichten, „mehr mit Anmaßung als mit Verstand vorgetragen“, als bare Münze nimmt. Zugleich gelingt es dem Dichter so, auch die zweifelhafte Quelle in den Wirtshausgesprächen der zweiten „Schicht“, der „Bürgerschaft“ offenzulegen. Der enge Zusammenhang zwischen „Theorie und Praxis“, der sich aus solchen Gesprächen ergeben kann, wird in den witzigen Bemerkungen über den „Kanonendonner“ und dessen natürliche Aufklärung deutlich. Die „Revolution“ wird letzten Endes zum „Spektakel“ in der Form des Scharadenspiels des „Kannedat“. Sie wird zu einem „Spielzeug“, das man haben muß, um sein kindisches Gemüt zu befriedigen: „anners müßt't warden un keinen gauden Gang güng't nich, wenn sei nich ok ehre Re-

volutschon kregen, d. h. man 'ne lütte' (S. 519). Hiermit will Reuter sicher nichts ver-harmlosen, sondern nur die „Unreife“ des Volkes demonstrieren.

Geschickt knüpft Reuter die beiden Komponenten „Zeitung“ und „Wirtshausgespräch“ zusammen: „Ut de unverstännige Zeitungsleseri würd en verstännige Reformverein, mit en Presedenten un 'ne Klingel . . .“, wobei die deutlichen Bemühungen gerade der die Ordnung in Frage Stellenden um „Ordnung“ in Form der zu überwindenden „Ständestruktur“ von hintergründiger Ironie zeugen. Wie sehr die „Rahnstädter Börgers“ dem ständischen Denken verhaftet sind, zeigt sich gleich auf der ersten Sitzung des Reformvereins im Streit um die Rednertribüne, denn Fragen der Zutrittszugehörigkeit — sie wurde erst 1866 abgeschafft — bestimmen die Diskussion. Natürlich nutzt der Dichter bewußt solche Begebenheiten, um die herrschenden „gesellschaftlichen Zwänge“ bloßzustellen, wobei es ein Irrtum wäre zu glauben, daß er hier bestimmte Zustände nur lächerlich machen will.

Die Frage „arm und reich“ scheint auch auf humoristische Weise gelöst zu werden, doch folgt Reuter hier wieder dem „gesunden Volksempfinden“, nach dem „de Tiden“ vorbei sind, in denen „vör de Dicken, de in't Fett seten un dorin smörten“ gesorgt wurde, d. h. „dick“ = „reich“ und „mager“ = „arm“. Dies ist allerdings nur so etwas wie eine „interne Klassifizierung“, denn die wirkliche Charakterisierung der „Reichen“, der „Kapitalisten“ erfolgt erst später. An die Stelle der „Dicken“, die — ebenfalls der Volksmeinung entsprechend — „das ruhige Element“ darstellen, treten „de Daglöhners, un nu kunn denn de Revolutschion losgahn“ (S. 520). Zwischengeschoben wird aber zunächst eine Aussprache zwischen Hafemann und Braesig, in der gleichsam die Standorte geklärt werden, wobei Hafemann das Element der „Einheit“, die zwischen den revoltierenden Gruppen bisher nicht herrscht, als besonders wichtig herausstreicht: „Wenn sick so'n Volk einig un gegen em is, denn so steiht so'n König ok man allein.“ In den Äußerungen Braesigs zeigt sich aber, daß das Aufbegehren gar nicht gegen den König gerichtet ist, sondern daß man sich im Volk durch die Revolution in erster Linie Lösung konkreter Alltagsprobleme erhofft, die letzten Endes eine Frage nicht von „Freiheit“ und „Brüderlichkeit“ und „Gleichheit“ sind, sondern eine Frage des Geldes. „Wer das Geld hat, hat die Macht“, sagt der Volksmund, und Reuter stellt dann Moses als Vertreter solcher „Geldmachthaber“ vor: „Wo bleiben wir mit's Geld?“ — „Wir borgen, wo's gut is; wir machen mit, was gut is; wir werden auch Volk, wenn's verlangt wird.“ Eine bessere Definition der Geldmacht ist kaum zu geben. Was hier der Vertreter der „Geldmacht“ äußert, findet sich in Variation auch bei dem Vertreter der „Herrschenden“, bei Pomuchelskopp: „Wir müssen lavieren, wir müssen lavieren, mit einem vorsichtigen Lavement kommen wir vielleicht durch“ (S. 529). Wie ein solches „Lavieren“ zum „Paktieren“ werden soll und wie ein Weg gesucht wird, daß der „Herrschende“ mit der „Geistlichkiet“ zusammengehen kann, wird von Reuter detailliert geschildert. Die Mittel sind letzten Endes die gleichen, die Moses anwenden will: „Wir müssen die Leute mal freundlich einladen, später, wenn's wieder ruhig ist, können wir ja den Umgang abbrechen, wenn er uns nicht gefällt“ (S. 531). Bildlich gesprochen: „Laß dir en Bort stehn, David, de Szaiten sind dernach“ — „Na, und wenn andere Szaiten kommen?“ — „Denn schneidst du den Bort ab, denn sind die Szaiten nich mehr dernach“ (S. 522).

Wie die Zeiten realiter sind, erfährt der Leser aus dem ausführlichen Bericht Braesigs über die ersten Sitzungen des Reformvereins, in dem etwa die Frage der Gleichheit — am Beispiel der Emanzipation augenscheinlich dargestellt — auf die präzise Formel gebracht wird: „Alle woll'n sie was haben, un keiner will was missen.“

Die verfahrenere und letzten Endes bei den Voraussetzungen ausweglose Situation des Jahres 1848 faßt Reuter am Schluß des Kapitels kurz zusammen: „De Welt was as ümkihrt, de wat hadden un süs den Dicknäsigen upspelt hadden, wiren lütt worden, un de nicks hadden, wiren drist worden, de süs för klauk güllen, würden nu dumm schullen, un de Dummen würden äwer Nacht klauk worden; Vörneme würden gering', Eddellüd' gewen ehren Adel up, un Daglöhners wullen „Herr“ nennt warden.“

Wie ein Ausweg aus dieser verfahrenen Situation gesucht wird, schildert Reuter im Kapitel 38. Es dürfte jeden Sprach- und Literatursoziologen reizen, diesen Bericht von der Sitzung des Reformvereins zur Bewältigung der „Armut“ zu analysieren. Während der Dichter bisher vornehmlich versucht hat, die einzelnen gesellschaftlichen Schichten gegeneinander abzugrenzen und die Probleme innerhalb der Gruppen und zwischen den Gruppen aufzuzeigen, wendet er sich im Kapitel 38 weiteren Fragen soziologischer Art zu, besonders sprachlich bedingten. Wieder führt der Dichter „alle Schichten der Gesellschaft“ zusammen. Zwar ist ein äußerlicher Zusammenschluß schnell erreicht, in dem Vertreter aller Gruppen Mitglieder des Reformvereins werden, doch zeigt sich schnell, daß man zwar nicht mit tausend, aber doch mit verschiedenen Zungen redet. Die viel diskutierte Frage der Sprachbarrieren findet eine dichterische Darstellung. Die Schönrederei von David und Slusuhr und die hochgestochene Rede Rektor Baldrians muß durch Braesig in die Sprache des Volkes umgesetzt werden, wobei interessant ist, daß gerade Braesig mit seiner Mischsprache hier als der nach beiden Seiten zum Tak- tieren fähige Redner auftreten kann. Auch dies könnte Anlaß für sprachsoziologische Rückschlüsse sein. Andererseits ist Braesig für den Dichter natürlich wieder der „Ver- bindungsmann“, durch den auch diese „Episode“ mit dem Romangeschehen verknüpft werden kann.

Dieser kurze Beitrag kann natürlich nur eine Skizze sein, die vielleicht anregt, Reu- ters Werk einmal „ernst“ zu nehmen. „Die allgemeinste Definition einer Literaturso- ziologie geht dabei von der wechselseitigen Bedingtheit von Literatur und Gesellschaft aus. Es geht darum, welche Rolle die Literatur in der Gesellschaft spielt und wie die Gesellschaft in der Literatur gespiegelt wird“⁷. Daß sich der Dichter bei seinem Ver- such, die „Gesellschaft“ in der „Literatur“ zu spiegeln, eines Zerrspiegels bedient, der alles Geschehen in ein humoriges Licht rückt, ist seine dichterische Freiheit. Durch einen so gearteten Spiegel wird aber das Wesen des dargestellten Objekts nicht verän- dert. Es hinter dem Humor wiederzuerkennen, ist die Aufgabe des Lesers in der Ge- genwart.

Reuter starb vor 100 Jahren, doch ist er dennoch einer der „modernsten“ Dichter, nicht nur im Bereich des Niederdeutschen.

ANMERKUNGEN:

1. Otto Glogau, 1872. Zitiert nach Mecklenburgische Monatshefte 1935
2. O. F. Best: Handbuch literarischer Grundbegriffe; Fischer-Handbücher Nr. 6092, 1972
3. Fritz Reuter: Eine Festschrift zum 150. Geburtstag. Herausgegeben vom Reuter-Komitee der DDR, Rostock 1960, S. 237 ff. Über die politische Parteisucht — Über die politische Eitel- keit — Über die politische Dummheit in: Fritz-Reuter-Festschrift
4. Weltzien: Fritz Reuters Briefe, Leipzig o. J., S. 353
5. Briefe Fritz Reuters an seinen Verleger Dethloff Carl Hinstorff; herausgegeben und be- arbeitet von Arnold Hückstädt, Rostock 1971
6. H. J. Gernentz: Der demokratisch-oppositionelle Gehalt in Fritz Reuters literarischem Schaf- fen unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses der Ideen der bürgerlichen Revolution von 1848/49 in: Fritz-Reuter-Festschrift
7. H. L. Arnold / V. Sinemus: Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft. Band 1 Li- teraturwissenschaft, S. 398 (dtv — Wissenschaftliche Reihe 4226, 1973)

Die Geschichte kommt auf einen Punkt raus: alle wollen sie was haben, und keiner will was missen.

Humor in Reuters Briefen

Von Gerd L ü p k e

Wenn man das Jubiläumsjahr eines Dichters feierlich begeht, so kann man das auf ganz verschiedene Weise tun. Eine Möglichkeit ist es, mehr oder weniger tiefschürfende Untersuchungen und Reden zu veröffentlichen — eine andere wäre es, des Dichters mit seinen wichtigsten Arbeiten zu gedenken — von beiden wird in diesem Jahr 1974 gewiß reichlich Gebrauch gemacht werden. Man kann aber auch den wesentlichen Charakterzug des Dichters hervorheben — den Zug, der das Leben und das Werk des Jubilars bestimmte. Das ist im Falle Fritz Reuters ganz sicherlich dessen letztlich unerschütterlicher Humor. Da auf dieses Thema, soweit es das Werk des Dichters betrifft, ja schon viele Arbeiten ausführlich eingegangen sind, soll sich dieser Aufsatz mit dem Humor in Reuters Briefen beschäftigen — und zwar handelt es sich dabei ausschließlich um Briefe an das Freundesehepaar Fritz und Marie Peters. Man könnte natürlich Dutzende, ja Hunderte von Reuter-Briefen an andere Adressaten zum Thema „Reuterscher Humor“ zitieren. Da aber bei dem relativ geringen Umfang eines Aufsatzes eine Auswahl getroffen werden muß — da andererseits zwischen Fritz Reuter und Fritz Peters ein so herzlich inniges Freundschaftsverhältnis bestand, hielt der Verfasser es für angezeigt, sich auf die beispielhafte Korrespondenz Fritz Reuters mit dem Gutsbesitzer Fritz Peters auf Siedenbollenthin zu beschränken. Fritz Peters war es ja gewesen, der Reuter bei der Herausgabe seiner „Läuschen un Rimels“ unterstützte, der ihn immer wieder ermutigte — und der bis an das Lebensende des Dichters sein „liebster und bester Freund“ geblieben ist.

In einem der Briefe Reuters, und zwar aus der Wasserheilanstalt Stuer bei Plau, fließen bereits Leben und Werk des Dichters in seinem unvergleichlichen Humor zusammen. Man hört Unkel Bräsig rasonnieren, wenn Reuter seine Eindrücke schildert, die ihm dann zur Grundlage wurden für die Wasserkur in der „Stromtid“. Reuter schreibt: „Ich lasse mir des morgens, sowie ich aus dem Bett komme, sechs Grad kaltes Wasser über den Kopf gießen, sitze hernach des Tages zweimal, jedesmal zehn Minuten, in ebensolchem Wasser, wo mir denn ungefähr so zumute ist als Deinem Töchterchen, wenn sie einen tüchtigen Popo voll gekriegt hat. Ich trage Tag und Nacht einen kalten nassen Gürtel von zwei Handtüchern um den bloßen Leib und werde schon in dieser Woche vielleicht meinen Nachmittagsschlaf in einem nassen Laken halten müssen. Vielleicht werde ich auch späterhin die Annehmlichkeit von nassen Strümpfen probieren und die Süßigkeit eines armdicken Wasserstrahls von der Höhe von zwanzig Fuß kosten, doch sind dies bis jetzt noch sehnsüchtige Wünsche.

Pindar singt: Wasser ist das Ursprüngliche, hier ist es aber A und O, Anfang und Ende. Die große Wasserfrage in Luthers Katechismus ‚Wasser tut’s freilich nicht‘ ist hier umgeändert und heißt ‚Wasser tut’s freilich‘!

Ein Ozean umgibt mich hier, den Regen über mir und unter mir die Wellen; ein Strom hat sein Bette durch meine Eingeweide gewühlt, und die Donau entspringt nicht zu Donaueschingen, sondern an meinem Munde und mündet ganz woanders als im Schwarzen Meer. Ich bin eine ambulante Wasserkunst geworden und gehe damit um, mich auf Aktien an die Treptusen zur Zierde für ihren Markt zu verkaufen. Es wird ihnen aber ein schönes Stück Geld kosten, da ich auch mit Abd el Kader in Verhandlungen stehe, der mich als Brunnen in die Wüste setzen will.

Alle meine Poesie ist im Wasser ersäuft, und von allen Gedichten, die ich sonst zitieren konnte, ist mir nur der Vers geblieben: An der Quelle saß der Knabe . . . Mein ganzer Lebenslauf ist Wasser, ich werde damit begossen wie ein Pudel, werde darin ersäuft wie junge Katzen, sitze darin wie ein Frosch und saufe es wie ein Ochs. Wir sämt-

lichen Patienten sind an den Herrn Hagemeister von Stuer für eine namhafte Summe verpachtet, damit wir ihm eine Wiese berieseln. Du siehst, ich werde Dir für die Folge sehr nützlich werden . . .“

Was aus diesem Brief spricht, das ist nun wohl der echte Humor: wenn jemand noch im Sanatorium über seine Umwelt und die Situation, in der er sitzt „wie ein begossener Pudel“, von Herzen lachen kann - über seine Umwelt - und vor allem über sich selbst! Außerdem beweist dieser Brief, wie großartig Fritz Reuter die heute so selten gewordene Kunst beherrschte, lebendige, herzliche und originelle Briefe zu schreiben. — Natürlich schrieb er auch andere Briefe als den aus der Wasserheilanstalt. Respektvoller, aber ebenso durchdrungen von Fröhlichkeit und Freundschaft sind beispielsweise die Briefe an die Frau des Freundes, an Marie Peters. Zur Hochzeit des Dichters mit seiner innig geliebten Luise im Jahre 1851 hatte Frau Peters einen großen Präsentkorb nach Treptow geschickt, und Reuter schrieb ihr begeistert:

„Meine liebe, gute Madame Peters! Jetzt erst ernstlich: Viele tausend Grüße von meiner Luise, einen herzlichen Gruß von meiner Schwiegermutter und einen Kuß auf Ihre Hand von mir.

Nun scherzando: Endlich ist jenes Zimmer, welches ich zu einer Speisekammer erhob, weil ich darin späterhin Speisen aufbewahren wollte, wirklich zu einer Speisekammer geworden. Mein natürlicher Instinkt trieb mich heute nach meiner Ankunft in das rätselhafte Gemach, und ich gewahrte dort einen gewissen, geheimnisvoll verschleierten Korb. Dreistigkeit ist meine Sache, und mit Gagerns kühnem Griff fuhr ich hinein. Mein Glück war größer: Er griff einen Reichsverweser — ich eine Wickelwurst! Eine Wickelwurst ist eine schöne Idee, aber jedenfalls eine unreife, wenn sie nicht gar ist. Ich griff weiter. Eine Partie schöner Lichter! Das ist 'ne gute Sache, aber nicht für'n hungrigen Magen. Wie ich nun diese Griffe riskiert hatte, schlug mir mein Gewissen, und schamrötlich zog ich mich zurück von dem Inhalt des geheimnisvollen Korbes, aber auch hungrig.

Die Untersuchung bleibe Luise; ich will keine vorwitzigen Enthüllungen machen, nur sehr ernstlich will ich danken für ihre Güte . . .

Morgen bin ich bei Ihnen. Fritz verreist vielleicht, geben Sie ihm zu den gewöhnlichen 26 bis 27 Küssen, die er des Abends als Deputat empfängt, noch einen 28sten in meinem Namen; aber so einen, daß er merkt, daß er von mir kommt, so halb zwischen Küssen und Beißen. Grüßen Sie Ihre Mutter — und Gott erhalte Sie — Ihr Fritz Reuter.“

In diese Atmosphäre paßt auch genau ein kleines übermütiges Geburtstagsgedicht hinein, das Reuter im Jahre 1855 der Frau seines Freundes schrieb. Unkel Bräsig hätte es gedichtet haben können.

„Meine teuerste Madame Peters!

Auch ich setz hier mein Lämpchen hin,
dieweil ich halt die Meinung bin,
daß Ihr Geburtstag heut tut sin.
Un deshalb gratulier ich schwinn:
Gott mög mit reichlichem Gewinn
Sie segnen fort an Herz und Sinn.

Er mache Ihre Sorgen dünn
und führ Sie sacht durch's Leben hin
bis in das späte Alter rin —
dies Alls ich Sie von Herzen günn.“

Marie Peters hat sich außerordentlich über dieses launige kleine Gedicht gefreut, und auch Fritz Peters lachte herzlich darüber.

Nun bewahrte aber Peters außer den Briefen und dem Geburtstagsgedicht für seine Frau noch allerlei andere Verse auf, viele davon in Reuters Handschrift. Darunter ist

ein besonders schnurriges Gedicht, das Reuter für die Stadt Treptow schrieb und das er dort auch dem andächtig lauschenden Publikum vorlas. Man hatte ihn nämlich im November 1859 als Ehrengast zu einem Jubiläum nach Treptow eingeladen. Das Gedicht, das dann im weiteren Verlauf des Abends sehr gründlich begossen wurde, lautete:

Liebe einstige Mitbürger!

Die Träne tropft mir aus den Augen nieder,
gedenk ich jener schönen Zeiten wieder,
als ich bei Floßen wohnte neben Gentzen
und dann bei Färbermeister Mentzen.

Die Wehmut weckt in mir Erinnerungen,
wie ich Schulmeister spielt, um eurer Jungen
verborgnen Wissensdurst mit Prügeln
für bares Geld zum Aufschwung zu beflügeln.

Als ich im städt'schen Rat mit Sitz und Stimme
für's Wohl der Stadt getrotzt dem Grimme
wildwütiger Parteien, und ich gerungen
für den Tuchmachergraben, bis er durchgebrungen.

Auch eurer denke ich mit stillem Harme,
die ihr uns winkt mit eurem langen Arme,
ihr Kneipen, die die Sorgen ihr ertötet
und uns die Laune und die Nasen rötet.

Ich schied von Jugend, Würde und vom Weine,
und wenn ich heut im Oberrock erscheine,
nehmt's mir nicht übel, ich bin fremd geworden
und weile draußen bei Barbarenhorden.

Und hat sich drob ein Schniepel hier erbost,
versöhn ihn klingend hoch der Toast,
Apollos wert und aller Musen:
Es lebe Treptow hoch — und alle fröhlichen Treptusen!"

Von Treptow und den Gütern der Umgebung, dem Raum an der Grenze zwischen Vorpommern und Mecklenburg also, hat Reuter sich innerlich nie gelöst. Auch dafür ist die „Stromtid“ ein durchaus überzeugendes Beispiel. Doch selbst nachdem das Buch längst erschienen war, hielt Reuters dort begründetes Interesse für die Landwirtschaft an. Zwar war seine Liebe zu diesem Tätigkeitsbereich immer ein bißchen unglücklich gewesen, er hatte kaum Erfolge in der Gutsbewirtschaftung gehabt. Aber wenn sein Freund Peters verreisen mußte, dann vertrat Reuter ihn auf dem Gutshof. Und auch später, als der Dichter längst in Eisenach lebte, mußte ihm der Freund laufend vom Gang der Dinge auf seinen Gütern berichten. Ein schöner Beweis für das Interesse Reuters für alle landwirtschaftlichen Themen und besonders für die Güter von Fritz Peters ist ein Brief des Dichters aus dem Jahre 1863, der wie folgt beginnt:

„Lieber Fritz! Du hast mir mit Deinem Briefe eine große Freude gemacht, da derselbe so schöne Nachrichten von Deinen ökonomischen Erfolgen enthielt. Das ist ja aber kolossal, was Du gebaut hast, das ist ja nächst dem Chimborasso! Gott gesegne es Dir und den Deinen — und lasse Euch hienieden hinlänglich Zeit, die Weizen-ernte in Weizenklößen mit Backbirnen oder mit 'ner Syrupsauce zu verzehren. — Und nun die Kuhpreise alle! Wenn wir einmal zu Dir zurückkehren, trinken wir ja wohl jeder aus einem besonderen Kuhpokal!

Mein alter, lieber Junge, wenn wir ehrlich sein wollen, so haben wir uns beide nicht über die Ungerechtigkeit des Schicksals zu beklagen. Es sind wohl ab und zu ein paar Späne in unsere Suppe hineingefallen, aber sie ist doch noch so reinlich

geblieben, daß wir sie in alten Tagen mit Behaglichkeit aessen können. Ich habe es schon oft gesagt und sage es immer wieder: Die sauren, gepfefferten Preßköpfe, die wir am Anfang der vierziger Jahre in Thalberg verzehrten, haben unseren eigenen Köppen Vorschub geleistet und sind in unserem Organismus zu Gehirn und Gripp verarbeitet worden. Gott segne die Preßköpfe und ihr seliges Angedenken!“

„Wir haben uns beide nicht über die Ungerechtigkeit des Schicksals zu beklagen . . .“ Das schrieb der Mann, der sieben Jahre seines Lebens schuldlos in zeitweise menschenunwürdiger Haft verbracht hatte! — Im Anschluß daran drückte Reuter seinem Freund gegenüber dann die ganze Dankbarkeit aus, die er für ihn empfand — und auch seine ganze Freundschaft, wenn er schrieb:

„Dir und den Deinen, wie der ganzen Art Deines Hauses, habe ich zum Schluß in meinem zweiten Teil ‚Ut de Stromtid‘, die jetzt halb gedruckt ist, noch ein freundliches Andenken gestiftet, indem ich den zweiten Weihnachtstag in Deinem gastfreien Hause geschildert habe, natürlich mit dem Justizrat.“

Am Schluß des gleichen Briefes geht Reuter auf ein ganz anderes Gebiet ein, auf die Politik nämlich. Man erkennt auch an dieser Briefstelle von 1863, wie versöhnlich Reuter inzwischen der preußischen Dynastie gegenüberstand, die ihn doch einst, obwohl er schuldlos war und unter Bruch des Völkerrechtes, zum Tode verurteilt und sieben Jahre lang gefangen gehalten hatte. Reuter schrieb:

„Ich bekümmere mich nicht viel um Politik, höre aber desto mehr von den tonangebenden Persönlichkeiten, namentlich manche Geschichte von unserer Majestät, und das kann einem die ganze Sache gründlich verleiden. Der arme, alte, unglückliche Mann! Wenn er statt des Königsgeschäftes doch das Pantoffelmacherhandwerk gelernt hätte — er wäre besser zu Wege!“

In den sechziger Jahren geschah auch eine recht charakteristische Begebenheit, die Reuter seinem Freund Peters mitteilte und die davon spricht, daß auch Reuters in jener Zeit in einiger Bedrängnis waren. 1866, im Kriegsjahr, war auch bei den Eisenachern die Verpflegung knapp geworden, aber der „Ökonomiker“ Peters schickte brav seine Pakete. Nur konnte er sich draußen auf seinem Gut die Schwierigkeiten nicht vorstellen, unter denen diese Pakete Reuter erreichten. Und so schrieb der Dichter seinem Freund denn am 18. Juli 1866 den folgenden Brief:

„Mien leiw Fritzing Peiters! Dat is man, dat ick dorvon segg — äwer Du hest mi schrewen un Korl Kräuger hett mi’t ok schrewen, Du haddst mi Botter un Schinken herschickt. — Ick glöw ok, dat Du’t dahn hest; ick glöw äwer ok, dat Du’t up de mäglichst dämlichste Ort und Wis’ anfangen hest, wat Di süs nich oft passiert, äwer ditmal un dunn bi dat Spars’steken in’n Winter un denn noch bi einige Dutzend anner berühmte Gelegenheiten is Di woll sowat passiert. Ditmal hest Du denn woll Botter un Schinken as Fracht mit de Iserbahn gahn laten un hest Di dorbi dacht: ankamen möt’t jo. - Ja ankamen ward’t ok woll, dat heit de Schinken; wat de Botter anbedrapen deiht, so sälen jo, as de Lüd’ sick vertellen, all de lütten leiw Schauerstjungs in Berlin, jeder mit en Stück Brod in de Hand, üm den einen Iserbahnwagen up den Stettiner Bahnhof stahn un dor stippen, indem dat de Botter dorinner drewen is. — Na, denn helpt dat nich! — Un so geht einen dat, wenn ’n hübsch in den Drögen un wid von den Schuß is un denkt, wenn einer fläut’t, denn möt de Iserbahn ok glik för em fläuten. — Dor hett äwer ’ne Uhl seten. — Fracht ward gornich mitschickt, blot wat Ilgand is, un in de letzten 4 Dag is’t ok dormit Essig west, denn Soldaten äwer Soldaten sünd hir wedder dörchgahn.

Ick heww alle Hän’n vull tau dauhn, ick möt gor tau vel Breiw schriwen un heww mi, as Du villicht all hört hest, dat unnernahmen, dat ick in Meckl. Geld sammeln dauh un dor för hir wat in de Lazarethen schick . . .

Nu will ick Di bidden: 1. Dine leiwe Fru tau trösten wegen de Backermertsche Botter, 2. sei von mi dorför unsen besten Dank tau seggen, 3. sei velmal tau grü-

ßen, un wenn Du mit dese Geschichten prat büst, Di hen tau setten un en poor Wüird an mi tau schriwen, wo't Jug geiht, mi ok dat Geld tau schicken, wat in Dine Hän'n is; äwer nich dörch Intahlung up de Post, denn sei gewen einen hir den niderträchtigsten Poppirschund, de allmeindag' von de lütten leiwen Potentaten utbrödt worden is . . .

Nu adjüs, ick möt noch an Korl Kräuger schriwen, dei mi 70 Daler ut Malchin schickt hett. — Wi sünd munter un woll, blot dat ick bi de Hiitt vel sweiten möt. Wat min is, grüßt Jug un ick dau't ok.“

Drei Jahre später, 1869, schrieb Reuter einen Brief an Fritz Peters, der wiederum aus der Wasserheilstätte Stuer kam — aber der eben 22 Jahre später entstand als derjenige, der am Anfang dieses Aufsatzes zitiert wurde. Trotzdem schließt der Brief von 1869 in jeder Hinsicht an den ersten an.

„Mein lieber Fritz! Seht, Ihr beide dort im fernen Pommern, seht, Ihr Wilde seid doch bess're Menschen! Und ich schlag mich seitwärts in die Büsche! Ja, Ihr seid besser als zum wenigsten ich. Ihr schreibt doch, und schreibt gute und freundliche Briefe; das will ich Euch nächstens einmal gedenken. Ich aber lebe und blühe hier wie ein einsames, stilles Veilchen; nur daß ich nicht so schön rieche und, statt in Gras und Blumen, im Sande versteckt bin.

Meine Gesundheit ist von der Art, daß sie anfängt, steuerlos zu werden, zwei Meilen ins Land zu laufen, durch die Nähte zu platzen und sich ernstlich darauf vorzubereiten, Sidenbollenthin bankrott zu fressen. Allerdings werde ich, wenn ich noch bis in die zwanziger Tage des Januar abgeschrubbt werde, schon so viel Fell verloren haben, daß es auf einzelnen Stellen durchsichtig sein wird. — Einen kupfernen Kessel kann man alle Tage mit Stfohwiepen und Sand scheuern — das Goldene Vlies eines Dichters aber will geschont sein. — Doch darüber später.

Hier ist es im übrigen sehr trostlos und einsam und einfältig; trostlos für ein armes, sehr krankes Mädchen — einsam für Deinen ergebensten Diener und Freund — und einfältig für einen jungen Mann, der sich nur, wie Deine kleinen lieben Schweinchen, von ungesalzenen und ungeschmalzenen Erbsen und Linsen ernährt und sich einen Vegetarier nennt. Dies ist nämlich eine neue philosophische Sekte, die Deutschland ausgebrütet hat, die aber ihren Ursprung auf Pythagoras zurückführt und ernstlich damit umgeht, die Menschheit auf den Urzustand Adams und Evas zurückzuführen — ob auch in bezug auf die Kleidung, ist bisher noch zweifelhaft, mit dem Essen versucht sie es aber durchzusetzen. Die Anhänger dieser vom deutschen politischen Katzenjammer und tierschutzvereinlicher Frömmigkeit ausgebrüteten Sekte, die schon ganz munter mit der Eierschale am Hintern umherlaufen und Fleischessen für Sünde erklären, gewinnen an Boden, — was Dir bei Deiner Rind- und Schweinezucht gefährlich werden kann. Sie verlieren aber an Gewicht, denn unser Obervegetarianer, der uns zu Weihnachten verlassen hat, der hat auch so viel an Gewicht verloren, daß sich sogar seine Haut und seine Knochen in Luft zu verflüchtigen drohen. Ich selbst stehe noch auf dem alten, rohen, fleischfressenden Standpunkt. Der Bruder unseres Doktors, ein Mathematiker, schützt mich gegen die Langeweile — er frißt auch noch Fleisch.

Nun, meine lieben, braven, teilnehmenden Freunde, meine besten Wünsche zum neuen Jahr und die Bitte, Euch nicht zu grämen, ich bin ganz prächtig zuwege — Euer alter Fritz Reuter.“

Grotesk ist dieser Brief, manchmal sehr ironisch und regelrecht frech. Aber im gleichen Atemzug schreibt Reuter Briefe und Verse, die von seinem tiefen Ernst und von seinem Glauben sprechen. So heißt es in einem Geburtstagsgedicht für Fritz Peters:

„Such Du den Ernst in unsrer Freude;
verzeih uns auch den Spott und Scherz,
und denk, daß tief ergriffen heute
für Dich gebetet manches Herz.

Oh fühle Deines Glückes Macht!
Und sieh, wie jedes Auge leuchtet
und jede Kinderwange lacht,
wie Deines Weibes Blick sich feuchtet,
wie jedes Herze Dich als Gast
zu seinem Freudenfeste ladet,
und fühl des reichen Segens Last.

Und wie der Herr Dich hoch begnadet,
wie ihm allein gebührt der Preis!"

In diesem Gedicht spricht der Dichter aus, daß für ihn immer der Ernst in der Freude lebt — daß, andersherum gesagt, der Ernst und nicht zuletzt der Glaube, die Zuversicht ihm Hintergrund des Humors sind. Sehr selten geschieht es, daß der in seiner Seele so scheue Fritz Reuter solche Bekenntnisse vor anderen Menschen ablegt. Wie grundlegend aber dieses Selbstverständnis des Dichters ist, das beweist vor allem sein Buch „Ut mine Festungstid“, in dem Reuter darstellt, wie man sogar Politik, ja selbst schlechte und gemeine Politik, noch mit wirklichem Humor vereinigen kann. Wir stehen mit tiefer Bewunderung vor dieser Arbeit, wenn wir uns einmal klar machen, wie furchtbar die Impulse waren, die den Dichter zur Abfassung dieses humorüberglänzten Berichtes veranlaßten. Denn bei aller jugendlichen Begeisterung für die großen, wenn auch ein wenig verschwommenen Ziele der Burschenschaften war Reuter ja ganz und gar kein Fürstenschmeißer und Jakobiner. Der Dichter selbst hat sich ganz entschieden dagegen gewehrt, ein „Demagog und Königsmörder“ zu sein. Reuter wollte vor allem, daß die Menschen frei seien: frei zu reden, zu schreiben und zu tun, was keinem anderen schadet — frei sein aber auch zu lachen, wann und worüber sie wollten. Das versuchte Reuter jedoch nicht mit Gewalt und Revolution zu erreichen. Im Gegenteil, er schrieb sogar an Bismarck später einen Sympathiebrief, den der Kanzler sehr herzlich beantwortete. Reuter nahm auch durchaus Ehrungen und Orden von den gekrönten Häuptern seiner Zeit an — er aß in ihren Schlössern, wenn es sich ergab, und er achtete sie, wenn sie es als Menschen wert waren. So ist auch Reuters sehr ernste Verserzählung „Kein Hüsung“ nicht ein Aufruf zum gewaltsamen Sturz der Regierung, zu Mord und Brand und Anarchie — sondern ein Aufruf an die Mächtigen seiner Zeit, dem Menschen die Freiheit zurückzugeben.

Reuter war also durchaus nicht grundsätzlich gegen die Regierungen und Herrscherhäuser seiner Zeit eingestellt — wenn er sie auch oft genug mit Lächeln und Ironie betrachtete, wie etwa in seinem köstlichen und allzuoft unterschätzten Buch „Dörchläuchting“. Aber auch bei anderen Gelegenheiten tat er das — beispielsweise in einem Brief aus Eisenach, der 1866 geschrieben wurde.

„Bei uns ist jetzt eine schöne, stille Ruhe eingetreten. Der Hof, der sich hier drei Wochen aufgehalten hat, ist nach Weimar zurückgekehrt, und als er hier war, habe ich auch zum ersten Mal in meinem Leben eine große ‚Galacour‘ mitdurchgemacht. Ich war zur Tafel geladen und habe der großherzoglichen Familie eine plattdeutsche Vorlesung halten müssen. Diese fiel für mich höchst dankbar aus, da nämlich, — mit Ausnahme der Großherzogin, einer geborenen Holländerin, — auch kein einziger ein sterbendes Wörtchen davon verstanden hat.“

Aus diesen wenigen Zeilen spricht wiederum das Element, das auch in den vorhergehenden Briefen immer wieder anklang: die Fähigkeit, über sich selbst zu schmunzeln und zu lachen. Erst wer das kann, ist seiner selbst sicher — erst der steht gleichzeitig in den Dingen und über den Dingen. Diese innere Souveränität aber ist Bestandteil, ist Grundlage jenes anrührenden Humors, der Fritz Reuters Gesamtwerk ganz und gar durchwirkt, — jenes Humors, der den Ernst nicht nur einbezieht, sondern voraussetzt. Der Dichter spricht das selbst einmal aus, in einem seiner wenigen deutlichen Selbstbekenntnisse. Im Jahre 1862 widmete Reuter seinem Freund Fritz Peters ein Gedicht, das man vielleicht als Motto für sein eigenes Leben wie für sein Werk ansehen kann.

Und dieses gedankenvolle Gedicht soll deshalb den Abschluß unserer Betrachtung um den Humor Fritz Reuters bilden.

„So geht es uns! Kaum hat der heitre Scherz
in unsrer Seele froh gewaltet,
so füllt ein ernster Sinn das Herz,
und unsre Stirne ist gefaltet.
Was erst Dir Freude war und Glück,
gilt Dir für törichtes Beginnen,
die Seele zieht sich scheu zurück,
versenkt sich still in tiefes Sinnen,
und alle artigen Gefühle,
sie drängen mächtig auf Dich ein.

Wohl ihm, dem solche Wechselspiele
stets neue Lebenskraft verleihn!
Wohl dem, der keine Bitterkeit
auf seines Herzens Grund gefunden,
dem einer stillen Freudigkeit
verschwistert sind die ernsten Stunden.
Er wird nicht in den tiefen Schmerzen,
in Kampf und Trübsal untergehn,
und wird in allen heitren Scherzen
den Ernst des Lebens walten sehn.“

'giwwt ganz infam schawernacksche Lagen in de Welt, wo einer nich weit, sall hei linksch, sall hei rechtsch gahn; sall hei nah den Appel langen un de Beer fohren laten oder sall hei nah de Beer langen un den Appel fohren laten, oder sall hei 't mal riskieren un mit beid' Hänn'n taugrapsen up de Gefohr hen, dat hei gor nicks kriggt.

Hat Fritz Reuter ein Jahrhundert überlebt? Hat er uns Heutigen noch etwas zu sagen?

Von Otto Lemke

Schaut man sich in den Schaufenster-Auslagen der Buchhandlungen um, so kann man an vielen Orten lange suchen, um den Namen Fritz Reuter unter einem Buchtitel zu finden. Der Reuterfreund weiß jedoch, daß dieses Bild trügt. Noch in jüngster Vergangenheit wurden Neuauflagen der Bücher des unvergänglichen Mecklenburgers in kurzer Zeit abgesetzt. Bei Flensburg als Ausgangspunkt nimmt es nicht wunder, denn der niederdeutsche Raum liegt nahe. Das gilt auch für Neumünster. Daß aber von hier aus nach Reuters Werken in München und Wien auffallend oft gegriffen wurde, zeigt, daß „uns Fritzing“ nach einem Jahrhundert noch lebt, die Menschen anspricht und bei ihnen „Hüsung“ findet. Einige kurze Umfragen in der Eisenbahn, in Reisebussen und auf der Straße erbrachten folgendes: „Kennen Sie Fritz Reuter?“ „Kenne ich nicht“ — „Haben Sie schon einmal etwas von Fritz Reuter gehört?“ „Ja, das habe ich. Das war ein plattdeutscher Dichter.“ „Kennen Sie etwas von seinen Werken?“ „Nein.“ „Woher wissen Sie denn, daß er ein Dichter war?“ „Bei uns sind mehrere Straßen nach Dichtern benannt, und Fritz Reuter ist auch darunter. Mehr weiß ich nicht.“ Ein alter Rentner wußte mehr. „Hebben Sei al mal wat von Fritz Reuter hüürt?“ „Un ob ik dat heff! Ik heff noch en Book von em. Dor steiht ne Geschicht in, de fangt so an: ‚De Hauptsaa k is liehr wat Jehann, un kumm torüch as Ihnenmann‘.“ „Lesen Sei noch mitünner in dat Book?“ „Männichmal, wenn ’t slicht Weder is. Över nich veel. De Ogen willen nich mihr so recht.“ Ein Schüler erinnert sich, daß sein Großvater — „als er noch lebte“ — mitunter aus einem Reuterbuch etwas vorlas. „Verstehen Sie plattdeutsch?“ „Verstehen schon, aber sprechen kann ich es nur schlecht.“ „Wissen Sie noch, wie das Buch hieß?“ „Ja, aber ich muß es hochdeutsch sagen ‚Aus der Franzosenzeit‘.“ Während des Gesprächs war ein Mädchen stehengeblieben. „Ich kenne Fritz Reuter auch. Wir haben Bücher von ihm in unserer Schülerbücherei. Manchmal liest unser Lehrer uns daraus etwas vor. Das hat uns so sehr gefallen, daß die Bücher meistens unterwegs sind. Ich habe zur Zeit ‚Hanne Nüte un de lütte Pudel‘ im Hause.“

Die Ergebnisse der Umfrage ließen sich im gleichen Sinne vermehren: hier ein Ja, dort ein Nein. Die Alten nennen noch vielfach Reuterbücher ihr eigen, die Jungen greifen kaum noch aus eigenem Antrieb danach. Wenn die niederdeutsche Welle des NDR oder die Hansawelle von Radio Bremen eine Reutersendung ausstrahlt, dann finden sich jedoch immer und überall dankbare Hörer. Vergessen ist „Uns’ Fritzing“ nicht, auch nicht hundert Jahre nach seinem Tode am 12. Juli 1874.

Die Post der DDR brachte zum 80. Todestag des großen Mecklenburgers eine Sondermarke heraus. Die Bundesrepublik konnte sich hierzu anlässlich der 150. Wiederkehr von Reuters Geburtstag 1960 nicht entschließen, obgleich alles, was aus der Feder des Dichters floß, die Spannungen im deutschen Volkskörper milderte und half, die sozialen Gegensätze zu überwinden. Wenn heute der „Kleine Mann“ freier atmen kann und der zur Verantwortung Berufene einsichtiger und damit maßvoller handelt, so ist es nicht zuletzt dem Manne zu danken, den einst unsere Heimat gebar. Wie ein Zeitgenosse über Reuter dachte, mögen folgende Zeilen zeigen: „Plattdeutsch, o, das liebe ich sehr, das ist noch ein Nachklang aus meiner Jugend . . . Auch meine Frau kultiviert das Plattdeutsche mit Vorliebe und liest es prächtig vor. So verdanken wir Reuters naturwüchsigen plattdeutschen Geschichten auch hier auf Rügen, da ich mich häufig schonen muß, manche frohe Stunde. Augenblicklich lesen wir ‚Ut miene Stroomtid‘ mit vielem Vergnügen.“ Diese Zeilen schrieb Fürst Otto von Bismarck im Herbst 1866 in Putbus auf Rügen.

Es ist ein guter Brauch, einen Mann, über den gesprochen werden soll, den Lesern erst einmal vorzustellen; dieses ist um so mehr nötig, da wie erwiesen, im Wissen um Reuter Lücken klaffen. Die Vorstellung soll kein geringerer übernehmen als Karl Kraepelin, jener Mann, der als umjubelter „Vorleser“ aus den Reuterschen Werken diese bekannt machte von Sonderburg bis Dresden und von Graudenz bis Leer. „Korl“ — wie Reuter ihn nannte — erzählt: „Ich stand an dem betreffenden Sonnabend auf dem Posthofe und spähte nach dem Wagen aus, der mir den werten Gast zugleich mit einem gemeinsamen Freunde, dem jetzigen Hofmaler und Professor Schlöpke, zuführen sollte. Als das Gefährt herangerumpelt war, stieg Schlöpke aus und begrüßte mich. „Hest du Reutern nich mitbröcht?“ fragte ich. Schlöpke: „Jawoll, de is up de anner Siet rutklattert“. So war's; vor mir erschien plötzlich ein großer, robuster Mann mit eingedrücktem Schlapphut, schlicht und nachlässig gekleidet, mit einem Knotenstock in der Hand: eine derbe, vierschrotige Figur, in der man eher einen behäbigen Gutspächter als einen Dichter von Gottes Gnaden vermutet hätte. Das volle, runde Gesicht, besonders die kräftige, plattgedrückte Nase gerötet, ein dichter, struppiger Vollbart, ein breiter, gutmütig und schalkhaft lächelnder Mund und gar prächtige treue Augen, die unter der Brille hervorleuchteten und auf den ersten Blick den Entgegentretenden gewannen: so ungefähr war der Eindruck, den ich von der Person des Dichters empfang, der seinerseits ebenso verwundert, wie ich es war, meine „lütte“ gedrungene Gestalt ansah. „Kiek, Korl, dat is Fritz Reuter!“ „Kiek, Fritz, dat is Korl Kraepelin!“ Reuter: „Dat is 'e? Herrje, denn heff 'k mi ganz anners dacht!“ Ich: „Ja, Herr Reuter, ik mi Sei ok! Över nu kamen S' man mit!“

So stellt Korl Kraepelin den „auswenigen“ Menschen — um mit Bräsig zu reden — vor uns hin. Im folgenden soll von dem „inwendigen“ die Rede sein, dessen Ruf weltweit war. Willi Finger-Hain hat allen Reuter-Quellen nachgespürt und etwa vierhundert Reuterstätten landkartenmäßig festgelegt. Werke des Dichters wurden in viele fremde Sprachen übersetzt. Folgende Länder reihen Reuters Schaffen ihren Geistes-schätzen ein: Dänemark, England, Finnland, Irland, Island, Japan, Niederlande, Norwegen, Schweden.

Willi Finger-Hain ist der Überzeugung, daß Reuters Erzählergenie jede Übersetzung aushält. Er schreibt: „Seine poetisch wertvollsten Dichtungen sind durch das Tor des Hochdeutschen in die Fremdsprachen eingegangen. Auf diesem Umweg haben sie den Anschluß an die Weltliteratur von selbst — ohne Reuters Bemühungen! — gefunden. Trotz vieler Unzulänglichkeiten der Übersetzer-gilde bleibt letzten Endes jede Reuter-Übersetzung eine würdige Arbeit und Tat, — einem kostbaren Mosaiksteinchen vergleichbar —, das den großen Plattdeutschen in der National- und Weltliteratur immer wieder sichtbar werden läßt, zur Freude eines jeden Lesers.“

Zum „Leser“ kam und kommt immer noch der „Hörer“, auch in der Zeit, als der Rundfunk noch nicht erfunden war. Beim Zuhören fallen die Schwierigkeiten in der Auffassung und Deutung der „schräben Schrift“ — die gedruckte eingeschlossen — fort. Reuter schreibt einmal, daß auf die Aussprache Gewicht gelegt werden müsse, „da wir mit unseren Schriftzeichen den Laut eines Wortes nur höchst mangelhaft anzudeuten vermögen“. (Man denke nur an die unterschiedliche Klangfarbe des „a“ und „e“ in narsch und mall, in Hahn und Fahn, in Pepier und Getüffel.) So trugen denn Meister der plattdeutschen Sprache die Werke Reuters weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus und ließen die unvergänglichen Gestalten in Tausenden und Abertausenden lebendig werden: Karl Kraepelin, August Junkermann und Emil Palleske, der vor allem bei seinen großen Auslandsreisen 1874—1879 als leuchtender Stern am Reuterhimmel über Land und Meer zog, Prof. Sternberg nicht zu vergessen. Unter den Jüngeren sei vor allem der Mecklenburger Ernst Hameister genannt. Die nachhaltige Wirkung der Reuterschen Werke liegt in der Einheit von Mensch, Landschaft und Sprache beschlossen. Die zünftige Wissenschaft, wie immer so auch bei Reuter um Ordnung und Einordnung bemüht, bringt ihn bei den Humoristen unter, ohne in der Lage zu sein, zu sagen, was nun eigentlich Humor ist. Er umschließt ein weites Feld vom befreienden Lachen bis zum hintersinnigen Schmunzeln und bewegt Menschen dazu, selbst noch un-

ter Tränen zu lächeln. Stets ist Humor begleitet von Güte und Verstehen, ist Herzenswärme, die sich auch im Leid zeigt. Im geistig-seelischen Bereich birgt er Treffsicherheit in sich.

Wem ein gütiges Geschick die Gnade eines solchen Humors geschenkt hat — nicht zuletzt in seiner plattdeutschen Sinnggebung —, dem erschließt sich Reuters Welt auch heute noch, und ihre Menschenbilder stehen fest mit beiden Beinen auf der Erde. Auch die Massenmedien unserer Tage können sie nicht umstoßen. Bis in alle Zukunft sind die Wesensmerkmale gültig, die Reuter seinen Gestalten gibt — sei es der Amtshauptmann Weber, sei es Mamsell Westphalen oder der Müllergeselle Friedrich, der alte Daniel oder Meister Snuut, die lütte Fru Pastern oder Zacharias Bräsig und Korl Hawermann — niemals kommt es auf den Rock an, den einer trägt, sondern auf den Kerl, der in dem Rock steckt. Diese mit vielfacher Ausstrahlung verbundene Erkenntnis, die allen Reuterschen Gestalten eigen ist, ist auch heute noch oft Grundlage der Lebenshaltung. Wer an der Rechtsschaffenheit eines anders gearteten Lebensweges zweifelt, findet den Weg zurück, wenn er zu einem Reuterbuch greift und sich darin versenkt. In seinem großen Roman „Ut miene Stroomtid“ sprechen Lichter und Spiegelungen aus den Höhen und Tiefen des Menschseins überhaupt jedes Herz an, gleich unter welchen Lebensverhältnissen es immer auch schlägt.

Eine Lebensweisheit aus der „Stroomtid“ könnte — und nicht nur da — im Februar 1974 geschrieben sein. Bräsig berichtet seinem Freund Hawermann von den letzten Beschlüssen des Reformvereins, der mit seinen Weltverbesserungsplänen in Rahnstedt der neuen Zeit zum Siege verhelfen wollte, und Hawermann meint: „Bräsig, Bräsig, wat maakt ji för dummes Tüüch! Ji daut jo graad, as wenn keiner mihr över juuch is, as wenn ji dat all tau bestimmen hefft.“ „Worüm nich, Korl? Wer will uns was? Wir machen unsere Beschlüsse, so gut jeder das liert hett, un wird da nichts draus, denn wird da nichts draus, un werden kann da meindaag nich wad draus, denn süh, Korl, die Geschichte kommt auf einen Punkt raus: Alle wollen sie was haben, un keiner will was missen.“

Die Bräsig in den Mund gelegten Erfahrungen des Dichters im Kampf um Einigkeit und Recht und Freiheit stehen zeitlos im Raum. In der deutschen Geistesgeschichte hat Fritz Reuter für alle Zeiten seinen festen Platz. „Erst durch ihn hat“, so urteilt Eduard Engel, „der Roman vom deutschen Volk seine alldeutsche Bedeutung gewonnen; der Mecklenburger hat die großen norddeutschen Ländergebiete zwischen Meer und Mittelgebirge mit ihrer eigenen Sprache in die Literatur hineingeführt und durch seinen Ruhm gar nicht wenig beigetragen zur geistigen Vorbereitung eines gesamtdeutschen Vaterlandes“.

Das äußere Gesicht des großflächigen ebenen Landes hat sich gewandelt. Die Jungen kennen das Bild nicht mehr, das Reuter in seiner „Stroomtid“ vor Augen hatte. Zu seiner Zeit zogen pferdebespannte Pflüge, oft breit gestaffelt, ihre Furchen durch den Acker. Heute knattert der Trecker über die Felder. Die Sense, einst unentbehrlicher Helfer bei der Ernte, hängt jetzt irgendwo am Nagel, wenn sie überhaupt noch da ist. Wer kann in unserer Zeit noch eine Sense dengeln — „haaren“ sagten wir auch dazu —, ihre Schneide mit dem Dengelhammer so scharf klopfen, daß man ein Haar damit durchschneiden kann? Wer kennt noch Mäher und Binderin, Hocker, Aufstaker und „Biszufahrer“, Lader und Laderin, Abstaker und Packer? Der Mähdrescher beherrscht das Feld und liefert gleich die gefüllten Säcke ab. Ist das Feld abgeerntet, dann werden die Stoppeln angezündet, und überall verpesten die Brandwolken die Luft. Wer kennt noch die breiten Reihen von Frauen und Kindern, die auf den Knien liegend, die Kartoffeln mit dem „Kratzer“ aus der Erde holten? Die harte Arbeit besorgen heute Kartoffel-Rodemaschinen. Wo werden heute noch Kühe mit der Hand gemolken? Die angesprochenen Beispiele erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Die Alten kennen die Welt Reuters noch, für die Jungen ist sie versunken. Aber trotz aller Wandlungen, die kein Gebiet auslassen, lebt Bräsigs „Gäneschlacherzeit“ immer noch, und die Spickbrüste sind auch in unseren Tagen eine beliebte Delikatesse.

Ein von Reuter geprägtes Wort setzte und setzt sich auch in der Gegenwart überall in deutschen Landen fest, auch dort, wo die neuzeitliche Prägung Nostalgie noch nicht

bekannt ist: die Wortschöpfung Hüsung. Wir finden sie an bescheidenen Bauten, wie Gartenlauben, und sie fehlt auch nicht in mehr oder weniger prächtigen Wochenendhäusern über der Eingangstür, wo hier „Mien Hüsung“, dort „Uns Hüsung“ zu lesen ist. Weiß der Besitzer des geruh- und erholsamen Fleckchens Erde von Reuters Werk „Kein Hüsung“, etwas, von jenem Buch, das der Dichter für sein bestes hielt und von dem er sagt, er habe es einmal „mit seinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben“? Dieses von dem Dichter in die deutsche Sprache eingeführte schöne Wort birgt Katen und Schloß, Feld und Wald, Garten und Seeufer in sich, meint schlechthin die Scholle, die von den Vorfahren in vielen Geschlechterfolgen aus der Natur- in die Kulturlandschaft umgewandelt wurde, ist nicht zuletzt auch das Suchen nach Seelenfrieden im tiefsten Ich.

In „Uns Hüsung“ herrscht noch die stille Besinnlichkeit vergangener Tage, und die Hast, der wir im Arbeitstag erlegen sind, bleibt draußen, sei es fürs Wochenende, sei es für geruhsame Urlaubs- und Ferientage. Hier lebt auch noch die Stille und friedvolle Beschaulichkeit der „Ulenflucht“. Dieses durch die weite Verbreitung der Reuterschen Werke bekannte Wort, längst von der hochdeutschen Sprache aufgenommen, bezeichnet die Stunden zwischen Tag und Abend, genauer: zwischen Tages- und Lampenlicht und ist auch als Dämmerung ‚Schummerstunn‘ und ‚Schuppstunn‘ bekannt. Mensing deutet die Ulenflucht als die Zeit, wo die Eulen fliegen. Auch Klaus Groth kennt das Wort. Er schreibt in seiner Erzählung Trina: „Awer vör Schaam keem he blot inne Ulenflucht abends herut (3, 201). Duden deutet es so: Zeit des Eulenfluges; Dachöffnung des westfälischen Bauernhauses. Hier irrt der Duden-Bearbeiter. Die Öffnung im Hausgiebel hieß — zumindest in Mecklenburg — Ulenlock. So war es auch in Schleswig-Holstein.

Es ist ein Wesenszug vieler modernen Schriftsteller, das Innere ihrer Gestalten bis in die feinsten Fasern zu zergliedern. Aber es ist zu bezweifeln, ob das Lesen solcher Bücher einen ästhetischen Genuß bereitet und den vom Tagesgeschehen flatternden Nerven Erholung gibt. Die vollsaftigen Gestalten Fritz Reuters, blut- und lebensvoll mit gütigem Herzen vor uns hingestellt, geben uns stets und überall die innere Ruhe und bewirken, daß wir uns in ihrer Mitte wohl fühlen. Nur eines ist nötig: nach den Werken des Dichters greifen und sie lesen oder, wenn es mit dem Lesen hapert, sich aus berufenem Munde aus den Schätzen vorlesen lassen, die der Dichter uns hinterließ.

Literatur

Sämtliche Werke von Fritz Reuter, Volksausgabe in sieben Bänden, 5. Auflage, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Wismar 1890.

Sämtliche Werke von Fritz Reuter, Neue illustrierte Ausgabe in zwei Bänden, Hansa-Verlag, Hamburg o. J.

Engel, Eduard, Geschichte der deutschen Literatur, Verlag Holder-Pichler-Tempsky-AG, Wien 1922.

Finger-Hain, Willi, Fritz Reuter in der Weltliteratur, Christian Wolff Verlag, Flensburg 1970.
Hollmann, Bruno, Fritz Reuter im Urteil der Zeit, Verlag Krüger und Nienstedt, Hamburg 1960.

Hunger, Hildegard, Fritz Reuter, Ein Lebensbild, Verlag L. Ehlermann, Dresden o. J.

Lemke, Otto, Unvergänglicher Fritz Reuter, Christian Wolff Verlag, Flensburg 1960.

Lemke, Otto, Plattdeutsches Wörterverzeichnis mit den Regeln für die plattdeutsche Rechtschreibung, Ausgabe für Mecklenburg-Vorpommern, Otto Meißners Verlag, Hamburg 1938.

Müller, K. Fr., Karl Kraepelin, Verlag von Ferdinand Schlotke, Hamburg 1884.

Reuter, Fritz, Gedenkbuch zum 50. Todestag des Dichters, Verlag Fischer und Schmidt, Stettin 1924.

Römer, A., Dr., Heiteres und Weiteres von Fritz Reuter, Verlag Mayer und Müller, Berlin 1905.

Warncke, Paul, Fritz Reuter, Woans hei leevt un schreven hett, R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1899.

Warncke, Paul und Stubenrauch, Hans, Bilder zu Fritz Reuters Werken, Rich. Eckstein Nachf. H. Krüger, Berlin W 57, 1902.

Auszug aus dem Reuter-Stammbuch der Geschw. Vagt

verfertigt von Marie Luise Vagt, Lübeck (Älteste der Geschw. Vagt)

Johann Friedrich Reuter = Urgroßvater von Fritz Reuter und Urahn der Geschw. Vagt
 * 1711 im Salzbürgischen und wegen seines protestantischen Glaubens vertrieben
 † 1774 in Pritzwalk

∞ 30. 1. 1757 Kantor an der Stadtschule ebd.

∞ 20. 10. 1741 mit Eva Christine Lehmann

† 15. 11. 1784, Tochter des Joh. Georg L. † 1741 Bürger zu Pritzwalk

7 Kinder zu Pritzwalk geboren:

2. Kind:

Joachim Friedrich Reuter = Großvater von Fritz Reuter und Urahn der Geschw. Vagt
 * 23. 10. 1743 † 31. 12. 1799 Konow, seit 1784 Pastor ebd.

ging, um den preuss. Werbern zu entgehen, ins Mecklenburgische
 1773—1784 Pastor zu Demen

∞ vor 1774 mit der Goldschmiedetochter Katharina Marie Fanter * 11. 3. 1750

† 15. 7. 1826 beides Parchim

6 Söhne zu Demen b. / Crivitz geboren

2. Sohn: **Fritz Reuters Vater**

Georg Joh. Jacob Frd. Reuter * 26. 7. 1776 Demen

† 22. 3. 1845 Stavenhagen an Verhärtung des Magenmundes

Seit 9. 2. 1809 Bürgermeister und Stadtrichter ebd.

∞ 23. 2. 1810 Joh. Luise Sophie Oelpke, Tochter des Stadtrichters und Bürgermeisters Oelpke

und seiner 2. Gem. Marie Moll (Stremmlow)

* 1750 † 17. 7. 1839 Stavenhagen

2 Söhne in Stavenhagen geb. und 2 unehll., später legitimier-
 te Töchter

1. **Heinrich Ludwig Christian Frd. = Fritz Reuter**

* 7. 11. 1810 † 12. 7. 1874

∞ Roggenstorf b. / Dassow mit Luise Kuntze

5. Sohn: **Bruder von Fritz Reuters Vater**

und Urgroßvater der Geschw. Vagt

Werner Samuel Gottlieb Frd. Reuter

* 9. 9. 1781 Demen † 14. 1. 1853 Schwerin

Pastor in Demen, Gieschow, Pokrent b. Gadebusch

∞ Luise Gottliebe Christine Raettig

* 3. 11. 1785 Gr. Laasch † 28. 3. 1857 Schwerin

8 Kinder alle zu Pokrent geb.

darunter als 2. Kind:

2. **Johann Albrecht Theodor Reuter**

Urgroßvater der Geschw. Vagt und Vetter von Fritz Reuter
 bzw. Bruder von Fritz Reuters Vater

* 24. 12. 1813 † 30. 5. 1864 Güstrow

Pastor in Jördenstorf, Oberlehrer Gymn. Güstrow

∞ Marie Luise Schmidt

7 Kinder, davon waren die 1. und 2. Töchter Ehefrauen des Großvaters der Geschw. Vagt

1. **Marie Christine Luise Reuter**
Großmutter der Geschw. Vagt

* 11. 7. 1840 Güstrow

† 13. 2. 1868 Rostock, Blutvergiftung

∞ 27. 9. 1864 Heinrich Vagt,
Schiffskapitän

Ein Sohn (Vater der Geschw. Vagt)

2. **Henriette Marie Reuter**

* 5. 11. 1842 Güstrow

† 20. 5. 1903 Rostock

∞ 1875 Heinrich Vagt (ihren Schwager),
Schiffskapitän

2 Kinder:

1. Dr. Wilhelm Vagt, geb. 1875, gest. 1920,
Bürgerstr. Tessin (Mecklb.), verh. mit Margrit von Oertzen, geb. 1879,
gest. 1960, drei Kinder, die keine noch lebenden Kinder haben

2. Helene Vagt, geb. 1877, gest. 1953,
verh. mit dem Vetter Ernst Vagt,
Stockholm, keine Kinder

Theodor Vagt

* 29. 4. 1866 Rostock † 10. 4. 1917 Rostock, Gymn.-Professor

∞ 16. 7. 1898 Math. Witte, Enkelin des Reuterverlegers Dethloff Carl Hinstorff

4 Kinder = obengen. Geschw. Vagt

1. **Marie Luise Vagt**

* 1. 5. 1899 Wismar,

Von 1933—1968 Fürsorgerin in Rostock
wohnhafte jetzt Lübeck

2. **Heinrich Vagt**

* 30. 5. 1900 Rostock

† 1952, Chemiker, Dr.

2 Kinder:

1. Gundula, geb. 1940,
verh. mit Dipl.-Physiker
Jean Loude in Lausanne,
keine Kinder

2. Theodor, geb. 1945,
Kaufmann in Wolfenbüttel, ledig

3. **Edda Kunert geb. Vagt**

* 13. 8. 1901 Rostock

∞ 1933 Prof. Dr. H. Kunert

wohnhafte in München

2 Kinder:

1. Bergliot, geb. 1934,
Malerin, verh. mit Min-
Beamtin Marcel Grate-
cos, Paris

2. Helge, geb. 1937,
Landgerichtsrat, Mün-
chen, ledig

4. **Hans Rudolf Vagt**

* 12. 2. 1903 Rostock

† 1966 Kiel, Kaufmann

3 Kinder:

1. Karin, geb. 1934, verh.
mit HNO-Arzt Dr. Sack,
Bochum, 1 Sohn

2. Ellen, Dr. med., geb.
1936, verh. m. Ass.-Arzt
Dr. Bialluch, Lübeck, 4
Kinder

3. Uwe, geb. 1939, Zahn-
arzt, verh., 3 Kinder,
wohnhafte in Schönberg
b. Kiel

Friedrich = Franz = Gymnasium zu Parchim.

Censur für den *Primarius Preter* über das Halbjahr von *März 1829* bis *Oktobr 1830*.

Verragen. *Oftun Ladel, mis Kortut an züwönilas zu spät in die Püfche*
Revisiön. Aufsätz, so franz. sprö. waltzauig; quies & lat sprö. id Matheumatik
weist garz. Aufzählung weist brennst
Schulbesuch. *Wohlgelehrig, mis Aufnahm misß ganz unbedürftig*
hüß Anzählungskritik namüßsachlan Durarb. wüßungen. Augewacht sind
Matheum. 7 St, Geog. 6 St, Kalig. 3 Stunden

Aufmerksamkeit. *Hoffentlich*

Händlicher Fleiß. *Had misß Misfandit nimm unatblifan Aufschriftung ge-*
wonnen; jedig bupfau die Fwüßka das Palbau fast mis wüß
in der grüßtauchfrit waga lüßigigau Ablifanung allen auf-
gegebenen Arbeitan; namuntlich fette den Mindanfaltung der Aufschrift-
schaltunlactüre oft grüßpau flaisß gewidmet worden müßten. - Jed
in der Matheumatik anzüßan nimm, mis würde mal lob wüßdenn, wenn
die schrift. Arbeitan misß gültlich abgelaft wüßten; ist in der Aufschrift
nwal brennst; aing müß auf die franzöf. schriftliche Arbeitan misß
Sorgfalt wüßdenn werden.

Fortschritte. *Lüßtübunten fuz im Allgemein in den schrift. Arbeitan, obwohl*
aing dazü bei längerer Dauerübunten bupfer gewarfan wüßten die lüß-
nigfau & grüß. Arbeitan ist misß misß misß fustanfalt; anstara aing
in nimm wenig wüßigfau Vorausz gefschrieben. Aufschrift. fustanfalt
in der Matheumatik gnuact; nimm in biden alten Sprachan, un franzöfische
in der Aufschrift & in den schrift. Vorauszschaltun; gewüß in diltan-
tüßgüßigfau.
Es ist in die fustan matheumatifische Aufschrift wüßdenn.

Schüler: Johann. Lischner; Keffenbezen.

Obige Censur ist dem Vater, Vormunde oder nächsten Angehörigen des Schülers vorzuzei-
gen und von diesem zu unterschreiben.

Fritz Reuters Aufsatz bei seiner Reifeprüfung in Deutsch

(Gymnasium zu Parchim 1831)

Über den Mißbrauch der Schwächen anderer

In der Eigentümlichkeit des Menschen liegt es, daß in jedem einzelnen verschiedene Tugenden und Laster, verschiedene kräftige Seiten, wenn ich mich so ausdrücken darf, und Schwächen ihr Reich gegründet haben. Dem Menschen ist ein ungeheures Feld seines Intelligenzvermögens gegeben, der weite Erdenball ist mit allen seinen Wundern sein, die Welt mit ihren unzähligen Körpern hat er durch den Verstand beherrscht, indem er sie unter Systeme brachte, selbst in den Himmel ist er gedungen, ob mit, ob ohne Erfolg, will ich nicht entscheiden, und dennoch ist ihm das Liebste, das er sich als Gegenstand des Forschens und der Erkenntnis setzt, gerade das Unvollkommenste durch sich selbst, der Mensch. Und wenn Du durch' Millionen Meilen den starken Geist geschwungen, und an den Bahnen der Sonne, des Mondes, der Gestirne stehst, wenn Du der Dinge geheimste Saat erkannt hast, welchen Preis hast du dir zum Lohn erkämpft? Das Gesetz der ewigen Ordnung hast Du erkannt und das ist Dein Lohn. Wenn Du in den armen schwachen Menschen gedungen bist, wenn Du seinen Willen, seine Kraft, sein Denken und Fühlen erkannt hast, was hast Du dir dann zum Lohne erworben? Das ewige Schwanken hast Du, hast der Unordnung höhrenden Sieg über die Ordnung gesehn. Und dennoch zieht der Mensch den letzten Lohn dem ersten vor, und nicht magst Du ihn töricht schelten, denn bei dem ersten erfüllt ihn Staunen und Bewunderung, Empfindungen von schöner erhabener Natur, bei dem zweiten erfüllt ihn Liebe, Haß, glühende Neigung, seinen Witz geltend zu machen, und Eigendünkel, alles Empfindungen, die die ganze Seele einnehmen, die sich dieselbe ganz unterwerfen. Wohl dem Menschen, den die Kenntnis des Nebenmenschen mit Liebe erfüllt, er hat einen Quell gefunden, aus dem er schöpfen kann, wenn der glühende Welthauch seine Seele zu verdorren droht, er hat ein Feld gefunden, in dem des Menschen reinsten Gesinnungen, gesäet, reichliche Früchte der Menschheit tragen. Und dies ist der höchste Lohn der Menschenkenntnis, daß der Weg mir gegeben ist, auf dem ich zur Beglückung des Menschen wandeln kann. Leider ist es nicht so häufig der Fall, als man von der natürlichen Gutmütigkeit des Menschen erwarten könnte; der Mensch wird zu leicht von Vorurteilen eingenommen, als daß ein unparteiisches Urteil zu wahrer Kenntnis ihm verhelfen könnte. Die wahre Tugend sucht das Verborgene, und schwer ist es sie zu entdecken, nur in der höchsten Not tritt die Kraft in ihrer Größe hervor, nie prahlend, sondern, wenn sie wahrhaft ist, bescheiden; das Laster hingegen zeigt sich leicht dem beachtenden Auge, und die Schwäche tritt oft sogar, um den Anschein von Kraft zu gewinnen, recht frei und ungenötigt hervor. Da erfüllt ihn denn das Vorurteil, bevor er die Tugenden und die Kraft erkannt hat, die vielleicht weit überwiegend sind, und das Laster erfüllt ihn mit Haß, die Schwäche fordert ihn auf, die glänzendere Seite seines Geistes zu zeigen und sich über den anderen zu erheben. Wie sollen wir nun der Schwäche unserer Mitmenschen begegnen, wie sollen wir sie dämpfen, wie sollen wir sie tilgen? Nicht bei der Schwäche der Menschen, nicht bei dem störrischen Rosse wendet den Stachel und die Geißel an, es vermehrt sich die Wut, bäumend hebt es sich, und den Reiter abschüttelnd, brauset es durch die Flur, sich in der eigenen Wut verzehrend. Wendet den freundlichen Sinn an als Heilmittel, der, aus dem Mitleid entsprungen, dankbare Klänge in der fremden Brust erweckt, zeigt freundlich auf die Verderblichkeit der Schwäche hin und, wenn ihr überzeugt seid, daß diese erkannt ist, dann erst deckt ihre Lächerlichkeit auf, ohne jedoch Gefallen an derselben zu finden; denn dann erzeugt sich Erbitterung, die den Weg zur Heilung gänzlich abschneidet. Schwer, ja schwerer als das Laster zu vertreiben, ist es die Schwäche zu tilgen, bei dem Laster redet lauter die Stimme der Welt, lauter die innere, bei der Schwä-

che schweigt die letztere beinahe gänzlich, denn lange dauert es, bis man sie für Unrecht erkannt habe; mit Vorwurf, Hohn tönt die Stimme der Welt, und immer kälter wird die Brust, immer enger verschließt sie ihre Tore. Und oft ist's dann schon zu spät, selbst für das herzlichste Mitgefühl, auf den Menschen zu wirken. Er gleicht dem Gefäß mit Wermut, schüttest Du Honig hinein, so wird der Honig wohl bitter, der Wermut wird nimmer Dir süß. Oft sind die Schwächen der Art, daß andere daraus Vorteil ziehen können. Sie nisten sich ein in das Herz des Schwachen, heucheln Liebe und Freundschaft um des schönen Nutzens willen, aber,

Arglistig Herz, Du lügst dem ewgen Licht,
das ist des Mitleids fromme Stimme nicht!

Der gemeine, niedere Sinn ist es, dem kein Weg zu krumm und zu schmutzig ist, wenn der Nutzen in goldener Schale winkt, der nur den Pranger und die Rute scheut, und deshalb nicht den offenen Diebstahl begeht, sondern den heimlichen. Reine Bosheit, die bloß um zu zerstören, die Schwäche festigt und sie zum unzerstörbaren Gebäude baut, ist nicht wohl denkbar, das Werk des Teufels wäre es, nicht das des Menschen. Ein anderer, und zwar der am häufigsten vorkommende Mißbrauch ist der, daß man von eigener Schwäche, dem Eigendünkel, verleitet, die des Mitmenschen aufdeckt und sie als Folie des eigenen Wertes gebraucht, die Art, wie dies geschieht, ist bei der verschiedenen Bildung und Anlage verschieden, der Dumme, Unwissende äußert seinen Eigendünkel durch Grobheit gegen den Mitmenschen, der Klügere, Gebildetere durch Witz, beide Äußerungen, wie sehr sie auch verschieden sind, sind gleich unrecht, und verderblich in ihren Folgen. Unrecht, weil sie aus schlechter Quelle fließen, weil das Richteramt nicht in die Hände des Nebenmenschen gelegt ist und weil der Zweck eigentlich böse ist. Darum richtet die Schärfe des Geistes nicht darauf, den Mitmenschen zu verwunden, sondern darauf, ihn zu heilen; der Böse verdient Strafe, der Schwache Mitleid.

Mit de Leiw is dat as mit en Bom, je mihr de Wind in de Kron un in de Bläder spält, desto faster smitt hei sine Wörtel.



Mit 'ne gaude Fru hett dat 'ne eigene Bewandnis: weit en düchtig Mann glik up de Städ', woher de Wind weiht, so weit 'ne gaude Fru all lang' vörher, dat wat in de Luft is.

Information über die Fritz-Reuter-Gesellschaft und dazu einige Beispiele und Beweise für die Verehrung Reuters und seine große volkstümliche Beliebtheit

Die Fritz-Reuter-Gesellschaft e. V. mit dem Sitz in Lübeck (Geschäftsführerin: Frau Emmi Brüggmann, 24 Lübeck, Brucknerstraße 19a) wurde 1960 dank der Initiative des Reuter-Rezitators Ernst Hameister gegründet. Die Gesellschaft stellt sich die Aufgabe, Reuters Werk lebendig zu halten und plattdeutsche Sprache und Dichtung zu pflegen und zu fördern. Sie veranstaltet Vorträge, Leseabende im Winter in kleinen Familienkreisen der Mitglieder, Ausstellungen von Büchern und Bildern aus ihrem Archiv, Ausflüge und gesellige Treffen. Die Mitglieder erhalten Mitteilungen und ein Buch als Jahresgabe. Die bisher verteilten 5 Jahresgaben können auch durch den Buchhandel bezogen werden, und zwar Nr. 1—3 vom Verlag Krüger & Nienstedt, 2 Hamburg 50, Eschelsweg 4, Nr. 4 und 5 vom Heimatverlag F. W. Giebel, 28 Bremen 41, Amelinghauser Straße 4.

1. Fritz-Reuter-Almanach von 1969
2. Fritz-Reuter-Bibliographie von Georg Günther 1971
3. Auswahl aus August Seemanns plattdeutschen Gedichten 1972
4. Willi Finger-Hain „Fritz Reuter als Zeichner und Maler“ 1968
5. Willi Finger-Hain „Fritz Reuter in der Weltliteratur I“ 1970

Erstmalig verlieh die Reuter-Gesellschaft am 19. Mai 1973 einen Ehrenbrief. Er wurde in Bremen in einer Feierstunde dem Schriftsteller Gerd Lüpke überreicht, der sich um Reuters Werk in vielen Rundfunksendungen, Beiträgen in Zeitschriften und Vorträgen verdient gemacht hat.

Die Reuter-Gesellschaft wurde in den ersten Jahren nach ihrer Gründung von dem bekannten mecklenburgischen Dichter Friedrich Griese geleitet, danach bis 1968 von Christian Jenssen, dem Leiter des Eutiner Dichterkreises, und wird heute von dem Unterzeichneten betreut, der daneben noch die historisch-literarische Zeitschrift „Carolinum“ redigiert. Durch diese Personalunion ist es möglich, ein Reuter-Sonderheft zum 100. Todestag des Dichters im Juli dieses Jahres herauszubringen.

Blickt man in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts zurück, so kommt man schier in Verlegenheit, alle Beispiele und Beweise für Reuters außerordentliche volks-

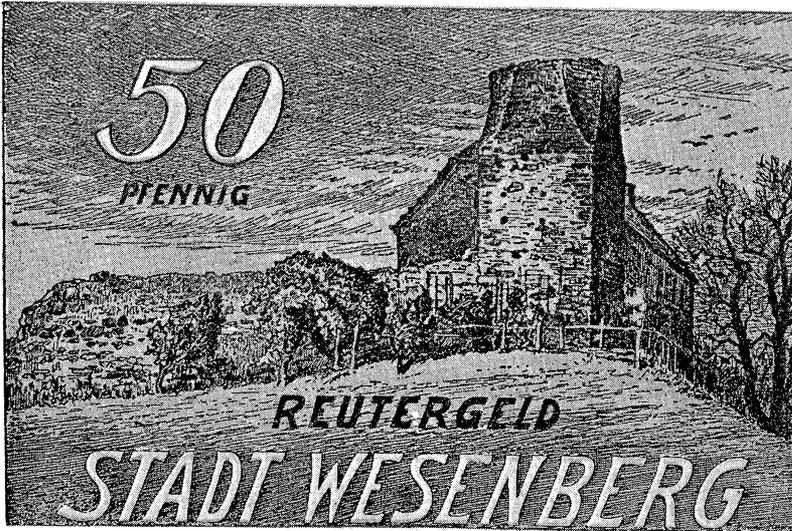


tümliche Beliebtheit aufzuzählen. Wie hoch die Zahl der Millionen Bände ist, die von Reuters Werken gedruckt und verkauft worden sind: das hat noch niemand errechnet; mit Sicherheit würde diese Zahl, wenn wir sie kennen würden, uns überwältigen. In den Mecklenburgischen Monatsheften des Jahres 1931 las ich in einem Beitrag von Dr. Ringeling folgenden Satz: „An Reuter und seine Erben sind rund eine Million und hunderttausend Mark ausgezahlt worden; das ist relativ und absolut mehr als Goethe und seine Erben erhalten haben.“ Von dem Vergleich mit Goethe, der nach meiner Ansicht besser nicht herangezogen wäre, will ich nicht reden, aber halten wir uns doch einmal vor Augen, welche Kaufkraft heute die an Reuter und seine Erben gezahlte Summe haben würde: 7¹/₂ bis 8¹/₂ Millionen DM! so versicherte es mir ein bekannter Bankdirektor.

In 34 Ländern der Erde werden heute Reuters Werke zur Ausleihe bereitgehalten. In folgende Sprachen wurden Reuters Werke übersetzt: ins Niederländische, Französische, Amerikanische (USA), Englische, Dänische, Westfriesische, Schwedische, Finnische, Norwegische, Siebenbürgisch-Sächsische, Vendendelbomoel (dänischer Dialekt in Nordjütland), ins Polnische, Japanische, Russische und Rumänische. Geplant und in Vorbereitung sind auch Übersetzungen ins Chinesische und Koreanische. Wir verdanken diese Angaben dem verdienstvollen Reuter-Forscher Willi Finger-Hain, der ein vierbändiges Werk unter dem Titel „Fritz Reuter in der Weltliteratur“ konzipierte. Leider nahm ihm nach dem Erscheinen des ersten prachtvollen Bandes der Tod die Feder aus der Hand.

Auf dem Gebiet der Reuter-Forschung und des gesamten Schrifttums, das sich mit Reuter und seinen Werken befaßt, geht die Zahl der Bücher, Abhandlungen in Broschüren, Beiträgen in Zeitschriften, Zeitungen, Rundfunksendungen u. a. s c h ä t z u n g s w e i s e weit über zehntausend hinaus, wobei nur die deutschsprachigen, nicht die Publikationen fremdsprachiger Länder erfaßt sind.

An dieser Stelle flechte ich einige persönliche Bemerkungen ein, weil diese für die folgenden Ausführungen unerlässlich sind, aber durchaus im Rahmen des Themas dieses Beitrages liegen. Vor ca. 1¹/₂ Jahren erhielt ich einen Brief von Prof. H. C. Christiansen am Germanistischen Department der Universität Chicago, der sich an mich als den Leiter der Fritz-Reuter-Gesellschaft wandte mit der Bitte, ihm für seinen Reuter-Almanach 1974, den er aus Anlaß der 100jährigen Wiederkehr von Reuters Todestag herausgibt, einen Beitrag zu schicken im Sinne obenstehender Überschrift. So schreibe ich nun nieder, wo mir überall der Name Reuters in dem Zeitabschnitt meines Lebens von 1913—1974 entgegentrat, die Fakten, die ich aus dieser Periode bringe, sind Beispiele und Beweise für die außerordentliche volkstümliche Beliebtheit Reuters. Eine Reuter-Ausgabe, die ich zu meiner Konfirmation als Geschenk bekam, brachte mich noch nicht sogleich auf den Weg zur Verehrung des Dichters. Aber im Hause meines Onkels in Ludwigslust, wo ich als Pensionär mit zwei Mitschülern das Realgymnasium besuchte, wurde in mir die Liebe zu Fritz Reuter geweckt an den Leseabenden im Winter, die mein Onkel Karl bestritt. Welchen unvergeßlichen Eindruck machte auf mich aus der Stromtid „Dat Rangdewuh in'n Watergraben“. Nach dem 1. Weltkrieg begegnete mir Reuter in der Inflationszeit auf den Notgeldscheinen, die von vielen mecklenburgischen Städten herausgegeben wurden (s. Abbildung). Auf der einen Seite sah man eine Abbildung aus der betreffenden Stadt oder Illustrationen zu Szenen aus Reuters Werken, auf der anderen Seite ein Zitat aus Reuters Werken. Die Reuter-Verehrung in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg war sehr groß, nicht nur in Mecklenburg. In der „Halbmonatsschrift för plattdütsch Sprak un Ort“, von der ich die erste Nummer des Jahres 1921 besitze, ersehe ich aus den Berichten über plattdeutsche Veranstaltungen, daß es z. B. einen plattdeutschen Fritz-Reuter-Club in Duisburg gab, Fritz-Reuter-Vereine in Berlin, Stettin, Leipzig, Breslau, Hamburg, Kiel, Rostock, Wismar und vielen anderen Städten. Daneben finden sich plattdeutsche Vereine, die nach Unkel Bräsig benannt sind oder „De Eekbom“ heißen. In dieser Zeit benutzten viele Firmen den Namen Reuters oder seiner Gestalten für die Benennung ihrer Erzeugnisse, für Reklamepackungen oder Reklame-Annoncen, z. B. Fritz-Reuter-Tabak (aus Ham-



burg), Böttchers Echter Malzkaffee (mit Reuter-Bild), Unkel-Bräsig-Kaffee-Mischung, Tengelmans Hanne-Nüte-Kakao, Unkel-Bräsigs-Mocca-Ersatz. Die Brauerei Homann in Stavenhagen gab Bierdeckel heraus mit Reuters Bild auf der einen Seite und den Worten „Fritz-Reuter-Bier“ auf der anderen.

In den meisten norddeutschen Städten wurden Straßen nach Fritz Reuter benannt, aber auch viele Städte des übrigen Deutschlands weisen diesen Straßennamen auf. Daneben gibt es auch zahlreiche Schulen, Hotels, usw. die Reuters Namen tragen. Und wo gibt es überall Reuter-Denkmäler, nicht nur in Stavenhagen, Neubrandenburg, Wismar, sondern auch in Milwaukee und Chicago. Zum 75. Todestag Fritz Reuters am 12. Juli 1949 erhielt die Stadt Stavenhagen von der Landesregierung Mecklenburg das Recht anstelle der bisherigen Bezeichnung „Stadt“ künftig die Bezeichnung „Reuterstadt Stavenhagen“ zu führen.

In plattdeutschen Gedichten pries der mecklenburgische Dichter August Seemann Fritz Reuter im Jahre 1910 aus Anlaß des 100jährigen Geburtstages. Mit einem dieser Gedichte schließe ich meine Ausführungen. Das Wort „Doktor“ in der Überschrift bezieht sich nicht auf Reuters Doktor-Titel, vielmehr will Seemann damit Reuter ansprechen als Arzt der Seele.

Doktor Reuter

Deit mi — von Hus weg — mal dat Heimweh faten,
 Wenn 't wille Leben üm mi fohrt un fust,
 Un Sorg un Grill mi an de Uhren plus't,
 Dat sick vör Sehnsucht kum dat Hart kann laten,
 Henfleigen mücht, wur oewer Wisch un Saaten,
 Dei Himmel lacht, dei Wind so sachten sus't,
 Dei Ostsee ran an Brügg un Bühnen brus't,
 Wur truge Minschen wahnt in Slott un Katen:

Denn helpt mi kein Perfesser un kein Preister,
 Denn Fritzing möst du ran as rechter Meister,
 Denn hal ick mi dien Bäuker von dei Burt.

Dei möten plegen mi un düchtig räuken,
 Dei hemm'n dreiduwwelt jo, wat ick dau säuken,
 Dei weihn un waschen alle Weihdag furt.

Walter Lehmbcker

Da mir mein geliebtes Vater unverzüglich zu-
muss sein, wie an die Abreise sein, die ich
Landes-Regierung zu bitten, dass Sie die
sollte für seine beiden unehelich erzeugten
Töchter Johanna Elisabeth Henriette Reuter
und Ernestine Sophie Reuter, welche ich von
jung auf für meine liebsten Symphorien
gesehen und als solche geliebt habe und
fortwährend lieben werde, wie Sie demnach
Erklärung ^{als unehelich erzeugten} ~~erzeugten~~ ^{und} ~~erzeugten~~
während seiner in seiner Ehezeit die Reuter
unehelich geborenen Töchter gütigst zu er-
kennen, und so mit ihnen volle Erblichkeit, wie
wäre dass sie so oft mir ein Vater,
als auch abmühen väterlichen Ansehens
bei mir unehelich Töchter und verantwortung
Erblichkeit ⁱⁿ ~~erzeugten~~ ^{erzeugten}, so habe ich mich
auf die Testaments-Übersetzung ^{an} ~~erzeugten~~
mit Vater zu der Prüfung von mir abge-
geben und Erklärung ^{erzeugten} ~~erzeugten~~ ^{erzeugten},
dass ich für meinen nicht allein nicht ein-
gesehen sein habe, sondern auch abge-
ben ^{erzeugten} ~~erzeugten~~ ^{erzeugten} und Abgabe ^{erzeugten} ~~erzeugten~~ ^{erzeugten}
habe ich so gerne in der Einsicht ^{erzeugten} ~~erzeugten~~ ^{erzeugten}

Heute den 20. Juni August 1839. F. Reuter.

Faksimile eines noch unveröffentlichten Original-Briefes von Fritz Reuter
(Zustimmung zur Anerkennung seiner beiden Stiefschwestern)

Reuter-
Festzug in
Neubranden-
burg 1913



Bräsig
mit Lining un
Mining



Pomuchelskopp
mit Familie



Jochen Nüssler

Fritz Reuters Neubrandenburgische Polterabendgedichte

Von H. Constantin B l a n c k

Das Polterabendgedicht ist im Gesamtwerk Fritz Reuters nicht ausreichend eingeordnet.

Fritz Reuter ist in der Zeit zwischen 1842 und 1854 den Wünschen nach Polterabendgedichten in seinem Bekanntenkreise aus Freude an reinem menschlichen Entgegenkommen nachgekommen. Ihr Wert ist in verschiedener Hinsicht unbestritten. Einerseits dienen sie dem Nachweis seiner niederdeutschen poetischen Tätigkeit vor der Herausgabe des Quickborn von Klaus Groth, andererseits drücken sie — ohne Überarbeitung durch des Dichters Hand — wahrhaft Humoristisches und Gemütvolles aus, wie die Kinderfrau, der Bräutigam, Vorspiel und ein Orgeldreher mit seiner Frau. Es findet sich in den üblichen Vortragsstücken dieses Schrifttums nichts Vergleichbares.

Gelegentlich wird ein bisher unveröffentlichtes Polterabendgedicht von seiner Hand bekanntgegeben. Der Grund hierfür ist darin zu sehen, daß Fritz Reuter eine Mappe mit seinen zuletzt verfaßten Arbeiten verloren gegangen ist, so hat er sie auch nicht in seine Gesamtausgabe aufnehmen können.

Die Suche nach den verschollenen Polterabendgedichten hat K. Th. Gaedertz mit besonderem Eifer betrieben. Er hat im Vorwort zur Neuausgabe der Polterabendgedichte (Reclam Nr. 4780) eine sichtende und prüfende Untersuchung in Aussicht gestellt. Er hat nicht mehr den Nachweis führen können, daß Fritz Reuters Polterabendgedichte mehr als ein Gelegenheitsgedicht und mehr als einen gewöhnlichen Schwank darstellen.

1856 mit der Umsiedlung nach Neubrandenburg hat der Dichter in der ersten Hälfte des folgenden Jahrzehnts offenbar auch noch Freunde zu feierlichen Familienanlässen mit etwa sechs Gelegenheitsgedichten bedacht, mit denen er sich verbunden gefühlt hat. Das gilt sowohl für die Thalberger als auch für die neuhinzugekommenen Neubrandenburger. In ersterem Kreise hat er zu sich selbst gefunden, mit dem Blick für das Wesentliche, und gewinnt Selbstvertrauen in dem Maße wie er das große elterliche und politische Leid verwindet und mit seinem Dämon zu leben lernt. Selbst von der Übernahme einer Pachtung sieht er auf den Rat von Fritz Peters ab.

Die Frage ist, inwieweit hat Fritz Reuter mit diesem Entschluß ebenso wie mit der Hinwendung zum Dichter als Realist gehandelt, wie wir ihn zunächst mit dem großen Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer im „Genialen Menschen“ (Berlin 1931, 2. Auflage S. 254) sehen. Es bleibt aber anzusprechen, welche Umstände im Leben Fritz Reuters und seiner Freunde für seine Art der realistischen Haltung von Bedeutung geworden sind. Das damalige Neubrandenburg mit seiner patriachalischen Ruhe (GD 83)¹ ist nicht nur seiner dichterischen Entwicklung, sondern auch seinem Wunsch nach Geselligkeit sehr entgegengekommen. Er hat zu den Stammgästen gehört, die sich täglich um fünf Uhr im Ratskeller zusammengefunden haben, wo jeder gerne den Geschichten lauschte, die er beim Glase Haut Sauterne zum besten gegeben hat. Häufig ist er auch gegenüber in der „Goldenen Kugel“ oder in der Brauerei seines Freundes Hahn gesehen worden (S 51). Irmgard Unger-Brückner (C 32, 28/29) verdanken wir

¹) In weitgehender Übereinstimmung mit Unger-Brückner bringen wir nachfolgend die Abkürzungen für häufig vorkommende Literatur:

B = Richard Benz, die Romantik Kap. Das Kunstwerk der Zukunft

C = Carolinum

E = v. Einem, Reclam B 9023

GD = Warncke, Gedenkbuch

J = Willbrandt, Reuters Jubiläumsausgabe 1877

P = K. Th. Jaedertz, Reclam Nr. 4780, Zahl/Nummer des Polterabendgedichtes

RT = K. Th. Gaedertz, Aus Reuters jungen und alten Tagen

S = W. Seelmann, Meyers Volks-Bibliothek Nr. 1495/96

nicht nur die Kenntnis und eine Abbildung des durch die Kriegswirren 1945 verlorengegangenen (Wilhelm) Bahrschen Bildes von der Ratskellerstammtischrunde in Neubrandenburg, sondern auch eine Übersicht über die bisher bekannt gewordenen Einzelbildnisse dieses Freundeskreises. Bei einer Gegenüberstellung dieser hervorragenden Ikonographie der Freunde Fritz Reuters mit einer solchen der für sie von ihm selbst verfaßten Polterabendgedichte dürfte überraschen, in welchem Umfang der Dichter gerade im ersten Neubrandenburger Jahrfünft herzlichen Anteil an den fröhlichen Familienereignissen seiner Neubrandenburger Stammtischfreunde genommen hat. In diesen herzlichen Gedichten wird nicht nur Einblick in deren bisheriges Leben, sondern auch in ihre landmännische oder städtische Umwelt vermittelt. Das Bahrsche Bild gibt beredten Ausdruck von seinem Verhältnis zu den Freunden. Rechts im Vordergrund mit dem Rücken zum Beschauer steht Inspektor Bräsig. An der Rückseite des runden Tisches sitzt der Dichter mit vollem Blick zum Beschauer, dicht umgeben von seinen Thalbergern. Die gedachte Verbindungslinie vom Dichter zu Onkel Bräsig bildet die Bildachse. Rechts von Bräsig vorne auf dem Sofa sitzen und im Hintergrunde stehen die anwesenden Neubrandenburger. I. Unger-Brückner beginnt die Zählung mit Bräsig rechts herum um den runden Tisch. Schon früher hat Reuter von seinen Thalbergern bedacht

4 Justizrat Ludwig Schröder mit vielen Toasten und zu drei Hochzeiten seiner Töchter:

Jettchen mit Nobiling — Postillion und Stubenmädchen — P 4

Hedwig mit Krüger — Sonne und Mond — GD 133

Elise mit Paul Kolbe — Zwei kleine Mädchen — P 13

7 Fritz Reuters Cousine in Jabel — Hanne und Fieken — RT I 42 P 8

8 Rittmeister Blümckes Silberhochzeit — Vorspiel — GD 133 P 7

10 Oberförster Träbet, T. Hermine mit Wieblitz — Köchin — P 10

Dazu kommt in seiner Neubrandenburger Zeit

5 W. Hilgendorff mit Dudi, Silberhochzeit 30.8.1859 — Zigeunerzug — RT II 109 P

12 F. Peters Nichte Minna Rust verm. VI 1857 Heinrich Binnier, 14

Ökonom — Frau Möllern und Frau Schulze — RT I 43

und aus der städtischen Umwelt

2 Pastor Bolls Cousinen, T. des Bürgermeisters Brückner

Friedchen verm. 5.9.1856 E. Blanck — Einfall — siehe unten

Luise verm. 11.8.1858 B. Reinhold — Marktscene — RT III 111

9 Ahlers Vetter Ahlers Silberhochzeit 29.9.1860 — De spanische Avstammung — RT I 73/74

Dazu noch für seinen Parchimer Lieblingslehrer Gesellius, T. Friederike verm. 1860 RT I 43, Anmerk. XXX

Schon von Treptow her hat der Dichter unter den befreundeten Neubrandenburger Familien die des ersten Bürgermeisters, Hofrat Dr. jur. Friedrich Brückner besucht und auch am 6. November 1855 an dessen fröhlichem fünfundzwanzigsten Amtsjubiläum teilgenommen (RT I 57/59). Bald danach als Neubrandenburger Neubürger trägt er zur festlichen Stimmung der Hochzeit von des Hofrats erster Tochter Friederike mit Eduard Blanck am 4. September bei. In seiner neuen Umgebung setzt er sich gleich ins rechte Licht, einmal mit einem Puppenspiel, in dem er die Rolle des Samuel selber übernommen hat, und andererseits mit dem Bänkelsängergedicht „Einfall“ zu zehn unsignierten Bildern. Nach freundlicher Mitteilung von Frau Professor Unger-Brückner dürften diese von der Hand des Historienmalers Bernhard Reinhold (1824 bis 1892) stammen, einem Sohn des Pastors in Woldegk, den Reuter in einem Brief an Fritz Peters (V I 133) seines unverfälschten „Woldeksch“ wegen lobt. Beim „Einfall“ wird an den Brauch der Moritaten Sänger angeknüpft mit Leierkasten, Bildtafel, Zeigestock und hervorstechender Stimme eine drollige Schilderung zum Vortrag zu bringen, die häufig auf Zettel gedruckt, ringsum verteilt zu werden pflegte. Diese Verbreitung ist offenbar damals unterblieben. Sie soll jetzt nachgeholt werden.



Einfall

Gedicht von Fritz R e u t e r (vom 4. September 1856)

1.

Unerhörte Schlechtigkeiten
 Führen oft zu Mord und Brand.
 Doch sie führen auch zu Zeiten
 In den heiligen Ehestand.
 Friedchen Brückner, Koopmann Blanck
 Zeigen, daß dies wohl gelang.

2.

Bramborg, spitze Deine Ohren,
 Höre, wie sich dies zutrug!
 Seit daß Friedchen ist geboren
 Sie sich schon mit andern schlug
 Lebte stets in Haß und Zank.
 Gott beschütze Koopmann Blanck!

3.

Ihre kleinen Schwestern, Brüder
 Hat sie gröblich malträtiert.
 Kampfgerüstet warf sie nieder
 Was sie nur von fern schaniert.
 Prügelt hier in ihrer Hitz
 Ihren kleinen Bruder Fritz.

4.

Hat die Kleinen angestiftet
Zu Verbrechen grauser Art,
Hat mit Wein sie mal vergiftet,
Daß ein jeder duhne ward.
Daß sie heiter runter fielen
Unter Tisch und unter Stühlen.

5.

Auch mit lauter Niederträchten
Blanck die Lebensbahn begann,
Widmete sich dem Schlechten
Und fing mit Verbrechen an.
Hört was Blanck tat einst zu Leid
Seiner Mutter Hochzeitskleid!

6.

Zog sich die unschuld'ge Hülle
Auf den ganz verruchten Leib,
Bis die Mutter in der Stille
Störte diesen Zeitvertreib.
„Mutter kümmt“! und dann sprang Blanck
In den großen Kleiderschrank.

7.

Kam in einem Handlungshause,
Welches Simerling besaß.
Seht ihn hier beim Heringschmause,
Seht ihn, wie er Hering fraß.
Frißt den Hering ohne Scheu
Simerling der steht dabei.

8.

Jetzo ist es nun passiert,
Daß ein Ball vereint sie mal.
Blanck hat Friedchen engagieret
und sie walzen durch den Saal.
Amor schießt wie blind damang
Und verwundet Koopmann Blanck.

9.

Friedchen die ist auch blessieret,
Jugend schützt vor Torheit nicht;
Jede Teegesellschaft führet
Sie sich vor ihr Klatschgericht.
Und ganz Brandenburg dat hett
Vor die Augen die Lorgnett.

10.

Eines Morgens halber neune
Blanck steht vor der Ladentür,
Friedchen kommt doch nicht alleine,
Ihre Tante geht mit ihr.
Tante mit dem Sonnenschirm,
Blanck mit Liebe im Gehirn.

11.

Stammelnd, stotternd, stoppelt Friedchen
Ne Entschuldigung herfür.
Krampfhaft starrend sieht sein Liebchen
Blanck in seiner Ladentür.
Tante Hannchen sieht die zwei,
Denkt dabei so mancherlei.

12.

Friedchen kommt zu ihrem Vater,
„Schütze, Vater, doch Dein Kind!“
Dieser Mann, noch gestern hat er
Angestarret mich, wie blind.
Seht ihn auf dem Bilde dort
Krampfhaft starrt er immerfort.

13.

„Hat er Dir so angestarret“
Sagt Papa, dann paß mal auf,
So 'ner feur'ge Liebe harret
Nimmer nie mehr in den Lauf!
Kaum, daß er sprach dieses Wort —
Ist Herr Blanck denn auch schon dort.

14.

„Herr, ich liebe Ihre Tochter“.
Schön, Herr Blanck, sprach der Herr Rat,
Ihre Händ' zusammen flocht er.
Sich zu lieben früh und spat',
Beide seid im Himmelreich.
„Kinder da, da habt ihr euch!“

15.

Der Papa geht jetzt rummer,
Kratzt sich häufig hinters Ohr,
'S ist nur um die Luggedor.
Während dessen ohne Not
Sitzt das Paar und treibet Od. *

16.

Odisch und methodisch trieben
Sie dies Spiel nun fast ein Jahr.
Geht mich fort mit odisch lieben,
Um die Liebe ist's man schad.
Sag mich doch mal Koopmann Blanck,
„Wird Dich denn die Zeit nicht lang“?

17.

Morgen ist das nun zu Ende,
Morgen ist's mit Od vorbei,
Und aus Ihrer Schwester Hände
Kriegt sie der Geschenke zwei:
Einen Kranz und eine Haub'
Für den Eh'stand, wie ich glaub.

Dies ist nun der ganze Krempel,
 Dies ist nun das Strafgericht.
 Brandenburg, Dir zum Exempel,
 Meld ich diese Mordsgeschicht.
 Friedchen Brückner, Koopmann Blanck,
 Leben hoch und leben lang!

* Eine magnetische Lebenskraft, angeblich von Karl von Reichenbach entdeckt, der in den fünfziger Jahren Aufsehen erregende Schriften herausgab. Reuter erwähnt die Odlehre wiederholt.

Für Fritz Reuters Arbeitsweise an seinen Polterabendgedichten lassen sich zwei Gesichtspunkte herausstellen. Der feinsinnige Wilhelm Seelmann (siehe auch C 47, 85 Anmkg. 6 und S 60) schätzt an ihm die wunderbare Anschaulichkeit seiner Gestalten, die Menschen mit dem Auge des Malers zu beobachten und sie so zu zeichnen, wie sie sein Auge sieht. Durch die der Bänkelsängerart angepaßte naiv vereinfachte, natürliche und anheimelnde Stimmung entstehen plastische Schlaglichter von den lustigen Begebenheiten aus dem Leben der Verlobten, die — bisher einmalig bei dieser Gattung seiner Dichtung — den Vergleich mit den vorliegenden zehn eindrucksvollen, leicht überschaubaren und farbig angelegten Skizzen auch in der Schwarz-Weiß-Wiedergabe der verschollenen Originale von Bernhard Reinhold nicht zu scheuen brauchen. Poesie und bildende Kunst stehen miteinander in schönstem Einklang.

Andererseits fällt das Geschick auf, wie Fritz Reuter mit irgendwelchen ihn angehenden neuartigen Bestrebungen oder Anschauungen umgeht und mit Humor gewürzte komische Lagen für seine Schilderungen zu nutzen versteht. Beispielhaft erscheint im vorliegenden Polterabendgedicht, wie die Verlobten mit der neuen, damals gerade Aufsehen erregenden Odlehre von Karl von Reichenbach in lustige Verbindung gebracht werden, die Reuter auch später in seinen Werken erwähnt. Auf die Entwicklung der Odlehre bis in unsere Zeit muß hier leider verzichtet werden.

Einige Antwort steht noch aus, welche geistigen Einflüsse auf den Dichter von seinen Freunden ausgehen, diesen Männern, die gutes Tafeln, Trinksprüche und Tischreden nicht verachten: Bei den Gebrüdern Boll (C 52, 62) mit ihren historischen und naturwissenschaftlichen Anliegen ist diese Einflußnahme auf den Dichter am bekanntesten herausgestellt worden. Wohl ist es dadurch im Freundeskreis vereinzelt zu leichten Kränkungen gekommen, aber der schöne Zusammenklang des Dichters mit seinen Freunden ist auf die Dauer nicht getrübt worden (GD 130). Bei den Thalbergern erscheint mir aber der Hinweis angebracht, daß Reuters Verhältnis zu ihnen, trotzdem seine Fühlung doch hautnah gewesen ist, nur am Rande in das Bewußtsein der Gebildeten gedrungen ist. Beispielhaft ist hierfür die Ansicht Gaedertz, daß es ihm unverständlich ist, wie Hilgendorff, der „trotz einer guten geistigen Bildung sein Ideal nur in seinem Stande“ sähe (RT II 99/100). Hier soll nun nicht der anderen Überspitzung das Wort geredet werden, daß Pächtersöhne wie Werner von Siemens, Professor Wossidlo oder Walter Karbe etwa ihr Berufsziel verfehlt hätten. Aber gerade die Thalberger haben so viel Streben gezeigt, was der Dichter immer anerkannt hat, so viel wie möglich über den Boden und die Ernte zu wissen. Für sie und andere mecklenburgische Landmannskreise seien die Worte von R. Calder (Die Naturwissenschaften, München 1957 Seite 175) übertragen und angewandt, „ebenso wie in dem ursprünglichen Programm der jetzt so gelehrten und erlauchten Royal Society großer Wert auf die rein praktischen Fragen der Landwirtschaft gelegt worden ist“, so werden in Thalberg die neuen Lehren von v. Thünen und die des Rostocker Professor Karsten sichtlich mit der Hand und der Feder auf ihre Eignung für die mecklenburgischen Verhältnisse geprüft. Welche Genugtuung mag es dem Dichter in späteren Jahren bedeutet haben, dem es selber nicht vergönnt gewesen ist Pächter zu werden, nicht nur in seiner Stromtid und seiner weltbekannten Gestalt des Bräsig zum eigenen Ruhm wesentlich beigetragen zu haben, sondern auch den Erfolg für sich buchen kann, wie kein anderer ein packendes

Bild der mecklenburger Schlagwirtschaft des neunzehnten Jahrhunderts entworfen zu haben. Es ist zunächst keine heile Welt, aber den selbstbewußten und arbeitssamen Gestalten in ihr widerfährt das Glück, schließlich die vielfältigen Schwierigkeiten meistern zu können und nicht zu verzagen.

Ebenso scheint mir der sanfte (vielleicht latente) Brücknersche Einfluß auf den Dichter — abgesehen von der Herausstellung äußerer Beziehungen — zu wenig berücksichtigt worden zu sein. Gerade die Brückner haben seit längerer Zeit die Verbindung zu den geistig-künstlerischen Kräften in Norddeutschland aufgenommen gehabt. Namen wie J. H. Voss, C. D. Friedrich, Ph. O. Runge und L. v. Buch mögen genügen, um die Gebundenheit der künstlerischen, genealogischen und wissenschaftlichen Absichten zu den Pflegestätten des klassischen und romantischen Geistes, etwa dem Hainbund in Göttingen und der Malerakademie in Dresden herzustellen (siehe die verschiedenen Brückneriana in dieser Zeitschrift C 30, 70; C 34, 90; C 35, 81; C 39, 68; C 41, 84; C 44, 92; C 51, 7). Die von der Romantik oft verkündete Absicht der Erneuerung betrifft nicht nur den Bereich des Künstlerischen, sondern auch den eines neuen, vorbildlichen Menschentums. Man ist überrascht in welchem Ausmaße der Ruf nach Menschlichkeit, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit gerade in mecklenburgischen und norddeutschen Bürger-, Pächter- und Pastorenfamilien großen Widerhall gefunden hat. Sichtbaren Ausdruck findet dieses Streben nach Menschlichkeit und Verinnerlichung in Ph. O. Runges Porträts. In ihnen tritt nach von Einem das deutsche Bürgertum kraftvoll und selbstbewußt als führender Stand — und man mag mit W. Pinder ergänzen, wie zur Dürer-Zeit — in den Kreis des Geschichtlichen. Von Einem betont, die geschichtliche Leistung dieser Bildnisse ist um so erstaunlicher, als sie ganz in der Stille und man möchte sogar sagen unbewußt vollbracht worden sind. Hier zeigt sich ein Berührungspunkt zu Reuter. Wie bei Reuter das Polterabendgedicht oft als Gelegenheitsgedicht angesehen wird, ist nach von Einem auch bei Runge die Bildnismalerei neuerdings nicht viel mehr als eine Gelegenheitsmalerei mit der Freude an der Verinnerlichung und geplant als Übung im Hinblick auf sein Hauptziel „Die Tageszeiten“ angesehen. Und Runge zählt seit geraumer Zeit gleichrangig mit Wackenroder und Novalis zu den eigentlichen Trägern der romantischen Gedankenwelt. Ph. O. Runge und Fritz Reuter erstreben beide eine einheitliche Lebenshaltung aus einem Ganzen. Nicht nur Runge, sondern auch Reuter ist als Romantiker zu sehen. Wenn man sich seinen Dörchlächting vor Augen führt, treten in der Zeit nach Neubrandenburg starke spätrömantische Züge hinzu gegenüber Runge, wenn man in der Malerei an Spitzweg denkt, wird dies offensichtlich bei einer Gegenüberstellung der Gestalt von Dörchlächting mit der etwa des Sternguckers. Gerade in den Polterabendgedichten Fritz Reuters treten viele echte romantische Züge zu Tage: seine Zeichnung des wahren Menschenbildes, seine menschlichen Gestalten, deren natürliche Haltung und deren starke Verinnerlichung. Welche Verinnerlichung zeigt sich im Polterabendgedicht „Hanne und Fieken“ (P 8), wenn — nachdem die Vierländerin Hanne mit ihrem Kürbis die Mahnung vor der Politik in der Ehe ausgesprochen hat —, Fieken mit dem Kohl in der Hand von der schleswig-holsteinischen Westküste die empfindungsreichen Worte dem Brautpaar auf den Weg gibt „Sucht nicht den Himmel über Euch / Sucht ihn in eigener Brust, / Sucht ihn nicht über dem Sternenreich; ... Einem Rungeschen Bildnis gleich an Selbstbewußtsein und Verinnerlichung sind die Worte Reuters an seinen Freund Hilgendorff zu dessen Silberhochzeit im „Zigeunerzug“ (P 14, V I 75):

Und so wandelt heiter
Immer berghinab,
Immer, immer weiter
Bis ins kühle Grab.
Und dann drückt Euch still die Hände,
Muß geschieden sein,
In den Herzen bis an's Ende
Treue Lieb allein.

Toast auf den Sonnabend-Verein zu Neustrelitz,
ausgebracht am Festabend, dem 6. Februar 1860

Von Fritz Reuter

Erstveröffentlichung

*Ihr lieben Brüder hier im Verein,
Von mir soll ein Hoch gebracht Euch sein!
So lange noch Herzinnigkeit,
So lange noch Kunstsinnigkeit
Im warmen deutschen Herzen glüht
Und Witz und Scherz noch Funken sprüht,
So lang' die deutsche Wissenschaft
Im deutschen Volk noch Wissen schafft,
So lang im lieben Vaterland
Mehr gilt als Schwur der Druck der Hand,
So lang' ein Kuß noch Treue schwört,
Im Volk man Gottes Stimme hört,
So lange soll auch dieser Verein
Eine Freistatt fröhlichen Sinnes sein.
Und wenn auch die Mucker,
Die Balkenkucker,
Die Splitterrichter,
Die Wassertrinker,
Das ganze Gelichter,
Die Zunft der Stinker,
Das Heer der Stümper,
Der Geldverpümper,
Der Geizverkomm'nen,
Blasiert verschwomm'nen,
Kurz alle Philister
Dagegen wären.
Der Bund soll fürder bestehen in Ehren
Denn lebendig ist er,
Und was da lebet
Geht nicht zu Grunde.
Drum, lieben Freunde, die Becher hebet,
Stoß an! und führt sie zum fröhlichen Munde
Und trinkt nach biederer Väter Art:
Hoch lebe die Stunde,
In der der Bund einst geschlossen ward!*

Erinnerungen an Fritz Reuter aus meiner Neubrandenburger Gymnasiasten-Zeit

Von Otto Piper

Als Neubrandenburger Gymnasiast jener Zeit bin ich auch mit Fritz Reuter in Beziehung gekommen. Ich erinnere mich noch, daß eines Morgens in die Quartaklasse ein Mitschüler einen Band „ganz famoser“ und merkwürdigerweise plattdeutscher Gedichte mitbrachte, deren Verfasser ein Privatlehrer in dem benachbarten Städtchen Treptow sein sollte. In den nächsten Pausen wurde dann statt der gewohnten Balgereien aus den „Läuschen und Riemels“ vorgelesen, und selten ist uns wohl dazwischen der Unterricht trockener und wertloser erschienen als an jenem Vormittage. Danach hat denn auch weiter ein Gedichtbuch gewiß noch niemals selbst in den Kreisen, welche der schönen Literatur völlig fremd gegenüberstanden, einen ähnlichen Erfolg gehabt wie das Reuters. So besonders auch auf dem Lande. Die Bücherei des „Stroms“, die sich sonst auf das Kirchengesangbuch und den Landwirtschaftlichen Kalender von Menzel und Lengerke beschränkte, wurde jetzt durch das Buch von Fritz Reuter erweitert, und wenn Besuch da war, so kam zu dem Gespräch über landwirtschaftliche Thematika und dem Kartenspielen das früher unbekannt gewesene Unterhaltungsmittel einer Vorlesung. Und kein Wunder. Etwas in solcher Weise für unsere Gegend Bodständiges war ja noch nie gedruckt worden, und die Leser konnten nicht verkennen, daß da über versifizierte, wenigstens schon zum Teil bekannt gewesene Anekdoten hinaus eine unübertreffliche Charakteristik der verschiedenen Leute, mit welchen sie alltäglich zu tun hatten, gegeben war. Zur Echtheit der Färbung trug dann wesentlich die plattdeutsche Sprache bei, welche damals noch viel mehr in Gebrauch war als heutzutage.

Besonders auf dem Lande hatte wohl der stete Verkehr mit der Tagelöhnerbevölkerung dazu beigetragen, daß auch die Herren, freilich auch da schon hauptsächlich nur noch die älteren, unter sich fast nur plattdeutsch sprachen. So hörte man von dem Großvater zu Roggenhagen fast nie ein hochdeutsches Wort, und auch mein Vater verkehrte mit seinem Duzbruder, unserem Gutspächter Zöllner, fast nur plattdeutsch. Obgleich ja beide Mundarten nur verhältnismäßig wenige Wörter in ganz gleicher Form miteinander gemein haben, waren die Sprecher und Hörer sich kaum dessen bewußt, welche von beiden, ihnen gleich geläufigen angewendet wurde, und auch wir Kinder hatten ja, ohne uns darüber klar zu sein, gleichzeitig beide gelernt, obgleich in der Familie nur noch hochdeutsch gesprochen wurde.

Ein kleiner Übelstand haftete freilich für unsere Gegend dem Reuterschen Buche an. Die „Läuschen und Riemels“ waren dem Titel nach „in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart“ geschrieben, und doch in einem Plattdeutsch, welches uns, den gerade genau an dieser Grenze Wohnenden, gutenteils fremd war. Wer bei uns aus Reuter vorlas, mußte es deshalb verstehen, das Gedruckte zugleich ohne zu stocken in die uns gewohnte Mundart zu übertragen. Ich habe in einer Vorbemerkung zu meiner plattdeutschen Erzählung „Ut ne lütt Stadt“ als Beispiele angeführt, daß es bei Reuter heißt: „Hei geit wedder tau Bedd“ oder „Dor satt ein Snider“, während man bei uns sagte: „He get werra to Berr“ und „Doa set'n Schniera.“

Wenn auf solche Weise die Reutersche Sprache sozusagen nicht ganz echt war, so gilt das, hier noch einschaltungsweise bemerkt, auch, wie ich freilich erst viel später gefunden habe, von einem Teil seiner Läuschen selbst, die er nur mit bemerkenswertem Geschick auf unserem Boden zu verpflanzen verstanden hatte. So läßt er in „De Sokratische Method“ einen missingsch sprechenden mecklenburgischen Dorfschulmeister in bezug auf Hamburg sagen:

„Un wo man wieder sehen kann,
Wie weise Gott es eingerichtet hat,
Daß bei 'ner jeden großen Stadt
Ein großer Fluß fließt auch vorbei,
Damit die Schifffahrt möglich sei.“

Diesen Satz hat nun der Dichter nachweislich (Reclamausgabe II 141) einer Übersetzung von „Neuen Sprichwörtern Salomonis“ im Londoner Punch entnommen. Ich habe ihn aber auch in den schon lange vor Gründung dieses Blattes 1829 von Pückler-Muskau geschriebenen „Briefen eines Verstorbenen“ gelesen.

In dem Läschen ferner „Wat dedst du, wenn du König wirst?“ heißt es von einem Schweinehüterjungen:

„As ik? Ik? Wat ik ded?“ seggt Lute
Un treckt drei Paff ut sine Pip herute
Un kek so stolz ümher, as set de Kron
Up sinen Flaßkopp all, un hei up sinen Thron.
„Dat will'k di seggen. Wenn ik König wir,
Ik hödd min Swin man blot tau Pird“.

In dem 1838 veröffentlichten Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff „Die Gaben“ aber lautet der Schluß:

„Ihr würdet mahnen an das Fröhners Sohn,
Der, wollt' ihm Gott ein Königreich verschreiben,
Fürs Leben wüßte keinen bessern Lohn,
Als seine Schweine dann zu Roß zu treiben.“

Die westfälische Dichterin, von welcher Reuter, als er das Material zu seinen „Läschen und Riemels“ sammelte, den Umständen nach schwerlich etwas kannte, bezieht sich da offenbar auch auf eine schon ältere Anekdote. Es ist interessant zu sehen, wie lange und weite Wanderungen und Wandlungen so einzelne scherzhafte Einfälle in der Literatur machen können. —

Die nächstfolgenden Arbeiten Reuters fanden freilich außer der „Reis' nach Belligen“ weit weniger Beifall. Von der stark tendenziösen „Kein Hüsung“ wollten natürlich die, welche diese Häusung zu vergeben hatten, wenig wissen, und auch „Hanne Nüte“, eine Sammlung Polterabendgedichte und das in Treptow von dem Dichter begründete „Unterhaltungsblatt“ fanden wenig Teilnahme. Ich habe noch den freilich wenig poetischen Vers behalten, mit welchem er die Redaktion wieder aufgab:

Ein Jahr hab ich's getragen,
Ich trag's nicht länger mehr.
Ich hab die Schreiberei im Magen;
Ich bleib nicht Redakteur.

Dann mußte die prächtige „Franzosenid“ gerade in meiner Heimat wieder besonderes Interesse erwecken, weil ja „Stemhagen“ unsere nächste Stadt war und ältere Leute sich noch der in der Erzählung auftretenden Personen wohl erinnerten. Daß dann später vor allem die „Stromtid“ bei den Landleuten, die sich darin zum Teil abkonterfeiten fanden, mächtig einschlug, versteht sich von selbst.

Für uns Gymnasiasten mußte Reuter noch ein besonderes Interesse gewinnen, nachdem er (1856) nach Neubrandenburg übersiedelt war, wo er nur wenige Häuser von unserem Schulgebäude entfernt wohnte. War er doch in seinem goldenen Gemüt vor allem auch ein Freund der Jugend! Wenn wir unsere mehrtägige „Große Turnfahrt“ antraten, hat er mehr als einmal auch zu Hut und Stock gegriffen und ist gewissermaßen als (einziger) Hospitant wacker bis zum Ende mitmarschiert.

Eines Nachmittags waren wir, eine Anzahl Primaner, verbotenerweise in Sengebuschs Gartenwirtschaft beim Kegelspiel, als sich Reuter zu uns fand, und da er sich sehr zu Mitteilung aufgelegt zeigte, waren aus den Spielern bald nur noch Zuhörer ge-

worden. Ich erinnere mich daran, daß er auf Hoffmann von Fallersleben schlecht zu sprechen war, der sich als Demokrat selbst geadelt habe und in den vierziger Jahren unter anderem auch in Mecklenburg ein nicht eben würdevolles Vagantenleben geführt hatte. Da hatte Reuter, noch ein unbekannter Strom, einmal in jenes Gegenwart aus seiner Festungszeit erzählt, wonach Hoffmann „mit so 'ne rechte Gönnermiene säd: ‚Mein Lieber, das können Sie drucken lassen.‘ De Schapskopp! ‚Dat weit ick alleen‘, säd ick un lat 'n sick mi von achter ankieken.“ Hoffmann erzählt diese Begegnung auch, jedoch ohne solchen Abschluß, im vierten Bande (S. 146) seiner sehr ausführlichen Selbstbiographie.

Auch in anderen Wirtschaften war der immer gut gelaunte Dichter ein besonders willkommener Stammgast. Er ließ sich aber auch in der Bierstube einen großen Maßkrug mit „witten Wittwien“ füllen und konnte ihn dann mit wenigen Zügen leeren. Auch wir Schüler wußten es dann wohl, wenn von Zeit zu Zeit Reuter „wieder seine Tour hatte“, das heißt bei sich zu Hause tagelang so viel trinken mußte, bis er durch heftiges Erbrechen von dem Anfalle befreit wurde. Bekanntlich galt das für eine krankhafte Anlage, die eine Folge der erlittenen Festungshaft sein sollte.

Ich habe es dann in Neubrandenburg nicht mehr erlebt, daß, um ihn von seinen dortigen Zechbrüdern zu trennen, der mehr als ein anderer mit seinem Mecklenburger Heimatlande Verwachsene von seiner Frau vermocht wurde, zunächst auf einige Jahre nach dem ihm so wesensfremden Thüringen zu ziehen, wo er dann ja aber nach nicht langer Zeit, während derer er sein Heimweh fast nie verlor, gestorben ist. —

(Aus dem Buch „Jugend und Heimat“ von Otto Piper entnommen, das sein Sohn Reinhard Piper 1941 im Verlag R. Piper u. Co., München, herausbrachte.)

Das is immer so bei kleine Leut, da sitzt der Kopp un die unterwärtsige Konstitut-schon so dicht zusammen, daß das gleich Feuer fängt.



Menschliche Vernunft ist wie ein Strohdach, schickt unser Herrgott einen Wirbelsturm, dann ist sie dahin.

Wo man noch Plattdeutsch spricht

Besuch im Fritz-Reuter-Literaturmuseum in Stavenhagen

Von Hans KALLIES

Stavenhagen, Landstadt im tiefsten Mecklenburg, macht auch heute noch einen verschlafenen Eindruck. In den engen, winkligen Straßen kaum ein Auto, der Marktplatz scheint wie verödet, Fritz Reuters Denkmalblick vom Sockel vor seinem Geburtshaus geht buchstäblich ins Leere. Der Transitverkehr — offenbar nimmt die Straße 104 hier rollende Frachten zwischen Rostock und Stettin und retour auf — wird an der Stadt vorbeigeführt. Wüßte man nicht, daß dieser kleine Ort in die Literatur eingegangen ist und durch seinen größten Sohn Fritz Reuter, wüßte man nicht, daß sein Geburtshaus, das alte Rathaus, zu einem ansehnlichen Literaturmuseum auf- und ausgebaut wurde: Stavenhagen lohnte den Besuch nicht.

Ins rechte Licht gerückt

Doch große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Am 12. Juli dieses Jahres jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an dem Fritz Reuter, der „gelernte Landwirt und die erste Stimme Mecklenburgs, die sich in der deutschen Literatur Gehör verschaffen konnte“ (Kurt Batt), fern seiner mecklenburgischen Heimat im thüringischen Eisenach gestorben ist. Weil man nun in der DDR manches, aber durchaus nicht alles, mit preußischer Gründlichkeit zu tun pflegt, vor allem wenn es ums Gedenken geht, existiert schon jetzt ein Fritz-Reuter-Komitee, das die Aktivitäten für die Ehrung des Dichters koordiniert und ins rechte Licht rückt, das heißt, den plattdeutschen Bürgerlichen in die Prinzipien der marxistischen Literaturtheorie richtig einordnen hilft. Das bedeutet, Leben und Werk Reuters nicht isoliert von den sozialen Verhältnissen und historischen Ereignissen des 19. Jahrhunderts zu betrachten.

Freilich, diesem „Anliegen“ des Festkomitees kommt der Bürgermeistersohn in Leben und Werk schon entgegen. Jahrelange Festungshaft prägten ihn, zwischen unverbindlich-humorvollen „Läuschen und Rimels“ und dem sprachlich so kraftvollen Roman „Ut mine Stromtid“ liegt ein waches Menschenschicksal, das mit dem Versroman „Kein Hüsung“ dem geschundenen Landvolk seiner Heimat ein Denkmal setzt.

Sein Ruhm schon zu Lebzeiten (Reuter starb als sehr wohlhabender Mann) und seine Wirkung haben ihn überdauert. Fontane war begeistert, in des Senators Mann guter Lübecker Stube wurde „Ut mine Stromtid“ vorgelesen, andere aber sahen in ihm nur den großen Spaßmacher, benutzten die Namen von Reuter-Figuren zu Reklamezwecken: in Hamburg gab es „Unkel Bräsigs Kaffee-Mischung“, in Rostock „Unkel Bräsigs Mocca-Ersatz“ und „Tengelmanns Hanne-Nüte-Kakao“, eine Brauerei seiner Vaterstadt endlich zapfte ihren Gästen als Spezialität „Fritz Reuter Bier“...

Familiensitz der Reuter

All dies ist im Fritz-Reuter-Literaturmuseum in Stavenhagen sorgfältig und liebevoll zusammengetragen. Es ist immer noch das alte Rathaus der Kleinstadt, 1785 bis 1788 erbaut. Im Erdgeschoß wohnte die Bürgermeisterfamilie Reuter, Vater Georg Johann Jakob, streng bis pedantisch, war erfolgreicher Bürgervorsteher und Landwirt: er führte den Anbau der Runkelrübe in Mecklenburg ein, die eine vernünftige Stallfütterung im Winter erst richtig ermöglichte. Seine Frau Johanna Luise gebar ihm am 7. November 1810 hier den Sohn Fritz, mit dem der Alte später allerhand Ärger hatte. Aber das ist ein anderes Thema.

Nur das Innere des Gebäudes ist verändert worden, den Bedürfnissen eines Museums angepaßt. Entstanden ist diese Gedenkstätte aus dem „Erinnerungszimmer“, das

zu Reuters 100. Geburtstag 1910 im Rathaus eingerichtet worden war, eine kümmerliche Reliquien- und Bildersammlung, die später aufgelöst wurde und erst nach dem zweiten Weltkrieg wieder zu Ehren kam. Seit 1954 begann die Einrichtung bis zum jetzigen Zustand, bis zum Juli dieses Jahres soll alles wieder ganz anders sein.

Der Gedanke bei der Neueinrichtung des Museums entsprach sozialistischer Ideologie: der Lebensweg Reuters ist der rote Faden, an dem die Geschichte der Arbeiter und Bauern im vergangenen Jahrhundert aufgehängt wird. Entsprechend museal wurde das Ganze. Ist man nämlich erst einmal am Reuter-Denkmal vorbei ins Innere gelangt, wird man zuerst bekanntgemacht mit den gesellschaftlichen Verhältnissen Mecklenburgs während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sieht man Jagdflinte und Gutsherrenrock und Tagelöhnerhemd und Wachstuchmütze. Schloß und Kate sorgfältig gegenübergestellt.

Zellentür aus der Hausvogtei

Reuter kommt erst später vor, dann aber ausgiebig als Gymnasiast mit einem schönen Selbstbildnis (Reuter, auch insofern Verwandter von Wilhelm Busch, konnte vorzüglich zeichnen), als Student und Burschenschafter in Jena, aus dem märkischen Museum in Ostberlin stammt als Leihgabe jene Zellentür aus der Berliner Hausvogtei, hinter der Reuter die Zeit seiner Untersuchungshaft verbringen mußte. Es folgen Räume mit Manuskriptseiten, mit Erstausgaben seiner Werke, dann Bildersäle mit Standfotos aus dem verunglückten DEFA-Film „Kein Hüsung“ (1954), aber auch mit dem liebenswürdigen Aquarell von Theodor Schloepcke, „Inspektor Bräsig“ darstellend. „Wi hebben Hüsung“ heißt es im letzten Saal, ein Tafelfries füllt den Raum, „auf dem die Konfrontierung der Reuterzeit mit der sozialistischen Gesellschaftsordnung in der DDR deutlich macht, wie die sozialen Forderungen Reuters im Staat der Arbeiter und Bauern erfüllt wurden“, wie es umständlich im Katalog heißt.

Arnold Hückstädt leitet das Museum, assistiert von Frau Monika Weilandt, die das Plattdeutsche noch ungebrochen beherrscht. Man spricht es noch in Stavenhagen. Und sie verrät, was anders werden soll noch in diesem Jahr. Das Museum als Bildungsinstitution hat seinen Zweck erfüllt, Reuter bekanntzumachen beziehungsweise seinen Namen lebendig zu erhalten. Mehr als 10 000 Besucher jährlich belegen dies. Gesucht wird nach Möglichkeiten, ähnlich wie es das Wilhelm-Busch-Museum in Hannover so erfolgreich praktiziert hat, Reuter noch mehr in seine Zeit zu stellen, in das Mobiliar, in die häuslichen Umständlichkeiten jener Vergangenheit. Und man sucht nach Originalsofas, nach Bauerntruhen, nach Vereinsfahnen. Nur: finden Sie so was heute mal in Mecklenburg.

Dennoch, die Vorbereitungen, Reuter zu ehren, sind in vollem Gange. Und für wenige Tage wird dann Stavenhagen aus seinem Dornröschenschlaf erwachen, in dem es bis auf den heutigen Tag noch zu liegen scheint.

‘t liggt deip in de minschliche Natur, dat einer en noch so lüttes Stück von uns’ Ird’ sin eigen nennen will, un’t sünd nich de legsten Menschen, de dornah trachten.

Das Jahr der Fritz-Reuter-Freunde

Feiern zum 100. Todestag des niederdeutschen Dichters. Neuauflage der Werke in der DDR

Von Alfred Lange

Der 100. Todestag des mecklenburgischen Dichters Fritz Reuter am 12. Juli dieses Jahres hat bereits jetzt in Deutschland, aber auch im Ausland die Erinnerung an diesen Schriftsteller wachgerufen, der als einer der wenigen plattdeutschen Autoren Eingang in die Weltliteratur gefunden hat. Es wird Gedenkstunden, Vorträge, Rezitationen, Artikel in Zeitungen und Sendungen im Fernsehen und im Rundfunk geben. Auch in Schleswig-Holstein, dem Patenland des niederdeutschen Nachbarn Mecklenburg, rüstet man sich zu festlich-feierlichen Stunden. Und selbst im amerikanischen Chicago wird man am dortigen Fritz-Reuter-Denkmal einen Kranz niederlegen.

Träger der Feiern in unserem Lande sind vor allem die Fritz-Reuter-Gesellschaft und die Landsmannschaft der Mecklenburger, an deren traditionellem Pfingsttreffen in Ratzeburg als Auftakt in den Räumen der Stiftung Mecklenburg eine Reuter-Ausstellung eröffnet wird. Hier in der einstigen Residenz „Dörchlüchtings“, einer Reuter-schen Romanfigur, werden neben der Gesellschaft auch private Sammler mit Bildern, Briefen und Werken einen Einblick in das Leben und Schaffen des Dichters geben.

In Kiel, Lübeck und Hamburg werden größere Veranstaltungen vorbereitet, auf denen der Schriftsteller Gerd Lüpke, dem als erster der Ehrenbrief der Gesellschaft verliehen wurde, sprechen und rezitieren wird. In mehreren Städten ist auf Anregung des Präsidenten der Fritz-Reuter-Gesellschaft, des Kielers Dr. Walter Lehmbecker, eine Reihe von Leseabenden in erweiterten Familien- und Freundeskreisen angelaufen. Lehmbecker gibt auch ein Sonderheft der historisch-literarischen Zeitschrift „Carolinum“ heraus, die von Ehemaligen mecklenburgischer Gymnasien getragen wird. Ihm ist es in seiner zweiten Heimat auch gelungen, einen vergessenen, bedeutenden Reuter-Forscher zu entdecken. Es ist Prof. Carl-Friedrich Müller, der über 40 Jahre an der Kieler Gelehrtenschule tätig war und bis zu seinem Tode 1911 ungezählte Gesamt- und Einzelausgaben der Werke Reuters herausgab, die damals im gesamten deutschen Sprachraum, sogar in Österreich und in der Schweiz, gelesen wurden.

Sicher sind Reuters Werke auch heute noch in vielen Familien vorhanden. Aber es sollte doch vermerkt werden, daß in der Bundesrepublik neben einigen Auswahlbänden und den Gedichten „Läuschen un Rimels“ bisher keine kritische Gesamtausgabe herausgekommen ist. Sie wurde vor einigen Jahren in der DDR von Dr. Kurt Batt in dem Hinstorffschen Verlag (VEB) in Rostock verlegt, war allerdings bereits in kurzer Zeit vergriffen. Einen kleinen Posten, der ebenfalls schnell geräumt war, hatte der Wachholtz-Verlag in Neumünster für die Bundesrepublik übernommen. Hinstorff in Rostock plant nun im Jubiläumsjahr eine zweite Auflage der Battschen Ausgabe.

In der DDR gedenkt man ebenfalls des 100. Todestages Reuters in zahlreichen Orten, besonders jedoch in der Vaterstadt des Dichters, in der mecklenburgischen „Reuterstadt Stavenhagen“, deren „Fritz-Reuter-Literaturmuseum“ völlig erneuert wurde.

In diesem Zusammenhang sei noch ein Protest angeführt, den die Fritz-Reuter-Gesellschaft in Form eines offenen Briefes an den Intendanten des Theaters in Osnabrück gerichtet hat. Darin verwahrt sie sich gegen ein Stück des in Berlin lebenden Schriftstellers Karl Werner, das unter dem Titel „Rebell Reuter“ vor einigen Wochen in der westfälischen Stadt uraufgeführt wurde. Sie wendet sich in dem Schreiben gegen eine „unglaubliche Entstellung und Verfälschung des Reuterbildes“, wie sie nicht einmal in den gesellschaftskritischen, ideologisierten Darstellungen der DDR zum Ausdruck komme. Man habe, so schreibt der Paderborner Kritiker Helmut de Voss, den nach der Entlassung aus langjähriger Festungshaft „unglücklichen, der Freiheit hilflos ausgelieferten kranken Menschen Reuter zu einem billigen Werkzeug“ einer fiktiven Rebellion gesellschaftlicher Zustände gemacht. (Aus „Kieler Nachrichten“)

Reuter-Anekdoten

Ein Arzt namens Dr. Barling, der Fritz Reuter gut kannte, hatte, vielleicht angespornt durch die großen Erfolge seines Landsmannes, den hohen Entschluß gefaßt, sich in seinen Mußestunden gleichfalls der Dichtkunst zu widmen. Bevor er seine Versuche einem Verleger anvertraute, sandte er sie an Reuter mit der Bitte um empfehlende Beurteilung. Fritz Reuter las einige Proben aus dem umfangreichen Bündel und gab es dann mit freundlichen Grüßen und folgendem Vers zurück:

„De Kuckuck singt
un ok de Sparling;
sing Du man düchtig,
Dokder Barling!“

Am Strom in Warnemünde

Die Hundstage des Jahres 1841 sahen Bürgermeister Reuter und seinen Fritz bei den Jabeler Verwandten, mit denen man nach dem Ostseebad Warnemünde kutschierte. Reuter hatte sich mit den alten Fischern angefreundet, mit denen er manchenmal hinaussegelte zum Fang. Am Strom kam er wohl täglich mit den rauhen Knasterbärten ins Gespräch, wenn sie sorgenfrei umherstanden und ins Wasser spuckten, beide Fäuste in die tiefen Hosentaschen hinein hängen ließen und hin und wieder ein paar Worte sprachen . . . Bei einem langsam dahinschleichenden Geklöne fragte Reuter so einmal nebenbei: . . . na, denn b a d e n Sei hier ok woll v ä l ! . . . ? Worauf der älteste der Seebären sich einen Priem hinter die Backe steckte, während sein bärtiger Nachbar eine selbstverständliche Antwort aus dem Pfeife rauchenden Munde zwängt: „Wi b a d e n ? Nee —, wi w a h n e n jo hier —!“
(W. Finger-Hain)

Fritz Reuter in Wismar

Fritz Reuter wurde in Wismar auf der Straße von einer Dame angesprochen, die ihm schwärmerisch versicherte: „Ich bin eine große Verehrerin Ihrer Werke! Ja, ich stelle Sie noch über Schiller und Goethe!“ Da rückte Reuter nur kurz an seinen Hut und sagte: „Na, denn man adschüß, Madam!“ Und setzte seinen Weg fort.

(C. Budich)

Fritz Reuter dementiert

Die Stralsunder Zeitung veröffentlichte irrtümlich im November 1858 die Nachricht vom Tode Reuters. Der Dichter schrieb an die Zeitung diese Berichtigung: „Da ich einen leicht begreiflichen Widerwillen gegen das Lebendigbegrabenwerden habe, sind Sie wohl so freundlich, mich aus Nr. 268 Ihrer geehrten Zeitung wieder auszugraben, zumal mich besondere Gründe veranlassen, wenn's Gott gefällt, noch länger unter den Lebenden zu weilen.“
(C. Budich)

Re-u-ter

Einem hohen Beamten der Kieler Regierung wurde im Vatikan von Papst Pius dem XII. eine Audienz gewährt. Auf die Frage, woher er komme, gab der Kieler die Antwort: aus Schleswig-Holstein. Pius XII. erwiderte: „Ah, das ist oben im Norden; da kenne ich einen Dichter namens Re-u-ter. (3silbig ausgesprochen.)“

Verdiente Jubilare aus dem Lande Fritz Reuters im Gedenkjahr 1974

Unser Peter Heitmann feierte seinen 70. Geburtstag

Am 20. März ds. Js. konnte unser durch seine jahrzehntelange aufopferungsvolle landsmannschaftliche und heimatpolitische Tätigkeit fast allen Mecklenburgern im Bundesgebiet bekannte Landsmann

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann
in Lübeck bei wieder guter Gesundheit seinen 70. Geburtstag feiern.

Bei einem Empfang im Stadtrestaurant des Hauptbahnhofes von Lübeck im Kreise seiner großen Familie, hoher Gäste und vieler Freunde des Jubilars nahmen berufene Persönlichkeiten Gelegenheit, neben ihren Geburtstagsglückwünschen auch Dank und Anerkennung zum Ausdruck zu bringen für die erfolgreichen ehrenamtlichen Tätigkeiten des Geburtstagskindes.

Auch S. K. H. Herzog Christian Ludwig zu Mecklenburg und seine Gemahlin ließen es sich nicht nehmen, ihre Glückwünsche persönlich auszusprechen.

Der Ehrenvorsitzende des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Mecklenburg, Staatssekretär a. D. Dr. Dr. Wegner, der mit Landsmann Heitmann und anderen bewährten Landsleuten zusammen die Ortsvereinigung Lübeck vor 25 Jahren gründete und die dann wesentlich zum bundesweiten Aufbau der Landsmannschaft beitrug, gab einen Überblick über die von Lm. Heitmann geleisteten Arbeiten besonders auf den Gebieten der Flüchtlingsgesetzgebung und der sozialen Betreuung unserer Landsleute. Auch heute wirkt Lm. Heitmann noch unermüdlich im Bundesvorstand, dem er seit Gründung der LM Mecklenburg angehört, als Referent für Sozialfragen und Öffentlichkeitsarbeit . . . Von ihm wird auch die ganze redaktionelle Arbeit für das Nachrichtenblatt der Landsmannschaft (Grünes Blatt) geleistet. Für seinen immerwährenden



Landrat Wandschneider, Peter Heitmann, Dr. Dr. Wegner, K. W. Flint

Einsatz und seine Bereitschaft, seinen mecklenburgischen Landsleuten jederzeit zu helfen, sprach ihm Dr. Dr. Wegner im Namen des gesamten Bundesvorstandes seinen Dank aus und überreichte mit den herzlichsten Geburtstagswünschen ein von den Vorstandsmitgliedern gespendetes Präsent. Besonders wünschte er, daß Lm. Heitmann, der sich vor einigen Monaten plötzlich einer schweren Operation unterziehen mußte, noch recht viele Jahre in Gesundheit im Kreise seiner Familie verbringen möge.

Lm. Dr. Dr. Wegner erwähnte auch das große Verständnis und die selbstlose Hilfsbereitschaft der Ehefrau des Jubilars, dessen Arbeit dem Familienleben manchen Verzicht auferlegt. Dafür sprach er auch Frau Heitmann den ganz besonderen Dank des Bundesvorstandes aus.

Im Namen der Altschülerschaft des ehem. Carolinums in Neustrelitz sprach Zollrat a. D. Robert Buhrow dem Jubilar die besten Glückwünsche aus und dankte ihm für den ständigen Einsatz für die Interessen und den Zusammenhalt der Caroliner. Landsmann Heitmann ist deren Vorsitzender und Mitherausgeber der kulturell hochstehenden historisch-literarischen Zeitschrift „Carolinum“. Er organisiert auch die regelmäßigen Caroliner-Treffen in Marburg.

Der Präsident der „Fritz-Reuter-Gesellschaft“, Lm. Dr. Walter Lehmbecker, übermittelte seine Glückwünsche in humorvollem Plattdeutsch.

Unter den weiteren namhaften Gratulanten sind der Vorsitzende des Stiftungsrates der Stiftung Mecklenburg, der Lm. Heitmann als Vorstand angehört, der 1. Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Karl Werner Flint und der Landesverbandsvorsitzende Alfred Jäger zu nennen. Ernst Haberland, Mitbegründer der Carolinerschaft, bereitete dem Jubilar mit der Überreichung des 1. Jahrgangsbandes der „Mecklenburgischen Monatshefte“ eine besondere Freude.

Für die zahlreich vertretenen alten Neustrelitzer, darunter der Senior der Altschülerschaft, Lm. Werner Rust, der am 20. April d. Js. seinen 90. Geburtstag begehen konnte, sowie ein früherer Ratsherr der Stadt Neustrelitz, wo Lm. Heitmann aufgewachsen ist und mehrere Jahre Bürgermeister war, sowie für mehrere Mitschüler, Freunde und Bekannte brachte sein Jugendfreund Karl Hartwig in plattdeutschen Reimen ein nachgezeichnetes Lebensbild des Geburtstagskindes aus menschlicher Sicht zum Vortrag und übermittelte damit die Glückwünsche seiner früheren Mitbürger.

Möge diese Feierstunde für Lm. Heitmann, der immer in großer Bescheidenheit seine eigene Person im Hintergrund hält, ein weiterer Auftrieb sein für noch viele schöne und glückliche Lebensjahre.

Karl Hartwig

80. Geburtstag von Carl Friedrich Maaß

Am 9. März feierte Carl Friedrich Maaß in Mölln (Feuergräfenstraße 11) seinen 80. Geburtstag. Nicht nur die Landsmannschaft Mecklenburg, in der er mehr als 1½ Jahrzehnte das Amt des Bundeskulturreferenten innehatte, gratulierte ihm herzlichst — die Stadt Mölln, die ihm für seine einmaligen Verdienste um ihr Stadtarchiv und Heimatmuseum vor einiger Zeit die Ehrenplakette verliehen hatte, würdigte in feierlicher Weise den Jubilar an seinem Ehrentage —, und nicht zuletzt hatten es viele, viele Mecklenburger sich nicht nehmen lassen, des Geburtstagskindes zu gedenken. Alle Gratulanten brachten neben den besten Wünschen für sein Wohlergehen in der Zukunft, in der er sich, wie bisher, der fürsorgenden Betreuung durch seine Tochter erfreuen darf, ihren aufrichtigen Dank zum Ausdruck für sein umfangreiches und wertvolles Lebenswerk, durch das er unserer lieben Heimat diente:

In der mecklenburgischen Zeit seines Wirkens als einer der führenden Männer in der plattdeutschen Vereinsbewegung, als einer der engsten Mitarbeiter von Prof. Wossidlo auf dem Gebiet der Volkskunde, als Herausgeber des so beliebten „Voss un Haas-Kalenner“, als Vortragender und Autor vieler Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften und auch als Verfasser von Gedichten und plattdeutschen Liedern . . .

In der Möllner Zeit als Kulturreferent der Landsmannschaft Mecklenburg, als Vorsitzender des Kulturrates und des Kulturausschusses der Landsmannschaft Mecklenburg, als Mitglied des Mitteldeutschen Kulturrates, daneben als Betreuer des Möllner Heimatmuseums, das nach Äußerung von Museumsfachleuten durch ihn vorbildlich gestaltet ist, und als Verwalter des umfangreichen und wertvollen Stadtarchivs.

Mein lieber Carl Friedrich!

Alle, die Deiner in Liebe und Dankbarkeit gedachten, waren sich darin einig, daß Du die hohen Ehrungen an Deinem 80. überreichlich verdient hast. Das sagt zum Schluß Dir auch noch einmal ganz besonders in herzlicher Verbundenheit

Dein Walter Lehmbecker

Dr. jur. Hans Otto Wulff 75 Jahre alt

Am 15. März vollendete Dr. Wulff, der aus Wismar stammt, das 75. Lebensjahr. Neben seiner großen Anwaltspraxis in Ratzeburg, die ihm 1959 die Berufung in den Vorstand der schleswig-holsteinischen Rechtsanwaltskammer einbrachte, war er jahrelang als besonders verantwortungsvolles Mitglied im Vorstand der Bundeslandsmannschaft Mecklenburg tätig und zeichnete sich dort durch seine wertvolle aktive Mitarbeit aus. Im Jahre 1959 mußte er wegen Überlastung die ehrenamtliche Betätigung in der Landsmannschaft aufgeben. Seine außerordentlichen Verdienste wurden von der Landsmannschaft dadurch gewürdigt, daß sie ihn zum Ehrenmitglied ernannte.

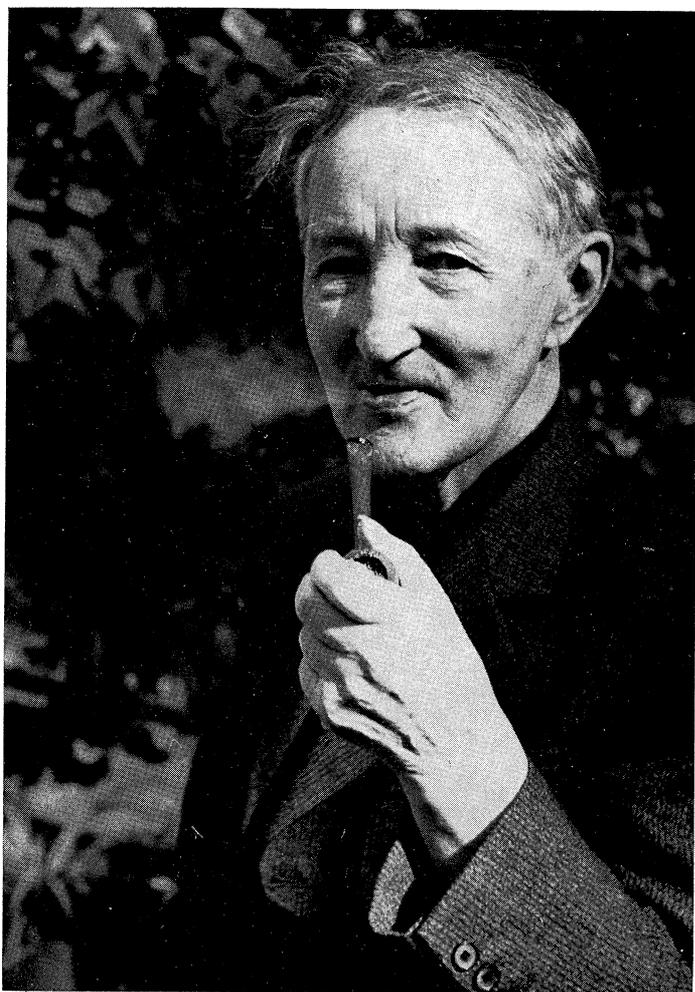
Ein besonderer Gedenktag für alle Mecklenburger

Am 20. Februar wurde Dr. Walther Bruse in Itzehoe, der Gründer der Bundeslandsmannschaft der Mecklenburger, 65 Jahre alt. An diesem Tage überfluteten den hochverdienten Mecklenburger die Glückwünsche seiner Landsleute. Im Jahre 1951, als er die Gründung geschaffte hatte, begann er als erster Vorsitzender den Ausbau der Landsmannschaft in der Bundesrepublik durch Errichtung von Landes- und Ortsverbänden, deren Zahl heute 100 übersteigt. Er rief die so außerordentlich beliebt gewordenen Heimattreffen der Mecklenburger in Ratzeburg ins Leben und führt seit vielen Jahren das Heimatkreistreffen der Güstrower mit größtem Erfolg durch. Er ist heute Ehrenmitglied der von ihm begründeten Landsmannschaft der Mecklenburger.

Friedrich Wilhelm Giebel 65 Jahre alt

Am 11. Mai beging in Bremen der bekannte Verleger der Heimatzeitschrift „Unser Mecklenburg“ seinen 65. Geburtstag. Unermüdlich hat er sich nun schon jahrzehntelang um unsere Landleute und um unsere Heimat verdient gemacht durch seine detaillierten Informationen aus dem heutigen Mecklenburg und die wertvollen Beiträge auf allen kulturellen Gebieten in Vergangenheit und Gegenwart. Seine Hilfsbereitschaft in der Beantwortung der Anfragen von Tausenden unserer Landsleute ist einmalig. Dafür gebühren ihm Anerkennung und aufrichtiger Dank.

Der Ehrenbrief der Fritz-Reuter-Gesellschaft wurde in Hamburg an den Drucker und Verleger Richard Pars aus Hamburg-Altona verliehen. Der geborene Mecklenburger erhielt die Auszeichnung für die Gründung der Verlagsabteilung „Niederdeutsches Schrifttum“ im Jahre 1954. Mehr als 50 Publikationen, darunter mehrere Bücher, die Fritz Reuter und sein Werk betreffen, sowie Auswahlbände aus den Werken plattdeutscher und hochdeutscher mecklenburgischer Schriftsteller, sind bisher erschienen.



Friedrich Schult zu seinem 85. Geburtstag

Von Ulrich Abraham

Vor mir liegt, schlicht und einfach gebunden, aus gutem Werkdruckpapier hergestellt, das von der Maximilian-Gesellschaft als Jahresgabe 1971 für ihre Mitglieder bestimmte, so handliche und jeden Bibliophilen erfreuende Buch „Heimatlicher Raum“¹⁾. Es ist die jüngste Ausgabe einer Zusammenstellung von Prosaschriften des Güstrowers Friedrich Schult, der am 18. Februar d. J. sein 85. Lebensjahr vollendet. Der nicht übermäßig umfangreiche, in sich geschlossene Band mit der von Hermann Tiemann so fein gezeichneten Charakteristik und Würdigung des noch bis heute nur wenig hervorgetretenen Schriftstellers paßt in seiner soliden und doch gediegenen Aufmachung so ganz zu der Persönlichkeit eines Mannes, dem zu seinem 85. Geburtstag unsere Grüße und Glückwünsche gelten, verbunden mit dem Gefühl der Hochachtung vor einem so ohne Furcht und Tadel geführten und gestalteten Leben. Die äußeren Meilensteine im Leben des ehemaligen Zeichenlehrers an dem Güstrower Realgymnasium sind schnell genannt. Friedrich Schult wurde 1889 in Schwerin i. M. geboren. Noch im gleichen Jahr verstarb sein Vater. Seine Mutter blieb vor die schwere Aufgabe gestellt, bei einer bescheidenen Rente den Lebensunterhalt für sich und den Sohn zu bestreiten. Der häufige Aufenthalt auf den Bauernhöfen bei Verwandten in der „Griesen Gegend“ wird ihr den Kampf um das Dasein erleichtert haben. Für ihren Sohn bedeutete er mehr. Das Dorfleben in dieser Gegend hat, wie die Erzählung „Herkunft und Landschaft“²⁾ zeigt, prägend auf den Geist und das Gemüt des jungen Halbweises gewirkt. Der Besuch der Bürgerschule und spätere Abendkurse der Gewerbeschule in Schwerin legten den Grundstock für ein Wissen und eine Bildung, an deren Ausweitung und Vertiefung Friedrich Schult sein ganzes Leben gearbeitet hat. Es folgten die Jahre der Berufsausbildung am Lehrerseminar in Neukloster. An der Dorfschule zu Wittenförden bei Schwerin übte der junge Lehrer mit dem ihm angeborenen pädagogischen Geschick seine erste Lehrtätigkeit aus. Die Liebe zur Musik brachte ihn in engere Verbindung zu dem Pastor des Dorfes. Dieser lieh ihm für den Besuch der Kunstgewerbeschule in Hamburg das nötige Geld. Nach erfolgreichem Studium erhielt Schult auf seine Bewerbung 1914 die Stelle eines Zeichenlehrers am Güstrower Realgymnasium. Die alte Vorderstadt des Wendischen Kreises ist so der Ort seines Wirkens geworden.

60 Jahre in einer den Umkreis ihrer Landschaft bestimmenden Stadt haben schon für ein gewöhnliches Leben ihr Gewicht. Bei einer Persönlichkeit wie Friedrich Schult wiegen sie mehr. Güstrow ist ihm Heimat geworden. Das Gesicht der Stadt hat stark auf ihn eingewirkt. Die beiden Abhandlungen „Der Güstrower Dom“ und „Rings um den Dom“ legen davon Zeugnis ab³⁾. In strengem, sachlichem Stil, untermalt von eingestreuten Einzelszenen, die durch eine abgewogene Wortwahl dem Leser eine vergangene Zeit anschaulich vor Augen führen, schildert uns der Verfasser von der alten Vorderstadt ein Bild, wie es sich teilweise heute noch dem Beschauer in den erhaltenen großen Bauwerken darbietet. Überraschend ist dabei das Einfühlen in den geschichtlichen Hintergrund, den Schult mit sicheren Strichen zu zeichnen weiß.

In die ländliche Abgeschlossenheit der „Griesen Gegend“ führt die breit angelegte Erzählung „Herkunft und Landschaft“. Menschen mit all ihren besonderen Eigenschaften erscheinen hier lebhaftig vor uns in ihrer dörflichen Umwelt wie auf einem holländischen Genrebild, das in seiner Komposition und Farbigkeit wie in seiner Klarheit den Betrachter in seinen Bann zu ziehen weiß. Nicht anders verhält es sich mit den übrigen kurzen, in sich gestrafften und doch so anschaulichen Abhandlungen und Aufsätzen, die in Stil und Form in manchem an die Erzählgabe eines Johann Peter Hebel erinnern. Ob es sich um das „Frühe plattdeutsche Kabinett“ mit seinem sprach-

geschichtlichen Überblick über die niederdeutsche Mundart handelt oder um das reizvolle Essay „Aufforderung zu bescheidener Bibliophilie“⁴⁾, immer ist in all diesen Prosa-Stücken die anspruchsvolle, bilderreiche und klare Sprache Friedrich Schults zu hören, der bei aller Sachlichkeit warme und weiche Töne anzuschlagen weiß.

Wenn eine solche Prosa schon mit Bedacht in Muße gelesen werden will, so gilt das in erhöhtem Maße von den meisten seiner Gedichte, aus deren strenger Form die schwere niederdeutsche Art, das grüblerische, bohrende Wesen des um letzte Werte ringenden Menschen spricht. In diesen, seinen Schöpfungen in gebundener Rede hat der Verfasser ein besonders hohes Maß an die sprachliche Gestaltung gelegt. Immer wieder hat er daran herumgefeilt, gekürzt und verworfen, bis er das fertige Werk in andere Hände gegeben hat. In ganz geringen Auflagen, von 10 Exemplaren an, erschienen sie vor dreißig, vierzig Jahren, bestimmt für den kleinen Kreis seiner Freunde. Zum Teil vom Verfasser selber gesetzt, auf kostbarem Papier gedruckt, sind sie in ihrer Gestaltung bereicherter Ausdruck für die Gesinnung und den Charakter des Dichters, dem Inhalt und Form Werte sind, die sich entsprechen müssen. Ernst Barlach hat in einem Dankesbrief die Verse seines Freundes „eine Kette von edel gestalteten Schönheiten“ genannt⁵⁾. Erst verhältnismäßig spät ist der größere Teil aus der Schultschen Schatztruhe einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. Die 1954 erschienene Anthologie „Gesammelte Gedichte“⁶⁾ bringt neben alten und neuen Gedichten eine stattliche Reihe bis dahin unveröffentlichter Sprüche in Reimen. Durch alle Bitternis von Lebenserfahrungen und Enttäuschungen klingt darin ein starker Lebenswille, der sich nicht unterkriegen läßt, eine seelische Widerstandskraft, die Friedrich Schult auch in den Jahren 1933 bis 1945 in seinen Gesinnungen und Auffassungen nicht wanken ließ.

In diese Jahre fällt auch die große Bewährungsprobe seiner Freundschaft zu Ernst Barlach. Bedingungslos, selber deswegen vielfach angefochten, zeitweise überwacht und darüber sehr besorgt, hielt er fest zu dem vielseitig begabten, schwerblütigen, von den Machthabern des Hitlerregimes verfeimten Künstler. In der Bewahrung des Barlachschen Werkes und seiner Deutung hat Friedrich Schult im Laufe der Jahre schließlich seine eigentliche Lebensaufgabe gesehen und gefunden. Seine ganze Arbeitskraft, physisch wie geistig, hat er in diese sich selbst verleugnende Tätigkeit gesteckt, sich aber auch dafür „den Rang und die Meriten einer wissenschaftlichen Autorität“ erworben⁷⁾. Da stehen neben einer stattlichen Reihe kleinerer Veröffentlichungen aus der Feder von Schult die drei großen Werkverzeichnisse über das plastische, graphische und zeichnerische Werk Barlachs. Was hier an mühseliger Arbeit und Kraft aufgebracht ist, verdient höchste Anerkennung. Treuer und sachkundiger konnte wohl kein anderer das große Erbe in seine Obhut nehmen, es verwalten und der Öffentlichkeit zugänglich machen. Es hat jahrelanger Ermittlungen bedurft, um die Verzeichnisse so vollständig wie möglich aufzustellen. Bevor dem Herausgeber der Forschungsauftrag zu diesem umfassenden Sammelwerk von der Deutschen Akademie der Künste gegeben war, hatte er bereits „das verstreute Gut aus nächster Kenntnis in aller Stille vorbereitend gesichtet und verzeichnet“⁸⁾.

Im Jahre 1958 erschien als erstes „Das graphische Werk“ mit über 300 Abbildungen, begleitet von kurz gefaßten Beschreibungen, Standortbezeichnungen, Literaturhinweisen und übersichtlichen Registern. Die allgemeine Einführung gibt einen aufschlußreichen Überblick über die Barlachsche Graphik. Sie steht nach Schult „ähnlich wie das plastische Werk ohne Vorbild und Nachfolge und doch als ein letzter Abglanz älteren deutschen Erbes in einem deutlich befestigten Raum, . . . eine weitere, nicht weniger strenge Aussage seines (Barlachs) aus vielen Quellen gespeisten, reich und reicher sich verschenkenden Wesens“⁹⁾.

Zwei Jahre später kam der Band „Das plastische Werk Barlachs“ heraus. Die Voraussetzungen für diese Zusammenstellung von fast 500 Arbeiten des Güstrower Bildhauers waren mit denselben Schwierigkeiten wie für den zuerst erschienenen Band verbunden. Die Einleitung zeigt den steinigen Weg, den Barlach zurücklegte, ehe er zu den ihm ganz eigenen aussagekräftigen Stilformen kam. „Bei einer lückenlosen Kenntnis der Anatomie, die er im einzelnen, wo es ihm nötig erschien, gewissenhaft

überprüfte, läßt er den menschlichen Körper in den Gelenken ganz nach seinem Belieben spielen und behandelt ihn mit überlegener Freiheit jederzeit als ein ihm in die Hand gegebenes Instrument, das er wie der Dramatiker mit seinen höheren Absichten belädt¹⁰⁾.

„Ganz gegen den eigenen Willen“ des Herausgebers verstrich über ein Jahrzehnt, ehe der dritte große Band „Der Werkkatalog der Zeichnungen“ der Öffentlichkeit übergeben wurde. Er hat den Verfasser über Gebühr in Anspruch genommen. Es verdient festgehalten zu werden, mit welcher persönlichen Hingabe und Aufopferung der über 80jährige Literat an diesem Buch gearbeitet hat. „Bei allmählich nachlassenden Kräften“, so schreibt er in einem im Januar 1970 an mich gerichteten Brief, „bin ich auf meinem Platz bei Lichte besehen mit mehr an Arbeit ein- und zugedeckt, als ich im Grunde noch leisten kann.“ Kinkel urteilt über diesen dritten Band: „Schult versteht es, den persönlichen und den werkhistorischen Aspekt zu trennen; die nahe Distanz zu Barlach läßt ihn, was zu schätzen ist, kritisch sondieren und objektiv vergleichen“¹¹⁾. Mit diesen Worten eines zünftigen Kunsthistorikers ist die sachliche Leistung des Herausgebers dieses jüngsten Werkverzeichnisses anerkennend herausgestellt. Schult selber schreibt zu dem reichen Schatz von über 2000 erfaßten Zeichnungen u. a. den fundamentalen Satz: „Es ging ihm (Barlach) um die Bewältigung der menschlichen Figur im Sinne eines schicksalhaft elementaren Geschehens“¹²⁾.

Die meisterliche Bewältigung der literarischen Zusammenfassung des Lebenswerkes Barlachs vor allem als bildenden Künstlers, aber auch als Dichters ist im Einklang mit dem sicheren kunstkritischen Urteilsvermögen Friedrich Schults aus dem engen Verhältnis zu dem Güstrower Bildhauer und Dichter erwachsen. Bereits 1914 lernte er mit Beginn seiner Lehrtätigkeit an der John-Brinckman-Schule zu Güstrow durch Vermittlung seines Hamburger Lehrers Julius Wohlers Ernst Barlach kennen, der nach seinem Florentiner Aufenthalt seit 1910 in der alten Vorderstadt des Wendischen Kreises wohnte. Barlach hat sehr bald empfunden, was er an Friedrich Schult, „an dem kein falscher Ton ist“¹³⁾, gewonnen hatte. Der ausgeprägte Charakterkopf seines wohl besten Güstrower Freundes mit „hoher und freier Stirn, einem starken Kinnbau, scharfer Nase und kleinen Augen“¹⁴⁾ wird ihn angeregt haben, von Schult eine Gesichtsmaske in Ton anzufertigen und diesem zu schenken. In seinem 1936 begonnenen Romanfragment „Der gestohlene Mond“ hat er dem unentwegten Weggefährten ein beachtenswertes literarisches Denkmal gesetzt¹⁵⁾. Die von Friedrich Schult 1917/19 gedichtete Verseihe „Es rotten sich die Kirchen und Kapellen“, vom Verfasser erst 1934 in 150 Exemplaren als Privatdruck herausgegeben, gab dem Graphiker Barlach die Anregung zu dem Holzschnitt „Die Dome“, aufgenommen vom Künstler in die 1922 bei Paul Cassirer, Berlin, erschienene Reihe „Die Wandlungen Gottes“. Damit war der Eindruck, den der Zyklus bei Barlach hinterließ, aber noch keineswegs verblaßt. Mit zwei kleinen Abweichungen erschienen die Strophen im „Gestohlenen Mond“¹⁶⁾.

Als Ernst Barlach am 28. Oktober 1938 in Ratzeburg beigesetzt wurde, war es Friedrich Schult, der den Zeitgewalten zum Trotz hinter dem großen toten Freund den Pour le mérite, den dieser noch im Frühling 1933 von der Berliner Akademie erhalten hatte, auf schwarzem Kissen von der Kapelle zur Grabstelle nachtragen ließ¹⁷⁾. In dem ergreifenden Gedicht „Einem toten Freund“ widmet er dem Verstorbenen sein ganz persönliches Gedenken und schließt mit den Worten:

„Furchtlos erschauernd über den Abgrund gebeugt,
Schlägt das genesene Herz, heilig und unverdrossen:
Mit reinen Kräften anhebend wie der Wind,
Wirft es die Berge um und überwindet Götter und Menschen!“

Man darf aber, worauf Hermann Tiemann mit Recht hinweist, Friedrich Schult nicht nur im Schatten Barlachs sehen. Dafür ist Schult ein zu gediegener Mensch, ausgestattet mit vielen guten Gaben und Eigenschaften. Er ist nicht nur Dichter und Essayist mit eigenwilligem Stil; er ist zu vielseitig, um sich in diesen Aufgaben zu erschöpfen. Liegt seine Stärke auch mehr auf dem Gebiet des Literarischen, so ist er, mit-

bestimmt durch Ausbildung und Lehrtätigkeit, zugleich darin Barlach ähnelnd, auch in der bildenden Kunst zu Hause, wenngleich er auf diesem Gebiet nur wenig geschaffen hat. Zur 700-Jahr-Feier der Stadt Güstrow entstand der in sich fest gefügte Linolschnitt der Pfarrkirche. Seine Liebe zur Typographie verlieh er Gestaltung in vielen Privatdrucken und dem 1926 erschienenen Buch „Der Güstrower Dom“. Der Einband-Titel mit der Westseite des Gotteshauses und einige figurliche Abbildungen als Linolschnitte stammen von seiner Hand, wie er auch Satz und Druck dieses Buches bestimmte. Als Porträtist im Scherenschnitt hat er eine Reihe von Silhouetten in fein geschnittenen, ausdrucksvollen Umrissen geschaffen. Sie hängen größtenteils in dem weiträumigen Haus seiner Tochter, wo sie „ohne lautes, öffentliches Trommelschlagen ein doppelt treues Publikum“ haben¹⁸).

Zu dem Drang zu eigenen Schöpfungen gesellte sich die Freude an altem Kulturgut mit dem Hang, solches aufzuspüren und sicherzustellen. Manches wertvolle Stück ist so in das Güstrower Heimatmuseum gelangt, das er zusammen mit dem Studienrat Glasow betreute. Während der Jahre des Hitlerregimes ist ihm dafür wenig Dank und Anerkennung gezeigt. Bitter hat er die ihm damals entgegengetragenen Verdächtigungen und Anfeindungen empfunden, sie aber in unausgesprochener Gelassenheit hingenommen und sich nicht in seiner Arbeit beeinträchtigen lassen.

Die Persönlichkeit Friedrich Schults ist nicht ausgeschöpft, wenn nicht noch jener stillen, unsichtbaren, an die Öffentlichkeit kaum dringenden Tätigkeit gedacht würde, die er in den rund 30 Jahren von 1914 bis 1945 an der John-Brinckman-Schule als Zeichenlehrer ausgeübt hat. Viele Generationen von Schülern sind durch seine Hände gegangen, denen er durch sein pädagogisches Geschick und das Vorbild seiner menschlichen Ausgeglichenheit und überlegenen Ruhe ein Lehrer war, an den wohl ohne Ausnahme alle gerne dankbar zurückdenken. In den Gesprächen, die er bei seinen Anleitungen zu begonnenen Zeichnungen und Arbeiten führte, verstand er es in seiner stillen, feinen Art, die Gelegenheit je nach Umständen und Verhältnissen nutzend, gute und verständnisvolle Worte zu sagen. Im Unterricht lernten wir nicht nur die Handhabung der Mittel zum darstellenden und technischen Zeichnen. Es wurden uns auch Augen und Sinne für gute, echte Kunst geöffnet, Verständnis für die alten Meister durch eine geschickte Auswahl und bündige Erklärungen geweckt. Die neuere Kunst brachte er uns durch den Besuch von Ausstellungen nahe. Wir gingen unter seiner Führung in den Dom, wo er mit schlichten Worten versuchte, uns Barlachs schwebende Bronzefigur für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges zu deuten. Mit derselben Selbstverständlichkeit zeigte und erklärte er uns im Atelier seines damals noch vielfach befehdeten Freundes das Gefallenen-Denkmal für den Magdeburger Dom, ehe es an seinen Bestimmungsort gebracht wurde. Wir lernten so frühzeitig eine moderne Kunst kennen, über die Barlach einmal aussagte: „Die Dinge haben Gestalt nur dadurch, daß ein Inneres darin steckt, das ihnen Form und Wesen gibt“¹⁹). —

Die Ausführungen über Friedrich Schult sind länger geworden, als Auftrag und Absicht es vorsehen. Aber das Wesen und Wirken des Mannes, der am 18. Februar d. J. auf 85 Lebensjahre zurückblickt, ließen sich nicht mit nur wenigen Worten abtun. Dazu hat seine vielseitige geistige Tätigkeit zu weite wirksame Kreise um sich und nach sich gezogen. Der selbstlose Einsatz für die große Kunst Barlachs, das eigene inhaltsschwere Werk in Versen und Prosa, die Bewährung des Herzens in harten Tagen, der innere Reichtum und die Lauterkeit der Gesinnung, das alles gibt seinem Leben einen gewichtigen Inhalt und einen bleibenden Wert. Es wirft ein helles freundliches Licht auf die späten Tage des 85jährigen Jubilars, dem unser Dank und Gruß gilt, verbunden mit den herzlichsten Wünschen für sein weiteres Wohlergehen.

Anmerkungen

Eine „Bibliographie Friedrich Schult“ mit 95 Titeln hat Professor Richard von Sichowsky in der Vierteljahrsschrift für Buch- und Graphiksammler „Philobiblon“, Jahrgang 13, Heft 1, Januar 1969 Hamburg, zusammengestellt. Zu ergänzen ist der 3. Band der Werkverzeichnisse: Ernst Barlach, Werkkatalog der Zeichnungen. Bearbeitet von Friedrich Schult. Verlag Dr. Ernst Hauswedell, Hamburg 1971.

¹⁾ Heimatlicher Raum. Prosa von Friedrich Schult. Maximilian-Gesellschaft Hamburg 1972. Überzählige Stücke zu beziehen direkt vom Verlag Dr. Ernst Hauswedell, 2 Hamburg 13, Pöseldorfer Weg 1. Preis ca. 32,- DM.

²⁾ Letzte Ausgabe in dem o. a. Band „Heimatlicher Raum“, S. 7 bis 156.

³⁾ ebendort S. 167/170 und 171/182. Erschienen auch in „Kleine Prosa“, Hinstorff Verlag, Rostock 1966.

⁴⁾ Frühes plattdeutsches Kabinett in „Heimatlicher Raum“, S. 160/166; auch in „Kleine Prosa“ zusammen mit „Aufforderung zu bescheidener Bibliophilie“.

⁵⁾ Aus einem Brief an Friedrich Schult, Güstrow 12. 3. 1932. Gedruckt in Franz Fühmann, Ernst Barlach. Das Wirkliche und Wahrhaftige, VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1970, S. 87.

⁶⁾ Gesammelte Gedichte, Grillen-Presse, Hamburg 1954.

⁷⁾ Hans Kinkel, Eine Welt ist noch zu entdecken. Der Zeichner Ernst Barlach — Kritischer Werkkatalog von Friedrich Schult, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 116 vom 20. Mai 1972.

⁸⁾ Ernst Barlach. Das graphische Werk. Bearbeitet von Friedrich Schult. Hamburg 1958, S. 7.

⁹⁾ ebendort S. 16.

¹⁰⁾ Ernst Barlach. Das plastische Werk. Bearbeitet von Friedrich Schult. Hamburg 1960, S. 18.

¹¹⁾ s. Anm. 7.

¹²⁾ Ernst Barlach. Werkkatalog der Zeichnungen. Bearbeitet von Friedrich Schult. Hamburg 1971, S. 9.

¹³⁾ s. Anm. 5, S. 87.

¹⁴⁾ Ernst Barlach. Der gestohlene Mond. In Das dichterische Werk, Die Prosa II, München (1959), S. 491.

¹⁵⁾ ebendort S. 491/498.

¹⁶⁾ ebendort S. 495/498 und Anm. S. 717.

¹⁷⁾ Paul Schurek, Begegnungen mit Barlach, Berlin o. J., S. 189.

¹⁸⁾ Friedrich Schult, Vom Scherenschnitt, in Kleine Prosa, Rostock 1966, S. 74.

¹⁹⁾ Ernst Barlach, Fragmente. Jahresgabe der Ernst Barlach Gesellschaft zum 2. Januar 1970, Hamburg, S. 12.

Traube und Korn,
Muschel und Schneckenhorn
blühende Rose,
Zweig, der geschnitten wird,
Leid, das gelitten wird,
himmlische Lose.

*Dankesgruß von
Friedrich Schult, Güstrow
Februar 1974*



URKUNDE

IN DANKBARER ANERKENNUNG

der besonderen Verdienste um unser Heimatland Mecklenburg verleihen wir

die

FRITZ-REUTER-PLAKETTE

HAMBURG



LANDSMANNSCHAFT MECKLENBURG

Über: „Eure guten Jahre“

Berichte und Betrachtungen von Friedrich Griese

Ihr Buch ist noch einmal ein „großes“ Buch, groß nicht nur in der Fülle und Plastik seiner Bilder, die es bietet und in dem langen, weiten Atem, der das ganze, scheinbar zufällig zusammengewürfelte Bildwerk insgeheim durchzieht und zur Einheit bringt, sondern auch in der Tiefe und Hintergründigkeit, mit der Sie mit der heutigen Wirklichkeit umgehen, wobei gerade das Hinausgreifen über das schon Erlebte ins noch zu Erlebende der Darstellung eine innere Unbedingtheit gibt, wie man sie auch in großen Werken nur selten erlebt. „Zeitkritisch“, so wird die heutige Durchschnittspresse über Sie sagen, um sich damit bei ihrer eigenen Durchschnittsvokabel zu beruhigen. Und damit wäre nichts verstanden. Denn wie elementar ist gerade hier jene scheinheiße „Zeitkritik“ von heute durchbrochen und entlarvt, deren sog. „Kritik“ in Wahrheit nur konventionell verkleidete politische Propaganda ist. Sie gehören im Grunde nicht zu den zeitkritischen, sondern zu den zeitüberdauernden Menschen unserer Zeit, d. h. zu den wenigen echten Dichtern, nicht zu den vielen unechten (und unwahren) Literaten.

Freilich wie schwer ist es mir nun gerade bei diesem Buch geworden, bis zu diesem Abschluß und Resultat zu kommen! Ich sagte schon, ich habe es zweimal lesen müssen, bis es sich mir endlich, nun freilich umso nachhaltiger, erschloß. Und ich fürchte, es wird heute wenig Leser geben, die die hierzu gehörige Ausdauer und Empfänglichkeit besitzen. Freilich hierin, in der nicht leichten Zugänglichkeit, liegt zugleich auch das unverwechselbare Gütezeichen aller wahren Dichtung. Man kann das nur preisgeben oder dabei bleiben. Sie haben das Zweite getan.

Und nun will ich Ihnen schildern, wie es mir mit Ihrem Buch gegangen ist, vom Anfang der ersten Lektüre bis zum Ende der zweiten. Was mich zunächst ansprach — nein: was mich zunächst zurückstieß wie die Hand eines Starken einen Schwächeren zurückstößt, war das von Ihnen entrollte Panorama der „guten Jahre“ als solcher, d. h. diese ganze planende, bauende, verwüstende, verbrechende und schmatzende Hyper-Subkultur („kultur“ ist eigentlich kein Wort dafür), die ich einfach nicht in mich aufnehmen wollte, weil sie uns eben Tag um Tag um die Ohren dröhnt, „unter die Haut“ geht, wie man heute recht zeitgemäß zu sagen pflegt, so daß wir Schaden an Leib und Seele nehmen. Ich habe einmal in einem Kolleg zu den Studenten gesagt, jede Zeit habe so ihr eigenes spezifisches Vorzeichen. Das Vorzeichen des 20. Jahrhunderts sei zweifellos das Motiv der Vergiftung und brachte dafür einige Beispiele, vom Giftgaskrieg bis zur chemischen Lebensmittelvergiftung, die geistige Vergiftung der Propaganda eingeschlossen. Ähnliche Gefühle hatte ich bei der Masse an Unerträglichkeiten, die in Ihrem Buch, fast kommentarlos, verdichtet sind. Ich kam mir zunächst so vor, als ob ich die ganze Entartung und Entmenschung unseres Zeitalters, der wir unterworfen wurden, gleichsam ein zweites Mal schlucken, ja mich davon infizieren lassen sollte. Und das wurde mir einfach zu viel, nicht nur weil es zu „Vieles“ war, sondern weil es zu viel Wahres war. Ich habe mir die lange Reihe der Einzelbilder unserer Zeit (die ja nicht draußen liegen, sondern irgendwie doch auch ein Stück unseres eigenen Lebens sind) einmal notiert, angefangen beim Kapitel „Der neue Weg“ (mit dem unheimlich gelungenen Vergleich der „Uniformen“ zweier junger Generationen. S. 51), über die entwurzelnden Hochhäuser, die endlos wälzenden Autoschlangen (die immer wieder vorkommen), den Lärm der „Lauttrichter“, die „Gremien“ mit ihren „Arbeitspapieren“ und Illusionen, die Meinhofgruppe, das Kirchenkino und die Kinokirche bis hin zu jeglicher Bewußtheit in Prostitution und Perversion (einschließlich der „kirchlichen Trauung“. auf S. 177). Für all das gibt es in Ihrem Buch nur ein Symbol, das für

alle steht, das ist der „riesige Müllberg“ vor der Stadt mit seinen Rattenheeren, der mitten in aller scheinbaren Großartigkeit wie ein selbstverständliches Ungeheuer vor sich hinvegetiert (S. 81); denn die Menschen wußten ja nur: „Es ging ihnen gut; mehr wußten sie nicht“ (S. 206).

Sie werden nun verstehen, daß mir der Einstieg in Ihr Buch nicht leicht fiel, ja, daß ich zunächst - vorbei an diesen unerträglichen Bildern - immer wieder versucht habe, das zu erblicken, was mir an Ihren anderen Büchern als Ihre eigentliche, ganz andere Welt erschienen war. Daß es auch in den „guten Jahren“ solche Stellen gibt, die freilich wie Oasen in einer Wüste - in einer Kulturwüste - wirken, merkte ich bald. Aber auch diese Stellen wirkten zunächst nicht befreiend, sondern eher beunruhigend, ja bestürzend. Denn wo ich auch solchen Stellen begegnete, überall war es darin wie ein Verschwinden, ein Untergehen; es ließ sich nicht halten: So der alte Pastor mit seinem Amtskreuz (wobei mir das Bild Rugensteins vor das innere Auge trat, welches Sie mir zeigten), der sich der Entheiligung widersetzt: und dafür ins Grab getreten wird: Er verschwindet (S. 32 f). Der alte Gutsbesitzer und sein Kutscher: „Dein Gesicht ist jetzt unser ganzes Land für mich“ (S. 38); er verschwindet, man weiß kaum wohin. An die Stelle der beiden treten die Männer „in ledernen Jakken“ und ihre Rechnungen (S. 37) oder der junge Pastor, der die „Tugend des Ungehorsams“ predigt (S. 69) und die Kirche, die ihm gleich mit dem zeitgemäß entheiligten Vaterunser: „Deine Revolution komme“ (S. 123) und Christus als „Anführer einer Befreiungsbewegung im Untergrund“ (S. 176). „Das Licht bleibt“, heißt es auf S. 34, aber das Mädchen, das die brennende Kerze in der Stadt herumtragen muß (S. 58) - nach dem, „was alle wissen“ (S. 55 f) wahrlich kein Wunder - wird verlacht, das Licht verschwindet. Dann Sieverts letzte Vision: die Pferde! Aber die Pferde ziehen alle über die Autobahn quer hinweg und verschwinden: „Es gibt keine Pferde mehr!“ „Es gibt keine Tiere mehr!“ nur noch Fleisch, von Menschen (S. 61) und Tieren (S. 196 f) und den Stadtverkehr mit „Förderbändern“ für Menschenmassen „kurz vor dem Infarkt“ (S. 117). Und schließlich - für mich - die größte Szene des ganzen Buches: der lautlose Gottesdienst der Toten und ihr Auszug mit dem toten Pfarrer: Auch sie verschwinden, nachdem Gott schon längst verschwunden ist und lassen nur den Fluch zurück (S. 203 ff). Wie soll man das aushalten? Ich wäre am liebsten mitgewandert.

So weit war ich nach dem ersten Lesen Ihres Buches gekommen. Ich mußte es also noch einmal lesen; denn ich war nur erschrocken, ich hatte noch nicht begriffen. Und damit komme ich zu dem Augenblick, wo mich etwas erfaßte, was ich selbst noch nicht erfaßt hatte. Es gibt in Ihrem Buch einige Stellen, die an schon früher von Ihnen Gelesenes erinnern oder dasselbe sogar wiederholen: die kleine Stadt (wenn auch völlig „verändert“ - Bäume im Wind), der Zug der Toten (Der ewige Acker - 1914), Sieverts (vgl. Molfesen „das nie vergessene Gesicht“ (dort Jona und Grita), die Heimkehr Fannas („das letzte Gesicht“) und zuletzt die Erde - „geliebte Mutter ... (Bäume im Wind), aber „keine gütige Mutter“ - so jetzt. Auf den ersten Blick könnte man diese Anklänge fast überlesen oder gar für überflüssig halten. Und da merkte ich plötzlich, daß sie - diese Abgesandten aus Ihrem Gesamtwerk - es eigentlich sind, die das Ganze innerlich tragen, so tragen, daß sie es ganz durchdringen, ja, deuten. Und nun stieg mir hinter den scheinbar unzusammenhängenden, wie in einer Ausstellung nebeneinander gereihten Gegenständen des Buches eine zweite, gleichsam hintere Bühne empor, deren Mitspieler die eigentlichen Spieler der „guten Jahre“ sind, weil sie nahezu symbolische Unbedingtheit haben. Und hier fand ich den geheimen Zusammenhang.

Diese Spieler sind überpersönlich und von ihnen aus ist das scheinbar Persönliche im Vordergrund beleuchtet: die langsam vorrückende „Zeit“ - durch alle Kapitel - an ihrem überdachten Schreibpult (S. 211), während die Menschen der Geschichte den Rücken kehren (ebda.), der „Mengengötze“ (S. 116 u. u. ö.) anstelle Gottes, den offenbar niemand erkennt, die „gewollte“ (man könnte auch sagen: die „gemachte“) Stadt, statt der gewachsenen (S. 199), Knut Hamsun (S. 108, vgl. 245 ff - Segen der Erde) und „die

Steppe“, deren Bote - Fedor Augustin - unter den Ahnungslosen lebt, während sie selbst mit ihren Wölfen auf ihren Tag wartet, dazu noch einmal die „Erde“, das Pferd - Urbild des Tieres - mit dem „großen Baum“ auf dem Helpter Berg, zu denen sich ein Junge in einem Boot fast magisch hingezogen fühlt (S. 130 ff und 231 ff) und schließlich der Junge („ein junger Mensch“), mit dieser Ahnung von Natur und zu ihm „das Mädchen“ mit einer anderen Ahnung oder besser Furcht, die durch das ganze Buch mitwandert: „Hülle mich in Silber ein, aller Stunden letzte“ (S. 46 f und 233 f). Diese „Mitspieler“ sind die eigentlichen Spieler auf der Bühne. In ihnen erblicke ich etwas Überpersönliches. Aus ihnen aber treten der Junge und das Mädchen plötzlich in den Vordergrund.

Und nun: Indem die im perversen „Fortschritt“ ihrer „guten Jahre“ dahintaumelnde Stadt die Natur verneint, die Erde verleugnet und ihre ungeschriebenen Grundgesetze, hat sie ahnungslos die Steppe herbeigerufen, von der sie sich am allerweitesten entfernt glaubte. Aus dem entsetzlichen Schrei aber, mit dem sie unter der „silbrigen Wolke“ ihren Untergang findet (S. 235 und S. 241) - nur der alte Küster „schläft“ in den Tod - treten plötzlich das Mädchen und der „junge Mensch“ wie zwei Ur-Gestalten aus unvordenklicher Zeit hervor, die „zusammenbleiben wollten, wenn sie es sich bis dahin auch noch nicht versprochen hatten“ (S. 233). Sie sind unbewußt die Träger der vergessenen „Zucht und Ordnung“ (S. 247) und darum zum Neuanfang berufen. Nirgends packt mich Ihr Buch so wie dort, wo das Mädchen mit dem Zettel, auf dem die unbekannt Weisung des Unterganges schon steht, nach der ‚Dichterlesung‘ der „Rhesos“, d. h. der längst etablierten „Schreckenskammer“, weinend allein bleibt: „Haben Sie alles gehört? Ich fürchte mich!“ (S. 228) Umgekehrt: Nirgends wird ihr Buch so ruhig und zuversichtlich, ja verheißungsvoll, wie auf den wenigen Seiten, wo dies Mädchen und der junge Mann, nachdem die dicke Holztür der alten vergessenen Kirche ihnen das Leben rettete, nach der Katastrophe den ersten Garten anlegen, ihre erste Hütte bauen, ihr erstes Leben erwarten (S. 243 ff). Wenn Ihr Buch die scheinbar selbstverständlichen Entartungen unserer Zeit von einer anderen als der allzu gewohnten Seite zeigt, weil die meisten von dieser Seite aus weder sehen wollen noch können, so steht es zwar wie ein erratischer Felsblock im heutigen Gelände literarischer Leichtfertigkeit und Verantwortungslosigkeit, aber es zeigt auf diesem ungewohnten Hintergrund zugleich auch mit unerhörter Eindruckskraft, daß es durch die Katastrophen hindurch den Weg zur Urordnung des Lebens zurück gibt und geben wird. Hinter diesem letzten Grundgedanken steht Ihr gesamtes Lebenswerk, das mir durch die „guten Jahre“ hindurch wieder neu eindringlich und lebendig geworden ist. Dafür danke ich Ihnen.

Damit bin ich am Ende meiner heutigen Epistel, die ja eigentlich schon viel zu lang geraten ist. Was ich gesagt habe, ist natürlich nur mein Eindruck, wie er sich mir Schritt für Schritt beim Lesen erschlossen hat. Es ist auch lange nicht alles, was über Ihr Werk zu sagen ist. Da steckt noch viel mehr drin. So wäre noch zu sprechen über den sprachintensiven Abschnitt „Drei Dörfer“ (S. 188 ff), über die „Hundeschlacht“ (S. 180 ff) und ihre tiefere Bedeutung, über Fedor Augustin, bei dem es manchmal wie Humor vorbeifliegt, über das Gespräch der zwei Männer im Schnee („überall zerbricht etwas“ (S. 126), über die unheimlich anziehende Schilderung Rußlands ab S. 158 ff bis hin zu den biblischen Paraphrasen über die Paradiesgeschichte, David und Bathseba usw., die das Ganze noch einmal tiefer grundieren. Welch ein großartiges Bild ist allein die kurze Einlage von dem Kind, das den Stern sieht (S. 140 f)! - Aber ich kann gar nicht alles nennen, weiß auch nicht, ob das, was ich hier sage, die Schau des Dichters wirklich trifft. In der Vielfalt der Szenerie, die das Buch bis zum Rande füllt, bin ich häufig an den Aufbau von „Bäume im Wind“, des ersten Buches, das ich von Ihnen einst las, erinnert worden, aber wieviel unerbittlicher ist nun das gegenwärtige Buch! Und doch, noch im letzten Bild von der Ziegenmutter schwebt auch etwas von jener Gelassenheit der natürlichen Ordnung, die fast ohne Strenge weitergehen wird, „solange die Erde steht“, zum Fluch derer, die sie verneinen, zum Segen derer, die sie bejahen und darum auch von ihr bejaht werden.

Draußen über den Bäumen wird es dämmerig; ich schließe ab. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, hoffe aber erträglich und bitte nur, es zu entschuldigen, daß ich so lange gewartet habe mit meinem Brief, der Ihnen zeigen soll, daß wieder ein Buch von Ihnen mein innerer Besitz geworden ist. Mit allen guten Wünschen und sehr herzlichen Grüßen, auch an Ihre liebe Frau bin ich, wie immer, Ihr Karlmann Beyschlag

Anmerkung: Bei der Lektüre dieses neuen, aufrüttelnden Werkes von Friedrich Griese drängte sich mir eine Parallele auf zwischen Griese, dem größten hochdeutschen Dichter Mecklenburgs und Fritz Reuter, dem größten plattdeutschen. Ich bezeichne beide als Seher in ihrer Zeit: Griese in seiner Sorge um die technisch-zivilisatorischen Gefahren der Zukunft, Reuter in seinem Appell zur Beseitigung sozialer Unterdrückung und Ungleichheit. Ich möchte an dieser Stelle auch nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß Fr. Griese die bei weitem beste Biographie Reuters schrieb. (Lb.) (Matthiesen-Verlag, Lübeck)

Ick heww all männ'gen Ossen kennt,
Den man mit Christennamen nennt,
De sick na baben 'ruppe schaben
Un sick nah baben 'ruppe lickt,
Un wenn em irst dat Stück was glückt,
Un hei in 't vulle Fauder stunn,
Denn kreg kein Düwel em herun.

Uns' plattdütsch Eck

Lütten Dank an unsen Fritzing

Min Fritzing, Du hest mi in min Läben
Dörch Dine Kunst so väl all gäben;
As Jung för't Stück in'n Watergraben
Müßt ick Di dunn ganz düchdig laben,
Un nahsten in de sworn Tiden
Hülpst Du mi all dat Leid tau liden.
Bräsig un Hawermann un all de annern trugen:
Up sonne Meckelbörger känen wi ümmer bugen.
Din Wark, min Fritzing is nich dot,
Din Lachen helpt uns in de deipste Not.

Friedrich Bauer

Ut mine Stromtid

Von Fritz Reuter

Bräsig und Hawermann

(Von de verschiedenen Orten von Podagra un von den Unnerscheid von Venus, Phoenix un Ponyx. 'Ne Partie Boston, un dat Kurz en Waldknaw is. Wo Fritzen sin Vullblaudfahlen utsach, un worüm den vörigen Entspekter sin Stachelschimmel in den Dörpdik lep. Worüm Rekter Baldrian kolle Fäut kreg, un Krischan dat Vullblaudfahlen nich in den Ridstall liden wull.)

Äwer — as ick all seggt heww — Nijohr 1844 was kamen, un de Winter was vergahn, un dat Frühjohr stunn all mit Low un Gras un Blaumen achter de Dör von de Welt un lurte blot dorup, dat de Herr von den Hus' em en Wink gaww, dat dat Upputzen losgahn kunn, un so as de Snei un dat Is von de Ird vergung, däüeten ok de Minschenharten up, un de Ogen würden hell, as de Sünnesschin, de äwer de Welt lagg. — Ok den ollen Hawermann sine Ogen wiren heller, un sine Bost was wider worden, un mit dat Schaffen un Wirken' buten in den Fell'n was dat Frühjohr dor 'rinne treckt, un so as hei in de düstere Ird de Sommersaat sei'te, hadd uns' Herrgott sin trurig Hart mit frische Hoffnung tausei't. — Sin Herr was mit de junge Fru utreis't tau Verwandten, hei hadd also sin Rik so recht nah sinen Behagen för sick allein, un hei kunn sin Döchting up Stun'ns öfter seihn, as den Winter äwer. — Den Morgen hadd hei sei spraken, as hei tau Kirchen west was, un nu satt hei den Sünndag-Nahmiddag so recht moy in sine Stuw un sünn äwer allerlei; keiner stürte em, denn Fritz satt in den Ridstall bi sine Staut, wat för den Ollen recht angenehm was, indem dat hei nu ümmer wüßt, wo hei tau finnen was, wat vördem nich ümmer de Fall was. —

Bräsig kamm in de Dör 'rinne: „Gun Dag, Korl!“ — „Wat?“ rep Hawermann un sprung up, „ick denk, Du hest dat Podagra wedder, un ick stunn all stark in Bedenken, ob ick Di hüt nich besäuken wull, äwer de Herr is nich tau Hus, un up Triddelfitzen is in de letzte Tid wedder mal gor kein Verlat.“ — „Na, was hat er denn?“ — „Ach, nu sall sin oll Staut en Fahlen hewwen.“ — „Haha!“ rep Bräsig, „un noch dazu en vollblütiges, und das will er ja denn an Deinen jungen Herrn verkaufen.“ — „Ja, so is't jo woll. — Äwer hest Du dat Podagra wedder hatt oder nich?“ — „Korl, bei d i e verfluchte Krankheit läßt sich das gar nicht sagen, ob es der r i c h t i g e Podagra is oder nich. — Eigentlich ist es egal, denn die Weihdag' bleiben sich gleich; aber in Hinsichten der Ursach is en großer Unterschied. Süh mal, Korl, kriegst Du den Podagra von gut Essen un Trinken, denn is es der r i c h t i g e ; kriegst Du ihn aber bloß von die entfamten, niederträchtigen, zweinächtigen Wichsstiebel, denn is es der unrichtige, und den hab ich gehabt.“ — „Je, wat treckst Du denn de ollen Dinger ümmer an?“ — „Korl, ich hab sie ja noch aus meinen gräflichen Verhältnissen, ich kann sie ja doch nich wegsmeißen. — Aber was ich fragen wollt — bist Du heut bei Pastors gewesen?“ — „Ja.“ — „Na, wo ist es da?“ — „Ach, dat süht slicht ut, de oll Herr is all gor tau swack; as hei hüt von de Kanzel kamm, lep em de helle Sweit äwer de Backen dal, un't wohrte 'ne ganze Tid, bet hei sick up sinen Sopha verhalten kunn.“ — „Hm! hm!“ säd Bräsig un schüddelte den Kopp, „das gefällt mich nich; aber, Korl, in die Jahren is er.“ — „Ja, dat is hei“, säd Hawermann nahdenklich. — „Was macht denn Deine Kleine?“ frog Bräsig. — „Ick dank Di, Zacharies — Gott sei Dank! de is gaud tau Weg'. — Sei was vergangen Woch hir, ick hadd äwer kein Tid, ick müßt 'rut nah't Arwtenseigen; äwer de gnedige Fru hadd sei seihn un halte sei sick, un bi de is sei jo bet up den Abend west.“ — „Korl!“ rep Bräsig, sprung up, gung in de Stuw herüm un

bet in sinen Iwer en Knop von de Pipenspitz af, „das kannst Du mich zu glauben, Deine gne Fru, das ist ein kaptales Produkt von der ganzen Menschheit.“ — Un Hawermann sprung ok up un gung ok up un dal, un jedes Mal, wenn sei sick in de Stuw begegnen deden, denn rokten sei forscher, un Bräsig frog: „Hab ich nicht Recht, Korl?“ un Hawermann antwortete: „Du hest Recht, Zacharies!“ — Un wer weit, wo lang' sei sick noch up ehre Meinung verboten hadden, wenn nich en Wagen vörführt wir, von den Kurz un de Rekter 'runner stegen.

„Gun Dag! gun Dag!“ rep Kurz, as hei in de Stuw 'rin kamm, „süh dor! süh dor! Dor 's jo de Herr Inspekter ok. — Na, wo geiht't, oll Fründ? — Hawermann, ick kam wegen dat Klewersaat.“ — „Guten Tag!“ säd de Rekter Baldrian tau Bräsigen un dehnte dat Wurd ‚Tag‘ so lang, as süll de Dag ewig duren, „wie geht es Ihnen, mein Verehrtester?“ — „Es geht mich ja noch“, säd Bräsig. — „Hawermann“, rep Kurz dormang, „nich wohr? — Kaptales Saat.“ — „Je, Kurz“, säd Hawermann, „so dull is dat nich mit dat Saat, ich heww't up de gläugnige Füerschüpp probirt, un wenn't sinen rechten Ort hett, denn möten de Kürn so as Flöh von de Schüpp springen, äwer hir blew männig Kurn still beligen.“ — „Sie sehen lange nicht so blühend aus, mein Verehrtester“, säd de Rekter wedder dortwischen tau Bräsigen, „als in jener gesegneten Stunde, in der wir beim Punsch die Verlobung feierten.“ — „Dat hett sinen Grund“, säd Hawermann un slog den Arm üm Bräsigen, „min oll gaud Fründ hett wedder mal en beten Podagra hatt.“ — „Ja, ja“, lachte de Rekter un wull recht spaßig sinn,

„Vinum, der Vater,
Und coena, die Mutter,
Und Venus, die Hebamme',
Die machen podagram.“

„Und das Saat ist so schön“, rep Kurz dormang, „daß Sie kein besseres zwischen Grimmen und Greifswald finden.“ — „Hoho, Kurz“, säd Hawermann, „prahl sacht! is ok en Wurd.“ — „Hören Sie mal!“ rep Bräsig dortwischen den Rekter tau, „mit Ihr Französch bleiben Sie mich vom Leibe! — Das versteh ich nich. — Was wollen Sie aber mit der Fenus sagen? — Was hab' ich und mein entfamter Podagra mit der Fenus zu tun?“ — „Mein verehrtester Freund und Gönner“, säd de Rekter mit Salwung, „Venus war im Altertum die Göttin der Liebe.“ — „Is mich ganz egal“, rep Bräsig, „sie kann meinswegens noch ganz was anders gewesen sein, auf Stun'ns wird jeder dämliche Schäferhund Fenus genannt.“ — „Ne, Hawermann“, kreihte Kurz dor wedder mang, „wenn dat Klewersaat den richtigen Glanz hett un so vigelett-blag utsüht, denn . . .“ — „Je, Kurz“, säd Hawermann, „so süht Ehr man ich ut.“ — „Mein Gönner“, säd de Rekter wedder tau Bräsigen, „Venus war, wie ich gesagt habe, eine Göttin, und wie ein Schäferhund . . .“ — „Ei was!“ säd Bräsig, „das mit der Göttin, das haben sie Ihnen eingebildet, Fenus bedeutet eine Art von Vogel. — Korl, weißt woll noch die Geschichten aus unsere kindlichen Johren von den Vogel Fenus?“ — „Ach“, säd de Rekter, as gung em nu en Licht up, „nun weiß ich, was Sie meinen, Sie meinen den Vogel Phönix, der in Arabien sich ein Nest aus köstlichem Gewürze bauet . . .“ — „Das ist partout eine Unmöglichkeit!“ rep Kurz dormang, „wie kann auch der geschickteste Vogel sich aus Nägelken, barschen Päper, Kamum un Muschatennät en Nest bauen!“ — „Lieber Schwager, es ist ja nur eine Sage.“ — „Denn besagt die Sage was Falsches“, säd Bräsig, „und Sie sprechen das Wort ganz unrichtig aus, das heißt nicht Phönix, das heißt Ponyx, und das sind kleine Vögel, das sind kleine Pferde, und stammen sich nicht aus Arabien, sondern aus Sweden un Öeland, und ich kenne sie sehr gut, denn meine gnedigste Frau Gräfin hatte zwei Ponyxen, wo sie ümmer mit spazieren fuhr.“ — De Rekter wull nu wedder berichtigen, äwer Kurz föll em in't Wurd: „Nein, Schwager, laß das! Daß Du in solchen gelehrten Sachen Bräsigen überlegen bist, glauben wir wohl.“ — „Ne“, säd Bräsig, „laß ihn man kommen!“ un stunn vör den Rekter, as kunn sinentwegen de Strid wedder losgahn. — „Ne, ne!“ rep Kurz, „wi sünd hir nich 'rute kamen, uns üm Venussen un Klewersaat tau striden; wi sünd blot 'rute kamen, 'ne recht gemüthliche Partie Boston tau spelen.“ — „Dat känen wi jo ok leiwer dauhn“, säd Hawermann un stellte den Disch taurecht. — „Holt, Korl“, säd Bräsig, „das ist mich entgegen, daß Du das selbst hier anrangieren willst, das hört sich for den Wirt-

schafter.“ — Un dormit bröllte hei äwer den Hof 'räwer: „Triddelfitz!“ — Un Fritz kamm anlopen. — „Triddelfitz, wir wollen Bostohn spielen, machen Sie den Tisch in den Gang'n und den Poh für die Beeten¹⁾ un stoppen Sie die Pfeifen und machen Sie 'ne Hand voll Filibussen.“ — Un as Fritz dat schön tau Stan'n hadd, set'ten sei sick dal, un nu kunn't losgahn; äwer so fix gung't nich, 't müßt jo doch irst utmakt warden, wo hoch spelt warden süll. Kurz wull den Boston Grandissimo taum Schilling spelen; äwer Kurz was ümmer sihr waghalsig; dat was denn doch en beten tau hoch, un Bräsig erklärte, hei set'te sick nich taum Spill dal, üm anner Lüd' dat Geld ut de Taschen tau trecken. — Tautetzt kamm nu unner Hawermannen sine Vermittelung en billiger Spill tau Gang' un't würd treckt. — „Wer hat Carreau?“ frog de Rekter, „dei gibt an.“ — „Kurz gibt an“, säd Bräsig. — So, nu kunn't endlich losgahn; äwer't gung noch nich los, de Rekter läd de Hand up de Korten un säd, indem dat hei sick in den Kreis ümkek: „Es ist merkwürdig! Wir sind doch alle ganz vernünftige Menschen, und wir spielen ein Spiel, nämlich das Kartenspiel, welches nach urkundlichen Nachrichten zur Unterhaltung eines wahnsinnigen Königs erfunden ist. — König Karl von Frankreich nämlich . . .“ — „Ne, Kinnings“, säd Kurz un namm den Rekter de Korten ut de Hand, „wenn wi spelen willen, denn willen wi spelen, wenn wi uns wat vertellen willen, denn willen wi uns wat vertellen.“ — Vorwärts!“ rep Bräsig, un Kurz gaww, vergaww äwer in de Hast; also „nochmal!“ — Ditmal glückte dat, un nu kunn't Anseggan losgahn. „Ick paß“, säd Hawermann in de Vörhand, nu kamm de Rekter; mit den durte dat äwer wat, ihre hei sin Spill reih't hadd, denn hei hadd den vernünftigen Äwergloben, dat de Korten beten würden, wenn hei sei einzeln upnamm, un wil hei all sine Angelegenheiten mit grote Gewissenhaftigkeit bedrew, stek hei de Korten ümmer streng de Reih nah, un dreichte de Säbenen un Fiwen so, dat hei dat mittelste Og' tau seihn kreg, dat hei sei jo nich mit de Sössen un Viren verwesseln kunn. — Kurz hadd wildeß sine Korten up den Disch leggt, de Hän'n d'räwer folgt, un kek em an un süfzte. — „Ich passe“, säd de Rekter. — „Dat wüßt ick so wie so“, säd Kurz, denn hei wüßte, dat sinen Swager sine Korten snurrig utseihn müßten, wenn hei ut de Hand wat anseggan süll, dorhengegen hadd hei ne Himmelangst vör sinen Swager, dat hei mitgahn würd, wenn hei sülwst wat anseggt hadd, wil hei denn ümmer nicks hadd, oder wenn hei wat hadd, dat Spill verspelte. — „Paß!“ säd Bräsig, de nu an de Reih kamm. — „Boston Grandissimo!“ säd Kurz. — „Wer geht mit?“ — „Paß!“ säd Hawermann. — „Lieber Schwager“, säd de Rekter, „ich — ein Stich — zwei Stich — nun, der dritte, der findet sich — ich gehe mit.“ — „Ja“, säd Kurz, „äwer tausam ward nich betahlt, Jeder betahlt för sick“. — „Na, Korl“, säd Bräsig, „denn man 'raus! denn wollen wir ihnen die Fidel mal inzwei slagen“. — „Ja“, säd Kurz, „äwer seggt ward nicks“. — „Bewohre“, säd Hawermann un spelte Herzen-Teihn ut: „Herzog Michel fiel ins Land“. — „Coeur, Herr Oberförster“, säd de Rekter un smet Herzen-Buren dorup. — „Herze mich und küsse mich, un krünkle meine Krause nich“, säd Bräsig un stek de Dam up. — „Das Mädchen muß einen Mann haben“, säd Kurz und stek mit den König äwer, läd sinen Stich vör sick hen un spelte en lütten Kreuz: „Kreuz-Kringel und Zwieback“. — „Friß, Peter! 's sind Linsen!“ rep Bräsig Hawermann tau. — „Holt!“ rep Kurz, „seggt darf nicks warden“. — „Bewohre“, säd Hawermann un smet en lütten Kreuz bi. — „Trefflich schön singt unser Küster“, säd de Rekter un stek de Nägen vör. — „Ein Kreuz, ein Leid, ein böses Weib hat mich der Herr beschieden“, säd Bräsig un namm den Stich mit de Dam. „Na“, säd Kurz, „dat weit der Deuwel! Kreuz hett hei ok nich. — Wat hei nu woll wedder hett?“ — „Paß Achtung, Korl, nu geht die Reis' los“, rep Bräsig. — „Herr“, säd hei tau Kurzen, „ich war Ihr Whist. — Hier! Pikas war ein Hühnerhund“, un dormit spelte hei Pik-As ut, un treckte den König nah: „Vivat der König!“ — un dunn de Dam: „Respect for die Dams!“ — „Herre Gott doch!“ rep Kurz, läd de Korten up den Disch un kek den Rekter an, „wat hei nu wollt hett? — Pik hett hei ok nich.“ — „Lieber Schwager“, säd de Rekter, ich komme auch noch“. — „Äwer tau späde“, säd Kurz un namm de Korten wedder up mit en deipen Süfzer, as hadd de Rekter em nichtswürdig behandelt, hei wull't äwer as Christ dragan. — „Korl“, frog Bräsig, „wo viel haben wir all?“ — „Vir Stich“, säd

1) = Pot (Spielkasse) für die Bête (Strafgelder).

Hawermann. — „Ne“, säd Kurz, „dat's kein Spill. Seggt darw nicks warden“. — „Ist das Wassagen“, säd Bräsig, „wenn ich bloß frag? — Nu paß Achtung, Korl, einen mach ich noch, un wenn Du noch einen machst, denn is es 'rum“. — „Ick krig min“, säd Kurz. — „Und ich kriege meine auch,“ säd de Rekter. — Nah en por Rundgäng' deckte Kurz de Hand äwer sine Stichen: „So, ich hab' meine“. — Ruten lagg up den Disch, de Rekter riskirte en Snitt mit de Dam, Bräsig flog äwer mit den König: „Mädchen, wo willst Du hin?“ un de oll arm Rekter satt dor mit en Unnerstich: „ja, wie das zugehen kann, begreife ich nicht.“ — „Ach, Du hattest ja keinen Whist“, rep Kurz. — „Korl“, säd Bräsig, „wenn Du richtig aufgepaßt hättst, denn hätten sie noch en Unterstich gehabt“. — „Je, Du hest man dat Verseihn makt, Du spelt'st mi nich Herzen nah.“ — „Korl, hätte ich auch einen? Ich hätte ja keinen, ich hätte ja bloß den König²⁾ blank“. — „Nein, Schwager“, rep Kurz wedder dormang, gibst das ganze Spiel aus Händen, hast den Treffkönig, und setztst die Neun vor. — Das Spiel war groß gewonnen“. — „Ach, was wollen Sie?“ säd Bräsig mit grote Verachtung, „Sie Knabe. Sie Waldknabe! — Ich sitze hier in der Hinterhand mit der ganzen Garangtion in Pik und denn noch mit en paar richtigen Brummshagens; was wollen Sie?“ — „Herr, glauben Sie, daß ich mich, wenn ich Boston angesagt habe, vor Ihren lumpigen Brummshagens fürchte?“ — „Ne, ne!“ rep Hawermann dortüchen un gaww frische Kortzen 'rüm, „nu lat't dat man sin, dat oll Nahspelen is unangenehm“.

Un in desen Tempo spelten sei denn nu wider, un't was ümmer, as wenn sei sick bi den Kopp krigen wullen, un hadden doch de besten Gesinnungen gegen enanner. — De Rekter gewünn, un hei hadd ok de meiste Utsicht tau gewinnen, denn wer dat irste Spill verlirt, gewinnt jo bekanntlich nahsten ümmer. — Kurz satt in Mallür; äwer dat glickt sick männigmal hellschen ut: „Zehn Grandissimo“, säd hei. Allens verfirte sick, hei sülwst ok, kek sin Kortzen noch mal dörch: „Zehn Grandissimo!“ säd hei nochmal, läd de Kortzen up den Disch un gung in de Stuw up un dal; „so spielt man in Venedig: und in andern großen Bädern.“

Grad' in sinen grötsten Triumph un in de grötste Verlegenheit von de Annern kamm Fritz Triddelfitz in de Dör, ganz verstürt un ganz blaß: „Herr Inspektor, Herr Hawermann, ach kommen Sie doch mal mit!“ — „Mein Gott“, säd Hawermann, „wat is passirt?“ un wull upstahn! Kurz höll em äwer taurügg: „Nein“, säd hei, „das Spiel muß erst gespielt werden. 'S ist mir schon mal so gegangen, damals als das große Feuer war, und ich grade einen grand auf den Tisch gedeckt hatte, da liefen sie auch alle weg.“ — „Herr Inspektor“, bed Fritz wedder, „Sie müssen kommen.“ — Herre Gott!“ rep Hawermann, let sick von Kurzen nich mihr hollen un sprung up, „wat is los? brennt dat?“ — „Nein“, stamerte Fritz, „ich . . . mir . . . mir ist was passirt.“ — „Was ist Ihnen denn passiert?“ schüll Bräsig äwer den Disch 'räwer. — „Meine Fuchsstute hat ein Füllen gekriegt“, säd Fritz benau't. — „Na, das is schon oft passiert“, säd Bräsig, „aber was machen Sie denn dabei for en Gesicht as en Leichenbitter; so was ist ja ein erfreulicher Umstand in diesen Umständen.“ — „Ja“, säd Fritz, „aber . . . aber . . . es ist so schnurrig. — Sie müssen mitkommen, Herr Inspektor.“ — „Na, is dat Fahlen denn dod?“ frog Hawermann. — „Nein“, säd Fritz, „es ist ganz gesund; aber es ist so schnurrig . . . Krischan Däsel sagt, es wäre ja wohl ein junges Kameel.“ — „Na“, säd Hawermann, „denn will'n wi dat Spill nahsten spelen, will'n man mitgahn.“ Un wat Kurz ok säd, sei gungen All mit Fritzen nah den Stall. — „So ein Füllen habe ich noch nie gesehen“, säd Fritz unterwegs, „solche lange Ohren hat es“, un wis'te von den Ellbagen afwärts.

As sei in den Stall kemen, stunn Krischan Däsel an de Bucht, wo de Fahlenstaut fründlich besorgt an ehr Lütt 'rümmer nörrichte, un dat Lütt de irsten unbehulpenen Versäuke tau de späteren lustigen Fahlenssprügg' makte, schüddelte mit den Kopp un säd tau Bräsigen, de sick bi em henstellte: „Je, nu seggen Sei mal, Herr Entspektor, wat all in de Welt jung ward.“ — „Ja“, säd Bräsig, kek Hawermannen an un säd mit Nahdruck: „ich will's Dich sagen, Korl, was er for Einer is: dieses Vollblutsfüllen ist ein Maulesel.“ — „Dat is't“, säd Hawermann. — „Ein Maulesel?“ rep Fritz, sprung mit

²⁾ Reuter hätte „die Dam“ schreiben sollen.

beide Beinen äwer de Bucht 'räwer un kreg, trotz Nörricken von de Ollsch, dat Fahlen ün den Hals tau faten un kek em nah Gesicht un Ogen un Uhren, un as em de schreckliche Wohrheit dorut entgegenlücht'te, rep hei in helle Wuth: „Oh, ick müggt dat Kretur dat Gnick ümdreihn, as Gust Prebberown.“ — „Schämen Sie sich, Triddelfitz“, säd Hawermann irnsthaff, „sehn Sie doch, wie die Mutter sich freut, und wenn's auch kein Vollblut ist.“ — „Ja“, rep Bräsig, „un sie is doch die Negste dazu, als die Frau Pastern sagt. — Gust Prebberown können Sie meinswegens das Gnick umdrehn, denn er ist ein dreimal destillierter, kontrakarrierter Hallunk.“ — „Ne“, säd Fritz un steg langsam wedder ut de Bucht 'rute, un sine Wuth hatt 'ne grote Weihmäudigkeit Platz makt; „wo is't mäglich“, rep hei ut, „is min beste Fründ, un nu bedrüggt hei mi mit en Downen un mit en Mulesel. — Ick verklag' em.“ — „Ich sag Sie ja, in den Pferdehandel gilt keine Freundschaft und keine Redlichkeit“, säd Bräsig, un kreg Fritzen unner den Arm tau faten un treckte em ut den Stall, „aber Sie jammern mir in Ihren 'gerechten Smerz. — Lehrgeld in dem Pferdehandel haben Sie nu schon bezahlt, und das muß Jeder; aber vor einem Pferdeprozeß will ich Ihnen schützen, denn selbst, wenn der Maulesel schon lange dod is, is so ein Prozeß noch lange nich zu Ende. — Sehn Sie“, säd hei un ledd'te Fritzen den Hof up un dal, „da will ich Sie 'ne Geschicht als Exempel erzählen. Sehn Sie, da war der alte Rütebusch auf den Swensin, der verkaufte an seinen leibhaftigen Swager, der hier vor Hawermannen seine Zeiten Entspekter war, 'ne entfante Kretur von einen Stachelschimmel als Reitpferd. — Gut, oder as Sie sich angewöhnt haben: ‚Bong!‘ — Drei Tag' darauf will der Entspekter seine neue Inquisition mal probieren, er klattert also auf die Kretur 'rauf, denn es war so'n ollen Himmelhogen, und was er war, war man hellsehen kurz verstipert; aber knappemang sitzt er drauf, da läuft dieser Schinder plängschaß mit ihm in den Dorfteich — gor kein Hollen! — bis an den Hals, un da bleibt er stehen; un nu nich rügg- noch vorwärts. — Das war en Glück for den Stachelschimmel und for den Entspekter, sonst hätten sie sich beide versoffen; der Entspekter bröllte nu mäglich nach Hülf, denn er könnte hier nich gründen, und swimmen könnte er auch nich, und der olle Rad'macher Flegel müßte ihn mit en Kahn erretten. — Na, nu gung denn der Prozeß los, denn der Entspekter sagte, es wäre en Dummen, was wir Ökonomiker en Studierten benennen, und Rütebusch müßte ihn wiedernehmen, denn Dummheit schützt vor Allens, auch in den Pferdehandel. Das wollte nu Rütebusch nich, und die beiden Swägers spannten sich erst über den Fuß, und nahsten verfeind'ten sie sich so dägern, daß sie sich auf drei Meilen nich mehr sehn konnten. Der Prozeß gung aber ümmer weiter. Der ganze Swensin müßte swören, daß das Kretur bei sie seinen richtigen Klug gehabt hätte, und die Pümpelhäger Leute müßten wieder swören, daß er bei sie sich als en Studierten auserwiesen. So gung denn der Prozeß schon in sein fünftes Jahr, und wildeß stand das Kretur ruhig in den Stall und fraß Haber, denn der Entspekter hat seindag' nicht mehr auf ihm gesessen, indem daß er ihn for einen Seelenverkäufer und lebensgefährlichen Schinder taxierte; dodslagen dürfte er ihn auch nich, indem er das corpus delictus von's Ganze wäre, wie sie das nennen. — Nu wurden die gelehrtesten Pferdedokters 'ran gebracht, ihrer söß, aber es half auch nich, sie waren sich uneins, drei davon sagten, er wäre klug, drei davon, er wäre dumm. Der Prozeß gung aber ümmer sachten weiter, und 'ne ganze Partie neuer Prozessen hatten sich daraus entsponnen, denn die gelehrten Pferdedokters hatten sich untereinander mit Maliziösigkeiten und Grobigkeiten heruntergemacht und sich verklagt. Nu wurd denn an einen berühmten Pferdeprofessor in Berlin geschrieben, woans er die Sache taxierte. Der schrieb nu wieder, sie sollten den ollen Schinder den Kopp absneiden und ihm hinschicken, er müßte das inwendige Gehirn besehen; es wäre schon sehr swer, von einen vernünftigen Menschen zu sagen, was er dumm oder klug wär, aber bei ein unvernünftiges Stück Vieh wäre es noch viel swerer, indem daß es nicht Hals geben könnte. — Na, das sollte nu geschehen, da legte sich aber der alte Rütebusch mit seinen Advokaten dwas davor und setzte es auch durch, und der Prozeß konnte nu also wieder weiter gehn. — Da sturb nu der alte Rütebusch, und en halb Jahr darauf sein Swager, und haben sich beide nich vertragen, auch nich auf dem Totenbett, und sind beid' in die Ewigkeit gegangen, ein jeder auf seine Meinung, der eine, daß der Schinder klug wäre, der andere, daß er dumm wäre. — Nu wurd der Prozeß einst-

weilen sistituwiert³⁾) und sistituierte sich von selbst, indem daß der olle Schimmel drei Wochen nachher auch krapierte, an pure Fettigkeit von wegen der guten Tage. — Nu wurde denn auch der Kopp sauber eingesalzen und an den gelehrten Professor nach Berlin geschickt und der hat dann klar und deutlich zurückgeschrieben, der Schimmel hätte all sein Lebstage ebensowenig studiert gehabt, als er selbst, und er wolle nur wünschen, daß ein jeder von die Prozessisten so verständig gewesen wäre, als die Kretur, so vernünftig hätte ihr Gehirn ausgesehen. — Und der Mann hatte recht; denn ich habe nahsten den entfamten Slüngel von Jungen, der den Entspekter das Pferd vorgeführt hat, als Knecht gehabt, und er hat es mich eingestanden, daß er der armen Kretur en Stück brennen Swamm unter den Swanz gebunden hat, aus puren Schawernack, daß der Entspekter ihm den Tag vorher den Puckel voll geslagen hat. — Und nu frag ich jeden vernünftigen Menschen, wo verständig muß das Tier gewesen sein, daß es in den Dorfteich läuft, um sich den Brand zu löschen! — Und so war denn der große Prozeß zu Ende; aber die kleinen Prozessen zwischen die gelehrten Pferdedokters, die laufen noch ümmer fort. — Un nu will ich Ihnen was sagen: Hawermann is en guter Freund von den ollen Prebberow, was den Hallunken sein Vater is, un er soll mit ihm reden, daß Sie zu das Ihrige kommen. Und nu gehen Sie, und smeißten Sie keinen Haß auf das unschuldige kleine Vieh, auch auf die Mutter nich, denn sie können beide nich dafor, und die Mutter is eben so gut eine betrogene Kretur, wie Sie.“ Dormit gung hei de Annern nah, de all an den Kortendisch seten. —

„Na, nu!“ säd Kurz, „also: zehn Grandissimo! ich spiele selbst aus.“ — „Korl“, säd Bräsig, „Du mußst mal mit den ollen Prebberow reden, daß Dein verdammter Windhund nich in zu große Ungelegenheiten kommt.“ — „Dat will ick ok, Zacharies, un dat kümmt ok taurecht; äwer mi jammert dat gor tau sihr, dat den ollen Jungen sine ganze Freud' so tau Water worden is. — Wer denkt ok an en Mulesel!“ — „Ich bemerke“, säd de Rekter un läd de Kortn, de hei knapp wedder in de Reih steken hadd, up den Disch — Kurz satt up Kahlen — „daß man hier allgemein dies kleine neugeborene Tierchen einen Maul e s e l nennt, da es doch nach naturgeschichtlichem Sprachgebrauche ein Maul t i e r genannt zu werden verdient. — Der Unterschied ist nämlich der . . .“ „Du kannst Einen dull maken mit Din Naturgeschichte!“ rep Kurz. „Spelen wi hir Naturgeschichte, oder spelen wir Kortn? — Hir, Ruten-As liggt up den Disch!“ — Nu hülp dat nich, nu würd bedeint un bedeint, un Kurz gewünn sin Spill un dormit dat Recht, vir Wochen lang ümmer noch von sine Teihn Grandissimo tau reden. —

So spelten denn de Herrn in fründschaftliche Upregung wider, bet de Rekter, indem dat hei sin Geld so in'n pohlschen Bogen äwerschot, gewohr würd, dat hei all drei Daler un acht Gröschen gewonnen hadd, un wil em in de letzte Tid dat Glück nich mihr so recht tau Sid stunn, beslot hei uptauhären, hei stunn also un säd, hei hadd kolle Fäut kregen, un stek sinen Gewinnst in de Tasch. — „Wenn Sie an kalte Fuß leiden“, säd Bräsig, „will ich Ihnen ein gutes Mittel sagen: nehmen Sie alle Morgen auf den nüchternen Magen eine Prise Schnupftoback, das hilft gegen kalte Füß.“ — „Oh wat!“ rep Kurz, de in de letzte Tid gewonnen hadd, „wo kann hei koll Fäut krigen!“ — „So?“ frog de Rekter heftig, denn hei hadd sinen Gewinnst tau verteidigen, „kann ich nicht ebensogut kalte Füße kriegen, wie Du? — Kriegst Du nicht immer auf unserm Klub kalte Füße, wenn Du gewonnen hast?“ un hei set'te dat dörch, hei behöll sine kollen Fäut un sinen Gewinn, un nah'ne Wil führten de beiden Stadtlüd' af un nemen Bräsig en En'nlang mit.

Hawermann was all in Begriff tau Bedd tau gahn, as dat vör de Dör en ludes Reden un Schellen würd un Fritz Triddelfitz mit Krischan Däseln in de Stuw rinne kamm. — „Gun Abend, Herr Entspekter“, säd Krischan, „un dat is mi ok ganz egal.“ — „Wat is'e denn wedder los?“ frog Hawermann. — „Herr Inspektor“, säd Fritz, „Sie wissen, wie mir das mit dem — nu — mit dem Maulesel gegangen ist, und nun will Krischan das Tier nicht in dem Stalle leiden.“ — „Wat föllt Di in?“ frog Hawermann. — „Ja, Herr, dat is mi ok ganz

3) statt sistiert.

egal! Äwer dat kann mi nich egal sin; ick heww mi bi Pird' un Fahlen vermeid't un nich bi Kameel un Mulesel. — Wo? Denn kann mi Herr Triddelfitz jo woll ok Apen un Boren in den Ridstall 'rinner bringen?" — „Na, wenn ick Di äwer seggen dauh, dat Dirt s a l l in den Ridstall bliwen, un Du sallst dat grad' so handhaben, as jeder anner Fahlen.“ — „Ja, wenn Sei mi dat denn befehlen, d e n n is mi jo dat ok ganz egal, un d e n n kann jo dat ok ümmer. — Na, denn gun Nacht, Herr Entspekter, un nemen S't nich äwel“, un dormit gung hei. — „Herr Hawermann“, säd Fritz, „was wird der Herr von Rambow zu diesem Vorfall sagen? und gar die gnädige Frau?“ — „Nun, da beruhigen Sie sich nur, die werden sich nicht viel darum kümmern.“ — „Je“, säd Fritz un gung ut de Dör, üm tau Bedd tau gahn, „es ist mir doch gar zu genierlich, daß dies grad' mit meiner Stute passiert ist.“ — As de Herr von sine Reis' tau Hus kamm, kreg hei de Geschicht von de Voßstaut warm von Krischanen tau weiten, un wil hei en gaudmädigen Mann was un Fritzen girn liden müggt, indem dat sei Beid' in weck Stücken sick ähnlich seggen, tröst'te hei em un säd: „Lassen Sie das! — Mit unserm Vollbluts-Füllen-Handel ist's nichts geworden. Sie müssen denken, es sind die gewöhnlichen Folgen einer Mesallianz. — Wir jagen später die Stute und das Füllen in die Koppel; und Sie sollen sehn, wir haben noch unsre Freude daran.“ — Un so kamm dat ok, ein Jeder hadd sine Freud' an dat Dirt. Wenn de Dörpkinner des Sünndags-Nahmiddags dörch dat Feld ströpten, gungen sei nah de Fahlenkoppel un beken den lütten Mulesel: „Kik, Jöching, dat is hei.“ — „Ja, dat is en echten! — Kik, wo hei mit de Uhren deiht!“ — „Nu kik mal, nu sleiht hei ordentlich achter ut!“ — Wenn de Dirns an de Koppel vörbi nah de Rängel gungen, stunnen sei ok still: „Kik, Stine, dor's Herr Triddelfitzen sin Mulesel!“ — „Kumm, will'n mal 'ran gahn, Fik.“ — „Ne, dat dauh'ck nich, wo süht dat Dirt gruglich ut!“ — „Ih, wo Du Di hest! Du hest doch vör em sülwst nich so'n Grugel, denn hei giwwt Di jo ok ümmer de lichtste Arbeit.“ — Un in de ganze Gegend würd de Voßstaut un de Mulesel un Fritz nu berühmt, un wo de Letztere sick blicken let, dor würd hei nah dat Besinnen von den Mulesel fragt tau sinen groten Verdruß. Dat oll lütt Eselfahling kümmerte sick äwer nich dorüm, dat sprung den Sommer äwer mit de annern wollgeburnen un hochwollgeburnen Fahlen in de Koppel 'rüm, un wenn em ein von de Annern tau nah kamm, wüßt hei em woll eins tau versetten.

Die Liebe sitzt so voller Schelmereien wie der Esel voller grauer Haare, wie die Rose voll Dornen, und wenn sie dich mit diesen ritzt und neckt, dann danke Gott, wenn sie sich herbeiläßt, die kleinen, brennenden Schrammen mit kühlenden Rosenblättern zu verbinden.

Wat is up'n Dörp los! (III)

Von Fr. R e h m

2. Anna un Jehann kamen dor achter, dat sei beird schön tausamen passen.

Mit dei beiden spinnt sick dat an.

Mit Jehann Swank un Anna Meier, wovon dei Frugenslürd up'n „Landdag“ bi Jungklasen ehr Tüffelsammeln anhüpt harden, wier dat so taugahn:

As Jehann Swank von'n Harwstmark, wo hei nich mal'n Poor Stäwel, dei em paß-recht wieren, krägen hard, raw wier, dūs' hei werre rut ut dei Stadt un wank husan. Vör em lang in'n Stadtweg güng 'ne Diern mit'n Spinnrad ünner'n Arm'n slanken Schritt weg, ok husan. — Dei müßt hei doch kennen? — Hei lang ut un steik so lang'n bet nah, dat hei ehr inhalen deer. —

Ja, dat wier Anna von'n Kirschenhof. Sei geiben sick dei Hand, un Jehann mein: „Du geihst je all so tiedig werre nah Hus!“

„Du jo ok!“

„Gor nich bäten nah'n Saal?“

„Ick mit min Spinnrad?“

„Ach, dat hardst jo bi juchen Koppmann instellen künn.“

„Du büst doch ok noch'n jungen Kierl, un büst ok nich hen?“

„Je, ick denk so: Wat'n up'n Saal dröppt, dat's meist nicks Genaues un männigmal dat Anfaten mit dei Fürtang nich wiert. Ick mag dor nicks säuken!“

„Äwerst mi trugst du 't tau, dat ick up son' Stärden wat säuk? Denn büst du up'n Holtweg! Wenn't bi uns in'n Dörp wat tau Danzen giwt, dat's 'n annern Snack, dor kenn'n wi uns all ein dörch'n anner dei Reig lang, dat geht ihre.“

„Du büst äwerst up uns Ohrnbier ok nich west!“

„Wo künn ick dat woll? — Dat wier je vör söss Wochen, un drei Daag vörher wieren jo Vaddern dei Pierd löpsch worden un bei hard sick äwerföhrt: Dunn müßt ick an sien Berd blieben, denn Mudde künn em nich räumen, dei is turwies oh heil swack, un nu wier ehr dei Schreck dull in dei Glieder schaten. — Un wer künn woll Lust un Maut hebbn, bi son' Unglück un Häsbäseri in unsen Hus' tau Ohrnbier tau gahn? — Mi künn dor doch kein Are nah slagen!“

„Dat's woll recht. — An dat Äwerföhren hew'k in'n Ogenblick gornich dacht, dat's'n grot Glück, dat dat so gaut afgahn is. — Lat mi dat Spinnrad drägen, di ward jo dei Arm lahm!“

„Oh, ick krieg't allein gaut hen!“

„Giw doch her!“

„Ja hebb'n müßt wi ein, Mudde ehr is all ländweik, dat'n dor alle Ogenblick Tüderi mit hett, un denn schafft dat mit dat spinnen nich ut dei Stärd.“

„Weck Lürd spinnen nicht miehr, blot noch bäten Wull.“

„Wi hebb'n noch alle Johr twei Fatt Lien utseiht un schönes Flaß bugt un hebb'n't ok noch ümmer upspun'n krägen. — 'N Kuffer vull Linntüg is doch wat Reells in'n Husstand. — Ok äwer Johr hebb'n wi heil schönes Flaß hatt. Dei ierst Aben vull is all in dei Hitt, morgen Abend sall't Braken losgahn. Dat Leegst is blot, wi Butendörpschen känen ümmer nich naug Hülpslürd kriegen, dei möt'n sick jedesmal ierst sürlich tausamen säuken un betteln.“

„Morgen Abend? — Ick kam hüt jo tiedig nah Hus', denn kann'k noch Hackels snierden för morgen mit, un denn morgen Abend bi juch braken helpen. — Man nich?“

„Dat's heil nett von di! Ierst nimmst mi dat Rad af, un nu wist uns noch braken helpen?“

„Dat makt nicks ut! — Di dau'k noch miehr tau willen, kannst blot seggn. — Du geihst äwerst woll nich recht ut'n Hus', ick hew di in ewige Tied in 'n Dörp nich seihn, blot Sündag vör acht Dag in dei Kirch!“ (Dorvon sweig hei äwerst still, dat hei dunn von dei Mannslürdsiet nah dei Frugenslürdsiet räwerschult un -gludert, un von dei Präddigt eigentlich blot dat „Amen“ hört hard.)

„Je, ick kann ok ümmer slecht afkamen. — Dei Weg is äwerst von'n Dörp nah uns ok nich wieder, as dei von uns nah'n Dörp. Von uns kann sick in'n Dörp keiner väl seihn laten. Mudder kann blot in Hus un Hof jüst'n bäten rümperden, un Vadder is noch tau kräpelig, dat hei sick von dei Hofstärd noch nich wegwagen mag, un ick möt ümmer tau Hand wäsen: up uns Diern, dei Paula, is kein Verlat.“

„Gah man sinnig, du löppst jo as'n Fatbinner, denn känen wi noch'n bäten snakken, wi kamen likerst noch tau rechter Tied nah Hus'!“

„Ick möt so bald as mäglich ran; Paula is ok tau Mark, un dat dei bald werre kümmt, dor's nich an tau denken. Dei Abendarbeit ligt ganz up mi, un wenn ick nich tau rechter Tied dor bin, denn legt dat Veih los mit Geschricht un Gebölk, dat dat äwer drei Feldscheiden schallt.“

„Will dien Brauder, dei just eben so olt is, as ick, dei Wirtschaft nich anfangen? Dat dien Öllern sick tau Rauh setten känen? — Dor hett männigein sick all äwer wunnert, dat hei nich tau Hus' kamen is, nah' Rechten tau seihn, as juchen Vadder dat mit dei Pierd malürt hard!“

„Je, dor ligt dei Hund bigrawen. Dat is't gard, wat uns' Öllern nich mit is. Dei Stärd antaufaten, dor hett uns' Wilhelm kein Uhren tau, den' steckt wat anners in dei Näs'. — Dei müßt dunn grotwärtig Wirtschaft liehren up'n Hof un is nu dat Herrspälen so anworden, dat hei tau'n gewöhnlichen Bueren sick nich hengäben mag. Uns' schöne Hauw wier em wol noch recht, blot dat Hus, dor stött hei sick an. Wat schellt hei up dei grot Dääl, Wo't up einen End'n rin un up'n annern rutgeiht; dat's em väl tau tohig. — Un denn is em nich naug Platz up't Wahnend'n. Dor kann'n sich nich kiehren ore wend'n. Wenn dei Ollen up ein Sied wahren, denn bliwt blot dei grot Stuw mit Kamer vör dei Herrschaften, — för'n Bueren seggt hei nich, — un wenn dei grot Disch in dei Stuw steiht, denn känen son' Möbel, as hüt Maurd sünd, nich miehr bi rin, nich mal'n Sofa.“

„Denn hett hei woll in'n Kopp, 'n nieg Wahnus tau bugen?“

„Oh, mag jo, dat kost't 'n Stück Geld, dor ward hei sick för wohren. Nee, hei hett'n Brut, dat is'n einzigst Tochter dei dei Vadderstärd krigt, dor is'n feines Dwas-hus; blot dei Öllern sünd noch kräsig un will'n noch nich recht afgäben, dat hei dor infrieggen kann; hei is jo ok as Wirtschaftler up'n Hof noch gaut an, un krigt sien' grot Lohn. Uns Stärd wull hei verköpen, wenn hei 's kreig. Dunn särd Vadder, dat künn hei sülwen. Nu hett hei up uns Stärd verzicht't un dat is sogar dalschräwen“. „Dat is dalschräben?“ — „Denn hett hei kein Anrecht miehr an dei Stärd?“

„Nee, wenn Vadder dei Stärd verköfft, krigt hei 4000 Mk. boor utbitahlt, dei hei vertinsen möt, solange as Vadder lewt. Nahsten geiht hei mit mi un mien Swester tau glieken Deil. Uns' Öllern sünd hebb'n nu hen un her äwerlegt un kamen ümmer dorup trüg, dat dat Verköpen dat best is. Blot ehr grugt dorvör, nah dei Stadt tau trecken. — Am leiwsten seigen sei, wenn ein von uns Dierns, mien Swester orre ick, dei Stärd bihollen künn, denn können sei ok blieben, wo sei sünd!“

„Je, weißt wat? — Dat wier ok dat idel best! — Hett dien Swester denn all wat achter're Hand?“

„Dat ick nich weit! — Sei is jo Wirtschaftlerin up'n Stuthof; is ok noch drei Jahr jünger as ick, un iers vier Jahr ut dei Schau, un, as mi dat vörkümmt, hett uns Wilhelm ehr mit den' Grugel vört't Hus anstaken.“

„Dat Hus? — Ja 'n bäten tochtig is dat woll mit dei grot Dääl lingelang dörch. — Dat hett ok sacht all' nieg verdeint.“

„Ach, dat is all Düseri. — Wi Buerslürd sünd doch frisch Luft gewend't! In'n Winter ward dei hinnels Grotdöör dicht mit Stroh verpackt, denn spört'n kein Küll un keinen Tog. — Dat's blot nich herrschaftlich naug, in'n oll Hus tau wahren; ick denk mi dor wiere gor nicks bi.“

„Ja, dei jungen Lürd up'n Landn wardn ok all ümmer grotbritanscher. Dat paßt sick äwerst slicht, wenn unser einer, ut'n Kauh- ore Pierdstall ore von'n hakten Acker kümmt, un sick batz in dei Stuw up't Sofa set't. För uns is dei Grawenburd'n gemütlich Flag, un räkeln känen wi uns achter'e Hock. — Ick för mien Part, wenn'k up't Sofa tau'n Sitten kam, denn slap'k furts in, — denn kann'k man leiwer tau Berd gahn.“

„Dat kümmt einen doch ok heil kommaurd an, wenn'n dat Veih faudern möt un nich ierst nah buten brukt, wo ok'n Barg Tied mit vertrödelt ward.“

„Ja, wi sünd dor äwerst ganz von afkamen: Hewt ji denn all Köpers tau dei Stärd?“

„Nee, so wiet is't noch nich tau! Dat's ok noch nich mal ludbor, dei Öllern sünd noch hellisch zaghaft in dei Sak, dat ward ehr swer warden, wenn's hier weg möten!“

„Je, ick will di mal wat seggn, stah mal'n Ogenblick still: Dei Stärd? Dei künn ick sacht lüchten un ick hew dor groten Lust tau, dat keim mi recht tau paß, züh wenn du dor denn as Fru blieben wust, denn känen dei Öllern jo ok blieben, wo sei sünd. — Wat meinst dortau? — Seg man ja, ick mein dat in Ernst un mein dat gaut.“

„Ja, gahn deer dat woll — dat bidenk di man ierst!“

„Bidenken bruk ick mi nich ierst, ick hew all ümmer nah di utkänen, dat hett sick man noch nich so paßt, dat'k'ne Städ köpen künn, süß harr'k di all fragt, ob du mi Fru warden wußt.“

„Un ick möt seggn, ick hew dor all öfters an dacht, wenn't man so keim.“

„Züh, dat's jo schön, dat's mi leiw! — Denn is uns beird jo nicks in'n Weg. — Denn —!“

„Nu giw mi man dat Rad, ick gah hier achteräwer in dei Richt. Bidank mi välmal, dat du't solangn dragen hest!“

„Un dormit is dat gaut? — Giwt dat wiere nicks? —“

„Hier up dei Strat doch nich! — Dat's nich schicklich!“

„Na, ick kam morgen abend tau'n Braken!“

„Kümmst du? — Denn freu ick mi, dat kann'k di gornich seggn!“

Dormit särden dei sick: „Up Wedderseihn!“ — un nu güng jeder sienen Gang, keiken sick äwerst meist alle teihn Schritt eins üm un wenkten sick tau. Jehann windmölerte mit sienen Handstock för dull un swunkte mit dat rotbunte Taschendauk in dei Hand ümmer hen un her, dor hard hei wat inbundn, wat hei sien Swester ehr Kinner von'n Mark mitbröcht hard. — För sien Anna wier dor noch nicks in, dei müßt hei nu äwer ok wat schenken. So as hei, anner Wäk würd henpassen, werre nah dei Stadt keim, müßt hei ehr doch'n Geschenk köpen. Wat denn man? — 'N Gesangbauk mit Samtköst, sülwern Ecken un sülwern Knipp, as sien Swester ok as Brut von Ehren Brüjam krägen hard, dat wier väl netter. Dor hard's ok Lewenstied wat an un dat seig ok nah wat ut, wenn sei dormit nah dei Kirch güng ore tau'n Folgen. Son'n Geschenk würd em twors düür, äwerst dat wier ok 'ne feine Diern, dei hei kreig. Wiert wier sei dat. In'n Hus' pack hei vergnäugt ut. Ida kreig'n Neihkasten, inwendig in'n Deckel wier ollig'n lütt Speigel. Dei beiden Jungens kreigen'n Pistol mit Patronen, dor können's ollig mit ballern, un Honigkauken geiw't ok. — Jehann-Unkel wier lang'n dei Leegst nich. As hei nu sienen angehängten Kaffee ut hard, güng hei in sien Kamer bi dei Kast an un treck sich üm, steig dunn nah dei Hill rup un smeit'n Hümpel Hawergarben af

un sneird dunn Hackels ümmer vör dull, äwer noch mit dat oll Metz, dat nieg künn sacht noch werre angeben wardn.

Lütt Fritzing, dei säbenjöhrig, keim bi Mudde in dei Käk an: „Mudde, mien Pistol schütt ümmer vörbi. — Kiek!“ Dei Hahn wir verbögt, dräup nich miehr up dei Patron. Mudde hard nu grad ehr Händn mang Kaff un Schrot in't Swienemmer un särd: „Wies' Jehann Unkel dat dei is in dei Kast.“

Fritz güng hen, keim äwerst werre un leit dei Lipp häng'n un meld: „Jehann Unkel seggt, dat hard Tied bet hüt abend, hei müßt noch'n Barg Hackels snierden. Hei snitt ümmer vör dull un den' Döppler fläut't hei dorbi.“

Vun den teterowschen Häkt

Otthinrich Müller-Ramelsloh

De Teterowschen hebben eenen scheunen See, dicht bie de Stadt. Dor sünd se banig stolz op und dat to recht. To Tieten, as noch de Thursen (Riesen) und de Alben (Lüttkierls) ehr Wesen harrn, harr op de Borgwallinsel in'n Teterower-See Keunig Walberan sien Sloss. Keunig Laurin, sien Neff, harr nen Sloss op n Sülwerberg, de sick in den Teterower-See speigeln deid.

Keunig Laurin harr ne smucke Tochter, Prinzessin Embla. Op dei wier Schlitz, de Söhn vun Keunig Walberan scharp. Embla wull öwer vun Schlitz nix weeten. Se harr sick in den jungen Fischer Gill verleevt.

Keunig Walberan biswert sick bie Laurin, wat woll sien Tochter mit nen Fischer wöllt. Wenn sien Embla nich Vernunft annehmen ded, würd ehr dat slicht bikamen.

Dat argert nu Laurinen, und he nutzt de ierst best Gelegenheit, as Schlitzen grad mol in'n See baden ded, em in eenen Häkt to verzaubern.

Keunig Walberan wier to disse Tiet nich opn Borgwall. He harr opn Heidberg mit de Alben to dohn. As he wedder trög käm, wier dat Unglück gescheihn.

Ook Walberan wier nen mächtigen Zauberer. Laurinen sülwen künn he twors nix andaun. Se wieren sick wussen. Öwer Laurinen sien Embla wier nu in grot Gefohr.

Dat wüßt ook de oll Laurin und hei wier nu ganz opn kiwif. Öwer Walberan legt dat schlau an: Lang Tiet ded he so, as künn he nix moken, as föhl em nix rechts in.

Laurin bistellt nu de Hochtiet vun Embla und Gill. Ook Walberan würd dortau inladt.

Laurin dacht sick, Walberan würd nu bie de Hochtiet irgendwat trechtzaubern. Bit to dissen Tromin feulte he sick in Säkerheit.

Dorüm riskerte he ook, nahn Goldsmid to rieden und de Ringens mit de roden Steen för dat Bruutpoor to halen. Walberan harr dat rutkreegen. He holt sick nich lang op und löt Laurinen sien Sloss mit Mann und Muus in den Sülwerberg versacken. Embla läg grad in ehr güllen Bett und dröhmt vun ehrn Gill.

Se is dunnemals mitverzaubert worn und sietdem liggt se vüle hunnert Klafter deep ünner den Sülwerberg und slöpt. Walberan smet den güllen Slötel vun Laurinen sien Sloss in den See. Swubs harr em ook all Schlitz, de Häkt, öwersluckt.

Disse Slötel het Zauberkraft und kann Embla wedder lösen, öwer blots, wenn een Schlitz em in de Finger krigt. — Dat is de Geschicht vun den Teterower — Häkt und vun de verzaubert Prinzessin vun den Sülwerberg. —

De Teterowschen hollen sick een grotet Stadtboot opn See. In'n Winter liggt dat int Bootshuus. Int Fröhjahr holt se dat Boot wedder rut. Denn ward dat trecht mokt, putzt und neeg utrüst't.

Wenn allens farig is, mokt se ne Prauwfohrt.

Jetzt is dat nen Motorboot. Fröher wier dat nen Segelkohn.

Vör nu bäting mihr as tweehünnert Johrns, as de Stadt kort vör ehr fifhünnert Johrfier stünd, wiern se mit son Prauwfohrt wedder in ne Gang. De Börgermeester, de Magistrot und alle Ratsherren wiern dorbie. Se sünd jo verantwortlich för Verkierhs-frogen und för de Stadtmariners. Se harrn een smuckes Segelfohrtüg und gau segelbor Weder. De Wind güng mihr achterlicher as dwas. He pust't scharp vont Hoge Holt hendal und gäv bannig Segelkraft. Dat wier ne lustierte Segelie!

Achter, in de Pick, säten se all in vullet Ornat: De Börgermeester Langnäs, sien Magistrot und de Ratsherren. Se harrn düchtig Proviant för de grot Reis an Buurd nahmen, fasten und flüssigen, und all wierns in gode Stimmung. Dat künn man nicht blots seihn, dat künn man ook hüren. Se süngen vullhalsig ehr sinnigen Leeder, op-stünds grod dat scheune Leed vun Herrn Pastur sien Kauh:

Und de Magistrot so klauk, strat so klauk,
strat so klauk,
Kreeg nen neeges Segeldauk, Segeldauk, Segeldauk,
Vun Herrn Pastur sien Kauh!
Sing man tau, sing man tau,
Vun Herrn Pastur sien Kauh, jau, jau!
Sing man tau, sing man tau,
Vun Herrn Pastur sien Kauh!

As Bootsmann figierte de Ratsherr Schaute Scharf. He wier all jümmers nen Swienplietschen. Ditmal harr he dat mit de Angelie! He harr ne faste Snur mit nen löpelförmigen Haken ant Stüerruder anbunnen. An den Haken wiern twee rode Lappen anbröcht, datt dat so utsäg as Flossen von eenen Plötz. Und nu spekelierte he opn jiep-rigen Häkt.

Dat duurt denn ook gornich lang, dunn gäv dat mit ees nen bannigen Ruck und Schaute schreg hurra: Hett een anbeten!

Nu güng dat los: Snur vörsichtig intrecken, nich rucken, dat de Haken int Spitz-muul inbliewen ded und denn ganz sutje den Häkt anheven.

Över, dat harr sick wat: De Häkt möst nen bannigen Bursen sien, so nen richtigen Rammhäkt. He wier nich to meestern. Tweemol sust he mit dat ganze Geschirr und den vullen Kohn üm de Borgwallinsel rümmer. Denn ierst würd he nen bäting möder.

De Stadtschriewer möst nu mit trecken helpen. Schließlich harrn se dat Wunnerdiert längssiets an'n Kohn rantreidelt. Dat wiern nen hart Geschäft wesen.

Und nu staunten se all: Dat wier nen Slickerslacker, poor Zentner swor!

Son Ungetüm harrn se alltohoop noch nich seihn!

Jä, meent nu Langnäs, dit möt doch de Slüngel sien, de Schlitz, Keunig Walberan sien verzauberten Söhn!

Bistimmt hätt he ook noch den güllen Slötel vun dat Sülwerbargsloß int Liew!

De Geschicht von Schlitzen und Emblan wier se all bikannt. Wat nu moken?

Se beratschlagten sick lang.

Een vun de Ratsherren wull den Häkt opn Markt verköpen. Dat gäv säker god Gild und dormit können se de Stadtkass opfrischen!

Disse Ratsherr wier jümmers achter dat Gild her.

Över, de Öllermann vun de Ratsherren, de Marschall Prüber vun de Schütten-zunft, de wier dorgegen. Sien Stimm harr grot Gewicht.

„Ne“, säd he, „dat mokt wie anners. Den sett wi wedder in den See trög und denn holt wi em ierst wedder rut, wenn üns Stadt de Fiehhünnertjohrfier hätt.“

Nu Harr öwer de Schaulmeester Gerhard Böhmer Bidenken, ob se em denn ook wedder und rechttietig finden würden. „Jä“, meent dunn de Awkat Sauzahn, „dats doch ganz eenfach: Wi binnen em ne Glock üm den Hals. Wenn he sick denn rögt, den weet wi, wo he rümmarachen deid. Korl Mething, de oll Klockenschauster, harr ook tofällig ne sülwern Glock in sien Jackentasch. De wull he eegentlich för de Ratsversammlung stiften. Öwer, he wier ook mit ne annerwidge Verwennung inverstohn, wenn dat nu so sien möst.

De Glock würd den Häkt nu ümbunnen und achter sien Kiemen fastmokt. In'n letzten Oogenblick meld't sick noch eenen ollen Pensionierten to Wurt. He wier eegentlich nen Botanischen und harr dat mit de latinschen Plantennamens, dorüm harrn se em den Ökelnomen „Vulgaris-Offizinalis“ geben:

„Kinnings“, säd he, „ji möt weeten, datt de Häktens dat so an sick hebben, as all klauk Kretur: Meest Tiet verholten se sick ganz still und denken nah!“

„Haha“, röpen se all „Du häst wedder wat utklamüstert! Also scheet los!“

„Jo, dat is so: Wenn sick de Häkt nich rögt, denn lüert ook sien Glock nich. Wo schalln wi em denn woll seuken?“ „Ick weet, woans wie dat rutkriegen“, säd nu een vun de ganz Slauen, de veerbeenig Doktor Rassow, „an de Stell, wo wi em nu wedder in den See trög setten, dor mokt wi üns ne Karw in dat Boot!“

Dormit wier de Fall nu klar. So hebben se dat denn ook mokt. Und richtig, in'n Juli, as dat Fest vor de Dör stünn, dor hebben se em denn ook wedder to faten kreegen. De Glock harr in den Oogenblick, as se em ruuthalen deden twors nicht lüert. Öwer de Karw, de harr dat utmokt! Grod ünner de Karw wier de Häkt int Netz gohn! De Glock harr he noch jümmers üm de Kiemen. As se em nu hochhieven deden und in den Kohn inbröchten, dor füng de Glock an to bimmeln, ganz lustig und hell, mirrn in dat dortomolen jümmers vergneugte teterowsche Leben rin!

Dat gäv nahst eenen groten Schmaus und een denkwürdig Fest op den teterowschen Markt. Dat Fest hebben de Teterowschen nie nich vergeten.

Und üm den Häktbrunnen, de op den teterowschen Markt steiht, kann man noch hüt dorvun lesen. Dor steiht dat schreeben, woso de Teterowschen mit väle Ümsicht und scharpen Verstand den Häkt öwerlist harrn:

Weck Lüd sünd klauk

Und weck sünd dösig

Und weck, de sünd wat övernäsigt!

Lot ehr spijöken, Kinnings, lot!

De Glock hätt lüert, de Häkt is fot't!

Datt öwer de Karw int Boot doch dat säkerst Middel wesen is, dat steiht dor nich. Dat ist blos wat för de Insichtigen, de naug Verstand dortau hebben!

Allens, was slecht smeckt, was en Minschen eklig is, un wovor er einen Grugel hat, das is gesund vor dem menschlichen Leibe.

„Däuwind“

(Vörfrühling 1955 up'm Schillersdörper Teeraben)

Klaus Giese - Lichtmiss 1973

De Uhlen kreegen Recht, as se bi graesig Küll balzt hard'n, denn de Februor höl to allerletz doch noch Wurd mit sine dree Frühlingsdaog, de he uns nah' olle Buernrägeln alljohrs schenken sall.

De Istappen an de Lick von Stall un Schün würd'n lang und länger, un in de Fleerbüsch achtern Pierdstall würd't läwig.

De Sparlings zackerierten werrer.

Lang'n noch hard'n 's ok drübsig rümsäten un ehr lütt Läbent man mit naue Nod dörch de kolle Tied bröcht.

De Katten seeten bi Middag rüm ok werrer för de Kaekendör up'm Süll, plierten int Licht un föhlten sich nah lange Tied woll in de iersten warmen Strahlen.

De Schnee schmeet dat Licht trüch, un de Welt üm rüm wir hell un grell.

Un so ganz bi lütten wür de Schnee dünn .

De März keem int Land un löt sich ok glieks god an. 't har den Schien, as wull he furts de Arbeit mit sin regelrechten nägen Sommerdaog upnähmen. Disse Sak is aewer nienich ganz to trugen.

Meist kümmt 't dick End'n nah.

Wi Forstlihlings hard'n diess Tied stramm uns Wokern un Wäsen in'n Holtbusch.

Stille Winterdaog sünd den Forstmann sin Haegen un den Holthauger sin Staehnen.

Buten an de „Schillersdörpsch Kant“ drang'n an de Feller, 'stünn noch 'n Jagend Dannen so von Johrer hunnertföfftig. De wür uthaugt. Dat wir'n aewer Böm, doar müßt'n de Mütz vör affnähmen.

De Bodden schudderte unner uns wenn doar een von dalrummste. — Up de Oard keemen wi aewer ok ruta ut'n dichten Holtbusch un können ennis up de wiede Feldmark lusen. Villicht löt sich all ne Lerch orrer ne Spree utluern. De Tied wir betran, un man wir ok sülmst all so luerig un neerig up Lenzbaden.

De Speckmeisen up'm Teeraben hard'n all siet'n poar Daog ümmerto ehr: „Flietig — flietig — flietig“ ropen. Un de oll Hasselbusch achter'n Goard'n up de oll Teerabestell löt all twee Wochen den Wind mit sine langen Bummels spälen.

In de Dannen wür dat unner Middag so warm, datt'n Mütz un Jack in de Knirkbüscher schmeet un in Hemdsmaugen wurachen dee. Nich alleen de Arbeit löt uns dat Schweetwater den Puckel dalsiepern, ok de Sünn kreeg all god Kräft, aewerhaupt doar, wur de Wind keen Küll betranficheln künn, wur't schuldig wir un se so recht pressen künn.

Un an eenen schönen Dag, jüst to Middagstied, schmeet ik Biel un Saog bisied un poderte aff. Alleen, denn de Kam'raden hard'n keen Meenung. Se bleeb'm de dree Piepenläng'n an't Füer, dat all den heelen Vormiddag up de grote Schneis' fluckert un blaakt har.

In de Ätenpausen wür't denn upstaekert un hoch to Läuchen bröcht, datt'n sich de Knaewel warmhollen un de Boddings up ne hölten Peek aewerbraden künn. De Bröd' schmecken mi hüt noch — 'n bäten nah Keen, 'n bäten nah Schmook.

Doar wür sülvst de gruglichste „Karrerzellschmeer“ (Margarine) schmeckhaft.

Buten up de Feldmark keem 'n harten, fienen Ostwind up mi to.

So warm as dat in den aewerwindigen Dannen wir, so ruusig ümföt een'n dat buten.

Aewer den Acker breed'te sich mihrstens noch ne dünne, harte Schneeköst, man ierst plackenwies keeken Sand un Saat vör. An de Dannen längs grimmelte allerwägent olljohrschet Gras un Heidkrut dörch.

De Reh hard'n hier un doar gröte Bülten un Pläck frieschlagen.

Ut de Forst rut un werrer rin stünnen wesselwies väle Fährten, ok Hasenspoarn un Meisting Rodvoß sin Parlenschnur.

Dat Wild, wat de Siedlertölen noch nicht dodhitzt hard'n, trugte sich also in de hellhorigen Nächt up de Roggenschläg ruta un an de Runkelmieten ran. —

Det Sünn göt all väl Licht aewer dat Land ut, un de hellen Stunden nehmen sich siet Lichtmissen (2. 2.) rasch to.

Still wir't up de Schillersdörper un Qualzower Rüm. — Von wiet her hürte man Kreigen karken. — Dannenmeisen musselten achter mi dörch eenen Schleetdannenschlag. Ganz fien wisselten un zisselten, wieperten und zieperten se ahn Unnerlat mit'nanner un keemen sich dordörch nie ut de Kund'n.

Aewer keen Lerch, keen Spree, keen Kiewitt löt sich sehen orrer hür'n.

De fiene Ostwind löt woll allst den Kopp intrecken, sich dükern un afftöb'm, wat all'n bitsching waghalsig west wir.

Mitenns klüng dat fien aewer doch wiß un wiet dörch de Still: „Wietze — wietze — wietze! Wietze — wietze — wietze!“

Bab'm up een Dannenwäp seet ne lütt Meis', ne Dannenmeis, un süng, dat 't man so klüng! De ierste Lockroop hier buten! Frühling lat die locken, — Kumm, kumm!

Aewer de Wind blös ut Osten. Wenn he nu so bibleew orrer sich goar nah Nuurden ümschmeet, wir 't woll rasch vörbi mit den man noch sihr dörchsichtigen Vörfühling. 't keem ok so! —

Winter un Frühling steegen twee Daag doarup in Stried un dit so glubsch, datt mannigeeen doch in'n Stillen de Händ'n folgt het.

Een Schneestorm nehmt sich up un hulte un bröllte dörch dat Land.

Wi seeten in de Hüser un keeken verschüchtert ruta in dit Element'nt.

De hogen Dannen tonäben de Mirowsch Landstrat wiwackten gefährlich. Tacken hürte man bräken. Stammholt barsten un pultern.

Wat nu woll in de Forst allst dalbrök un ümsackte?!

De Schnee zischte huschwies an de Finsterruten hoch.

De Abends würden dreemal bött un nich to knapp mit Kluten un Klaben fodert, denn de Storm halte bannig ut.

De Schnee füng an to dräweln. In Striepen huschte he flack aewer de Wäg, jög an Ecken und Enden tohoop un schanzte.

So güng 't in de Nacht.

Aewer ok dissen Storm güng goderletzt de Pust ut un he verörgelte noch vör Midernacht.

Anern Morgen rönnten wi glieks dat Revier aff. Kusseln, Staok- un Schleetdannen dükern sich woll unnern Storm dörch, aewer dat sture Hochholt nich. Un wi hier up'm Schillersdörper Teeraben hard'n noch 'n bäten hoget Holt, kreegen aewer ok vör allen West- un Nuurdstorm ut ierste Hand.

De riesengrote Müritz leeg jo man saeben Kilometer Luft betaff. Un aewer dat grote Water kreeg de Storm ierst so recht Forsch un ok unbannig K'raosch. —

Ja, de groten ollen Roddannen an'n Plantgoard'n, nich wiet von de Granzowsch Grenz wir'n diss Nacht stört't. Oll Förster Rechlin har's to Georgen sin Tied plant'. (Großherzog Georg v. M.-Strelitz regierte von 1816—1860).

Nu legen doar de Riesen aewernanner weg up de Bodden, de's mihr as hunnert' Jahr dragt un nährt har.

De schwartgrönen Tacken sturten in de Luft as tangerten un greepen se ümmer noch nah'n Hollwiss.

De Böm hard'n sich mit ehr wietsparig Tackwark oft in'nanner vertuult, un een har den annern mit dalräten. Hoge Wörtelwroosen wir'n upklappt.

So leg de oll Roddannenkoppel vör uns — n' Schlachtfeld up dat sich Frühling un Winter in taogen Stried wahl't hard'n.

Wecker har de Babenhand krägen?

Dat müßt sich nu bald utwiesen.

Wi Forstlihrings aewer müßten de Babenhand in dit Wirrwarr bekamen, dat stünn nu all fast.

Dormit stünn ok 'n Stück Arbeit vör uns, dat uns utpouwern süll bet up't letzt. Oft noog keeken wi ut dit Gegnasch man nau mit'n Kopp rut.

Grugen dee uns liekers nich doarför, wenn ok dusend Gefohr'n grad in diss Arbeit luerten.

Doar brukte man een Stamm mitenns Luft kriegen un sich mit'n Ruck selten orrer goar to gliedern anfängen. Denn müßt'n flink sin as'n Katteeker, süß künn 'n Arm un Been bi loswarden; wenn 't Unglück toschlög, goar den Dod von nähmen.

Stöck un Blöck legen oft in gröteste Spannung.

Dessentwägen stünn de Ogenarbeit an ierste Stell, an tweete de Handarbeit.

Jugend is unbedarwt, un mit de Unbedarwten is bekanntlich Gott.

Wenn ik dat nämlich hüt so nahgah, datt wi uns dunn in eenige Daog doch so halwäg mit Äxten un Handsaogen dorchbäten hard'n, möt ick seggen: De Herrgott har uns all 'n Schutzengel bistellt — To diss Schutzengels hürte ok uns oll Lihmeister Maaß. Mit Fastigkeit un Ruh har he sine Ogen aewerall un wüßt uns woll to leigen; ok to törnen, wenn 't Nod wir, denn Jewer wir bi dit Geschäft nicht to bruken, aewer K'raasch un'n rechten Schlag to rechte Tied. Ik hür em hüt noch mit de deepe 'n bäten basche Stimm: „Jungs, Jungs! Ierst kieken un sinnen un denn beginnen!“

Ok de Granzowschen, de mit ehr Fuhrwarkers dat Rutazoppen un Rücken besorgten, müßten mihr kieken as rieten. Un liekers hebben 's manchen Strang un väl Schweet bigäbm.

Uns Welt wir nah den Storm werrer still un ok witt worden. Den Häben har de Storm toletzt noch friefägt, de Sünn keek blank up uns dal un lickte düchtig Schnee up.

De Nächt würd'n kloar mit lichten Frost und all de unendlich välen Stiern glinzeren hoch aewer uns.

Doar steeg denn ok de grote Wagen, „den leewen Herrgott sin Möll“, werrer sachten up nah'n Zenit und Saebenstern sin Bahn wür körter. 'N poar Wochen bleeb'm em ja noch bet to Kukukstied, aewer denn dukte he nich mihr up meist bet Michaelis hen.

Still, ahn Upphollen, dee de Häben sin ewig olle un ümmer niege Arbeit. Un de Dingen hier up de Ierd müßten jo nahtrecken.

In de Nächt so utgangs März hard'n de Seen Hartbusten — endlich! — Mihrmal grullte dat von'n Leppin-See un von de Mössel her, rummelte, krachte un gnaarte unna up'm Kotzowschen See an'n Teeraben vöraewer un vergrummelte as wie Dunner up de Seenkett nah Granzow un Mirow to. Frühlingssalut!

Dat Water wak'te up! —

Un jüst um diss Tied, an eenen kloten Morgen, glieks nah Sünnenupgang, drög mi de Wind 'n leewen Klang to: „Tschirlie — tschirlie — tschirlie!“ Hork! Ne Lerch!

Aewern Schillersdörper Teeraben weg treckte se sträwig nah Osten. Glück un Sägen för di, du lütt Vagel!

De kolle Luft tuult di in de Feddern un liekers trachst du tohus nah Ost.

Nu künn doch de Südwind, de echte, rechte Däuwind nich mihr lang'n up sich luern laten!

Lerchen sünd meist sin Vörbaden. Wulken keemen ok to Middag up — Schaps-wulken.

Un in alle Ruh beschöw sich de Häben von Südwest her. De Luft wūr week. — De Buschkant up de anner Seesied keek ierst düster nah uns raewer un schleuerte sich denn in Daak. Dat Ies up'm See wūr stump un gries utsehn als oll Blie, un de Schnee backte. Sinnig un sacht füng de Däuwind an to straken.

Ik müßt dal von'n Hoff! Ruta in de frie Luft! Rup up de Brügg! Doar stünn ik frie un har wieden Blick.

Wo leew strakte mi de weeke Däuwind dat Gesicht!

Wo fründlich spälte he mi in't Hoar!

Dusend schöne Dingen flusterte he mi to.

't wir, as verstünd'n em ok de Böm. Se wiwackten so äben un wählig und dat leet, as nickköpften em de ollen Schirmdannen to. De Uhlenstund'n bred'te all ehr Flüchten ut, as ick up'm Tohusweg still von de Brügg steeg. In de Luft leg Rügen, man küm em all rüken.

Noch vör Middernacht sett'te de Rügen ok in.

Nu lickte dat von jeden Twieg, strullte ut jede Rönn.

Morgens steegen wi glieks in de Gummistäwel, anners wir keen Bettokament.

De Forst dampfte, aewerall stünn orrer leep Water. Keen Fatz Witt mihr up un dal!

Up de Seen dreeb'n grote Pütten tohoop und geeb'n den Schien, as har ok all de Seenkett ehr'n Iespanzer löckert.

Dat Ies wir jedoch noch dicht, aewer nu trugte sich ok keen Voß mihr so recht raewer.

De Däuwind har sich annern Dag ok nich leggt, wäwte und sträwte rüstig furt an alle Ecken un End'n.

Eenige Daog un Nächt doarup halte dat Land nah deepen Schlap werrer At'n, reckte de Bost, de lang'n nooch von Schnee todeckt un von Küll stiewt west wir.

De Ierd, dat Moss, de Dannen fügen an to duften.

Ganz fien steeg disse Duft up un ümflöt letzt allst. Völdusend Gewißeiten leegen in em.

Jitzt wüßtn 'w; de grote Winterschlap wir vörbi!

Ut Hoffnung wūr Gewißeit! — Abends schwüngen sich de Amselhahns up de baewelsten Boomspitzen un süngen so week un so vull, datt eenen dat Hart wiet wūr; ierst een, denn twee un letzt alleen üm den Forsthoff rüm fief Sängers. Rodbösters sien sülwern Sang parlte ok werrer dörch dat Unnaholt.

Nu steegen un sünken Dag up Dag mihr de „goldenen Emmers“ twischen Ierd un Sünn un göten ehr'n Sägen aewer uns ut. Un so wūr dat bi lütten Frühling 1955.

Ultra posse nemo obligatur — wat up dütsch heit: von en Ossen is nich mihr as Rindfleisch tau verlangen.

Schnurz un ick un noch n' bäten wat ut Land twee

Von Gerhard Reinhold

Dat wier in'n Harwst 1973. Wie ollen Meckelbörger seeten wedder mal in uns' lew Ratzeborg tosamen. Dagsöwer wier groote Kulturtagung up denn Palmbarg in de Dompropstei. Se wier graad op „Hochglanz“ bröcht wor'n. Dorüm würr se nu ook in „Herrenhaus“ umdöfft. Äwer abends käem wi wedder so tosamen, as wi dat all von so vääle Heimatdag her gewennt wiern: de Rostocker, de Wismeraner usw. hier un door un wi Nigenstrelitzer an'n Köökensee in denn wedder upmarachten „Hubertus“.

Hier dreep ick ook mienen ollen Fründ Schnurz Bahlcke. Wie keemen up dit und dat un dorbi ook up uns' lew „Carolinum“ to spräken. Un Schnurz säh: „Wenn bi mi een nieget Carolinum-Heft inlöppt, kiek ick ümmer toierst up de letzten Sieden nah, ob ook wat up plattdütsch bröcht is. Äwer „Uns' plattdütsch Eck“ ward ümmer körter. Du kannst doch ook *) wedder mal wat schrieben. Wenn wie tosamen sünd, häst du ümmer poor olle Schnurren up Lager. Dat darf doch mit di nich ünnergahn.“

Na, so dull wier dat nu nich mit mien Schnurren, un wat „Uns' plattdütsch Eck“ angüing, so wier se in dat letzt Heft von uns' „Carolinum“ sogoor 14 Sieden lang. Dorup het ook uns Landsmann Otto Witte in dat grööne Blatt von uns' Landsmannschaft (Nr. 5 / 1973) hennwäsen:

„Und vor allem ‚Uns plattdütsche Eck‘, die Proben köstlichen niederdeutschen Humors bietet.“

Äwer Schnurz sall ook nich to kort kamen, jedenfalls wat an mi liggt. Ob de hooge Redakschon mit mien Gequassel wat anfangen kann, steiht up'n annern Brett. Bevör ick äwer up de ollen Tiden kam, möt ick noch vertellen, woso un worans ick nah denn Krieg unsen Schnurz wedder drapen heff: Dat wier up eenen von de ersten Heimatdag in Ratzeborg. Ick stüerte grad spät abends mit'n bäten Schlagsied ööwer denn düstern Markt up een Heimatlokal to, ass ut sien Döör een Mann rutkäm. Em ankieken un roopen: „N'abend, Schnurz!“ wier eens. He verfiehrt sich, kickt mi lang mit blinzelnde Oogen an un seggt: „Ick kann die nich unnerbringen.“ Ick säh: „Du kannst mal raden.“ Vöör rund twintig Johren wiern wie up een Strelitzer Domän' tosamen, de upsiedelt warden süll: du von de Landesbuernschaft, Robert Köppen von de Kreisbuernschaft un ick vöör de Domänenverwaltung. Ick frög di, wur dat Fru un Kinner güing un Du sähst: „Ick bün so vääle ünnerwägs, dat mien Kinner all ‚Unkel' to mi seggen.“ Dorup fröcht Köppen un grient öwer dat ganze Gesicht: „Schnurz, to weckern seggen dien Kinner denn ‚Vadding?“. Door lacht mien oll Fründ un röppt: „Denn büst Du Gerhard Reinhold!“.

Doch nu noch 'n bäten wat ut de ollen Tieden:

Mien Vadder harr sich in Nigenstrelitz ass Preester öwerarbeit't un stüll sich nich tovähl mihr tomoden. So treckten wie En'n November 1910 up't Land: Vadder, Mutter, Broder un ick un ook uns dralle Minna. Bett Stargadd führten wi mit de Iserbahn. Ass wie door in'n Düstern utstegen, schlög uns een grugeligen Storm mit Schnee un Rügen in't Gesicht. Vör den Bahnhof stünn 'ne urolle Kalesch — 'ne sog. „Glas-kutsch“ —. Neben den Buck brennten de beiden Latücht'n un de Talglichter qualmt'n. Up den Buck seet de niegg Kutscher Franz Düsel un vör em stünnen an'n Diestel twee groote stramme Kutschpied — allens quarschnatt!!

Schad', dat wie de Kutsch nich mihr hem'm! Hütigendags würren uns de „Nostalgisten“ för de Kalesch noch'n bannig Stück Geld gäben. Un wat Franz Düsel angeiht

*) vgl. Carolinum Nr. 52, S. 75, Nr. 54 / 55 S. 106 und Nr. 58 / 59 S. 33

— „nomen“ wihr ook hier „omen“!! —, so glöw ick, uns wihr för em up'n Trödelmarkt ook noch'n ganzen Hümpel baden word'n. „Vadding, ick will up'n Buck sitten!“ reep mien öllere Broder, „ass he vöör den Wagen stünn. Un ick, de Jüngst, — uns öllst Broder güng all in Nigenbramborg to School! — wull nich nahstahn. Äwer Vadder reet fix de Wagendöör mit dat Glasfinster up un schöw uns Jungens up de schmale Vörderbänk, wo wi mit Minna nich up de Pierd, äwer up de Näs von uns Öllern kieken können. Doch dat güng nich so, ass mien Vadder sich dat dacht harr. De Dirn harr up de lütt Bänk nich nooch Platz un de Döör güng nich to. Wat däh se? Se nähm mi, denn achtjährigen Jungen, eenfach up'n Schoß! Doormals wier mi dat noch bannig schanierlich un ick heff düchtig upmuckt. Äwer ick möt togäben, 1½ Stunnen seet ick schön warm un week, un datt wier bi denn kollen un natten Novemberstorm ook wat wiert!! Dat Pfarrhus in „OLL-Kööbelk“ — Alt-Käbelich b/Woldegk — harr all öwer 100 Johr up'n Puckel un wier föör'n Preester mit Fru un 8—10 Kinner dacht. Platz wier also noog — ook in den grooten Gor'n, up den Hof mit Schün, Stall un Schupp'n, dorto Koppel, Wisch, Diek un Oordboor-Nest. Un denn de ganze Domän' von 4000 Morgen tom Rümströpern mit all dat Veehtüch: 60 Ackerpierd — von de fienen Kutschpierd un de Hingsten in'n Deckstall ganz afgesehn —, 40 schmucke Fahlen, 200 Melkkööh — wi in de Neeg von de uckermärksch-vörpommersche Grenz kennten keen „Keuh“! —, 5000 Schaap un wat süss dorto gehürt. Wier dat 'n Läben för uns Bengels!! Mit de Dörpjungens harren wie nah korte Tied Fründschaft schlooten. Wenn wie gägen de Nawerdörper to Fell treckten, müßt'n wie Pasterjungens mit uns' schwart-roode un blaag-gähl-roode Fahn ümmer vorut marschiern — ook bi düllsten Kluten- un Steenhagel!

Eenmal wiern uns „de Neetscher“ — (Domäne Neetzka) — äwer doch so dull ööwer, dat se uns de beiden Fahnen affnehmen können. Äwer de Himmel harr een Inseh'n. Up denn Rückzug käm tofällig de Goodinspektor to Pierd denn glieken Weg entlang. He fröög nah uns' Fahnen un gew korte tied späder sien Pierd de Sporen Richtung Neetsch! 'ne viertel Stunn späder keem he all torüch — mit uns' Fahnen, de he de Neetscher noch vöör denn Grenzgraben affnahmen harr. Diss Hülp wier uns tworst 'n bäten blamabel. Äwer freut hem'm wie uns doch bannig!

Twée Johr späder wieren wi äwer geradto „Heldenjungens“. So meenten dormald de Ollen. Dat wier 1915. Wi Preesterjungens, de Köstersööhn un een Daglöhnerjung ströperten in de Harwstferien an den Grenzgraben lang — 4 Kilometer von uns Dörp aff. Mit eenmal hürn wie wat in eenen dichten Durnbusch. Vörsichtig pürschten wie uns in den Graben an den Busch ran. Door! Wat wier dat? In denn dichten Durn lägen up Stroh dree utneigte Rußkis. Wat nu? Kortes Getuschel, un denn bröllten wie: „Rutkamen, rutkamen!“ Un wohrhaftig — de Kirls kröpen langsam rut — halv verhungert, verdreect un mit sovääll Bang'n in de Oogen, dat wi drei Jungens gliek mark'n, de doon uns nix un sünd froh, dat wi se funnen hem'n. Ick kröp noch fix in den Durnbusch rin und fünn door noch 15 vulle Schachteln Striekhölzer — nooch üm 'n ganzet Dörp antosticken!!

Un nu de Afmarsch: Ein Jung vöörut, drei Russen in de Mirr un zwei Jungens achtern — so treckten wi binah 'ne Stun'n dörch Feller un Wischen. Schaad, dat wie nich uns' Fahnen dorbi harr'n. Äwer 't wier ook ahndem Larm un Hallo nooch, ass wi ööwer de Dörpstraat up denn Goodshof treckten. Twée Dag späder reep Vadder uns in sien Studierstuw un säh, wi süllen mal in de „Landeszeitung“ kieken. Un wat stünn door? De ganze Geschicht von de vier Jungens, de drei Russen fungun harren. Horre, wat wier'n wie stolz! Vadder säh, dat müßt woll eener ut dat Dörp an de Zeitung mellt hem'm. Dat he dorbi achter de Hand grieflacht, hem'm wi gornich markt. — Korte Tied doornach süll uns' Franz Düsel, de unsen Vadder all mennigmal dat Koppschütteln bibröcht harr, eenen dicken Ast von den grooten Beerbohm afsagen. Drei Meter hoch wier he waagerecht ut'n Stamm wussen. Zwei Meter höger wier'n tweeten, nich so grooten Telgen. Ick stünn Biel praat, üm späder de lütten Twieg aftoschlagen. Äwer ierst müßt Franz den dicken Brocken runnerhoolen. Franz set'te de groote Lerrer an

den Boom un füng an to saagen. Äwer de Lerrer schunkelte dorbi hen un her. Franz hört up, geiht noch'n poor Sprossen höger stellt sich up denn dicken Ast, höllt sich mit de linker Hand an denn högeren Telgen un saagt wieder. Ick denk: He is doch gornich so döömlisch! So geiht dat wohrhafdig bäter. — Ass de Ast halv dörch wier, sah Franz: „Nu kümmt he furts!“ Ick wull all roopen „kaamen 'S runner von denn Ast!“, äwer ick wier doch to nielich, wo dit Stück woll utgahn würr. Twintig Mal müßt de Saag noch „ratsch, ratsch“ maken. Äwer denn harr de dicke Ast verspält. Rums!! Door schööt uns Franz Düsel up denn dicken Telgen drei Meter runn, öwerschlog sich up de Ierd, rappelt sich hoch un röppt: „Düwel ook, dat güng äwer bannig fix!“ Ass ick ditt Stück naher minen Vadder vertellte, hett he wedder mal denn Kopp schütelt.

In'n Harwst 1917 müßt Düsel ook noch Soldat spälen. „Mit Franz war'n wi den Krieg woll gewinn“ sah min Oll. Äwer dat keem doch anners. Nahfolger von Franz würr Korl Wisch, een stämmigen Bengel von 17 Johren. Een Jahr späder süll he Vadder spälen. Dorup lööt he sich von't Gericht föör vulljährig erklären un von minen Vadder trugen. Ganz anners verhööl sick sien ölleren Broder Willem. De harr all dat tweete Kind von sien „Brut“, wull äwer frie blieben. Vöör de beeden Kinner süll he Alimenter zahlen. Äwen wenn de Berufsvörmund wedder mal sienen Lohn pennt harr, güng Willem in een anner Döörp up Arbeit un de Vörmund müßt wedder na't Gericht lopen. Mien Vadder, de sick ook all vää äwer dit Verhollen von Willem argart harr, fröcht eenes Dags denn Korl, ob sien Broder nu endlich föör sien Kinner tahl. De Antwort: „Nu hett em de Vörmund wedder mal krägen. Ick hew ook all to em seggt, Willem, wenn see die noch lang dumm kamen, heirats Du de Dirn eenfach!“

Bie't heiraden föllt mi doch noch'ne dull Geschicht in. Mien Vadder wier up 'ne Buernhochtid. Näben em seet de Brutmudder. De Gäst harren graad de Supp runnerläpelt, door käm all de tweete Gang. Dat süll de Schwienbraden sinn. Äwer de Dirns bröchten Göösbraden rin. Door bröllt Vadders Nahwersch: „Göösbraden ruht, Schwienbraden rinn, dat se sick ierst stengen!“ (sättigen). — Een halv Stunn späder wier mien Vadder all „stengt“, dat he kuum noch künn. Äwer ümmer wedder nörrigt em de Brutmudder un sah toletzt, ass he wedder awwinkt: „Nu äten 'S doch Herr Paster, — morgen kriegen't doch de Schwien!“

In uns' Döörp wier'n Daglöhnerpoor mit 10 Kinner. Von em sähn de Lüüd, he wier man lütt, äwer flietig. Von ehr würr nich so good rääd. Um dat Dutzend vull to maken, kämen to Wiehnachten noch Tweschens an — twee Jungens. Ass de Vadder de beiden Bengels to de Dööp anmellen wull, müßt mien Vadder poor Namens vöör-schlagen. De Daglöhner harr sienen Vöörrat an Vöörnamen all verbruukt. — Ick wier dormalen graad ut Niegenstrelitz up Wiehnachtsurlaub to Huus. Wat hört ick door in 'n Döörp? Poor Stun'n nah de Geburt wier de Nahwersch to de Mudder kamen. Ehr Mann wier graad buten. De Fru kickt sich de lütten Jungens an un röppt ganz verwunnert: „Stina, de een het swatte Hoor un de anner is'n Flasskopp — wuur kümmt dat? Door grient de Mudder un flustert: „Ick glöw, de een is von mienen Mann — un de anner von den Koopmann ut Woldegk“.

So!! Miehr föllt mi nich in un ick glöw, nu ist 't ook noog. Un dorüm föör hüt „dschüßing!“.

De Lüüd' seggen, Lachen stickt an, un 't is ok wohr; äwer lat't jug mal 'ne warme Tran up dat Gesicht fallen, dann ward't ji weiten, wat mihr anstickt.

Unsere plattdeutsche Sprache

Von B a b e t t a G o g l

Es gab einmal Zeiten, da wurden die Mundarten verächtlich über die Schulter angesehen, und es bestand die Meinung, daß sie zugunsten der hochdeutschen Sprache ausgerottet werden müßten. Heute sind die Vorurteile längst überwunden, und die niederdeutschen Sprachen haben wieder ihren alten verdienten Ehrenplatz erhalten. Sie sind das älteste, uns von unseren Vorfahren überlieferte Kulturerbe und wurden schon gesprochen, lange bevor sich das Hochdeutsch daraus entwickelte.

Und darin beruht ihre hauptsächlichste Stärke, daß sie wie keine andere Sprache in schwierigen politischen und sozialen Zeiten, in der Gefahr, im Ansturm gegen fremdländische Einwirkungen dem Volke Rückhalt bot. Die plattdeutsche Sprache führt uns zurück in die Tage unserer Urväter und läßt uns einen Blick in ihr Seelenleben tun. Wir erkennen aus ihr die schlichte Denkungsart des einfachen deutschen Menschen. Sie ist der unerschöpfliche Lebensgrund, der Quellengrund, a u s d e m s i c h d i e h o c h d e u t s c h e S p r a c h e t ä g l i c h e r n e u e r n m u ß, wenn sie nicht versteinern und absterben soll. Die Wichtigkeit der Pflege der niederdeutschen Sprache für den deutschen Menschen steht als ernste Mahnung vor uns. Wir wollen uns nicht damit begnügen, sie nur als Sondersprache auf der Bühne und auf dem Vortragspult zu betrachten, sondern ihr auch im täglichen Leben, im häuslichen Kreise, bei Erzählen und Vorlesen ihre alten Rechte einräumen. Denn diese unsere Urvätersprache läßt uns den heimatverbundenen Menschen ins Herz schauen, und ihre Kenntnis trägt dazu bei, daß sich die Deutschen untereinander immer besser kennen- und verstehenlernen, schlägt sie doch auch die Brücke vom Gebildeten zum handwerklich Arbeitenden.

Die Pflege der heimatverbundenen Kulturgüter muß mit an erster Stelle stehen.

Eine besonders gelungene Langspielplatte mit den schönsten niederdeutschen Gedichten.

Der Verlag Dr. H. Eckert in Kiel Kappellner Str. 14 hat unter dem Titel „Min Modersprak“ mit den hervorragenden Sprechern Ivo Braak, Irmgard Harder und Günther Dokerill eine Schallplatte herausgebracht, auf die wir im Reuter-Gedenkjahr besonders hinweisen. Auf der ersten Seite kommt schönste niederdeutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts zu Wort: von Klaus Groth, Fritz Reuter, John Brinckman, Theodor Storm, August Seemann, Detlev von Liliencron u. a. Die zweite Seite ist Gedichten des 20. Jahrhunderts gewidmet: Hermann Claudius (10 Gedichte), Moritz Jahn, Hans Heitmann, August Seemann, Dieter Bellmann, Hinrich Kruse u. a. Inhaltlich erfüllt die Auswahl der Dichter und ihrer Schöpfungen die höchsten Ansprüche. Vortrag und Wiedergabe können nicht besser sein. Es gibt auf dem Gebiet der Musik die Auszeichnung eines „Grand Prix“ für die beste Platte, wenn es für die Wiedergabe niederdeutscher Dichtung etwas Entsprechendes gäbe, so würde die Fritz-Reuter-Gesellschaft die Eckertsche Platte unbedingt für eine derartige Auszeichnung vorschlagen. Lehmbecker

Der Anfang, das Ende,
O Herr, sie sind Dein,
Die Spanne dazwischen,
Das Leben, war mein.
Und irrt' ich im Dunkeln
Und fand mich nicht aus,
Bei Dir, Herr, ist Klarheit,
Und licht ist Dein Haus.

Die Lage des mecklenburgischen Bauerntums im 17. und 18. Jahrhundert

Von Georg Tessin

(Vortrag gehalten auf einer Kulturtagung der Landsmannschaft Mecklenburg in Bevensen)

Liebe Landsleute!

Das Thema des heutigen Tages lautet: „Das Bauerntum zur Zeit Reuter's und Brinckman's.“ Da fällt uns als erstes auf — eigentlich bei Reuter: wo kommt bei Reuter ein Bauer vor? Bei Reuter ist von Bauern eigentlich gar nicht die Rede. Das Land, in dem er aufwuchs, war kein Bauernland; es war Ritterland und Gutsland, ganz anders als z. B. bei Felix Stillfried nachher. Reuter lebte in einem Teil des Mecklenburger Landes, aber nicht in beiden. Das Mecklenburger Land war zweigeteilt um seine Zeit, nicht nur politisch. Politisch gab es Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. In Schwerin regierte nach dem Herzog Friedrich Herzog Friedrich Franz I. 52 Jahre lang, vor der Französischen Revolution und bis weit hinein in die Restauration und das Biedermeiertum. Er war ein Fürst, lebhaft, ungemein gewinnend. Alle Herzen flogen ihm zu; er war ganz das Gegenteil seines Vorgängers Herzog Friedrichs. Denn Herzog Friedrich war Pietist. Er hatte noch versucht, zum letzten Mal den Machtanspruch des Staates und des Herzogs gegenüber den Ständen durchzusetzen. Bei seinem Pietismus, der von ihm aus gesehen echt war (er diente unendlich vielen zur Heuchelei), war eine muffige, gedrückte Stimmung im Lande aufgekommen. Bis dann mit seinem Neffen Friedrich Franz mit einem Mal ein ganz anderer Schlag Mensch an die Regierung kam. Er war zum ersten Mal nicht mehr der Herr über sein Land und beanspruchte es nicht, denn sie waren es ja alle nicht gewesen, die mecklenburgischen Herzöge; sie hatten sich nicht gegenüber den Ständen durchsetzen können. Friedrich Franz war zum ersten Mal der „Primus inter pares“, der erste Großgrundbesitzer seines Landes.

In seinem Seebad Doberan verkehrte er auf gleichem Fuß mit seiner Ritterschaft. Der jahrhundertlange Streit zwischen Fürst und Ritterschaft bestand seit Friedrich Franz I. nicht mehr. Die Beliebtheit des Fürsten war ungeheuer. Wir finden das in unendlich vielen Döntjes und Schnäcken, die sich bis heute immer wieder und meistens nur immer über ihn erhalten haben. Aber er erwies sich auch als ein „pater patriae“, und das möchte ich sagen im wörtlichen Sinne. Die Zahl seiner Kinder füllt Bände im mecklenburgischen Staatsarchiv. Eine ganze Wand heißt nur: „Filiis naturales“, das heißt: „Die natürlichen Kinder des Herzogs.“ Deren Stand richtete sich nach dem damaligen Recht ganz einfach danach: war die Mutter bürgerlich, so war das Kind bürgerlich und hieß einfach Mecklenburg, war die Mutter adelig, so war das Kind auch adelig und hieß von Mecklenburg. Die Versorgung hat der Herzog sich viel Zeit und viel Geld kosten lassen. Die Akten führen genau auf, wie der Vater seines Vaterlandes „Mecklenburg“ für seine eigenen Kinder sorgte. Wo konnte er sie unterbringen? Einmal beim Militär, darüber verfügte er allein, aber da gab es nicht genügend Stellen, zum anderen natürlich bei der Geistlichkeit. Denn der Herzog war „primus episcopus“ seines Landes. Als solcher konnte er auch über die Priesterstellen verfügen. Zur Geistlichkeit gehörte nicht nur der Prediger, dazu gehörten auch der Küster und letzten Endes auch der Kühlenmann. Wissen sie was der Kühlenmann ist?, der Totengräber! Er war die letzte Stelle der Geistlichkeit, und wer zu allem andern zu dumm war, der wurde dann, wenn er Herzogs Sohn war, noch als Kühlenmann beschäftigt. So war Friedrich Franz.

Ganz anders in Mecklenburg-Strelitz Herzog Karl. Herzog Karl, einer der seltenen Fürsten, die es im deutschen Land gegeben hat, einer, der an Deutschland glaubte und der seine eigenen Rechte aufgeben wollte zugunsten eines Deutschen Kaisertums,

einer, der, wie er immer wieder geschildert wird, prächtigsten Fürsten dieses Landes, mit seinem Schwerin'er leichtlebigen Vetter aufs tödlichste verfeindet. Er verachtete ihn, den alten Mann in Schwerin. Er war in erster Linie Deutscher und war lange Gouverneur in Hannover. Er ist der Vater der Königin Luise. Seine Schwester war englische Königin. So hatte er als Gouverneur in Hannover seinen Wohnsitz im Leineschloß und so kam es, daß die Königin Luise im Leineschloß zu Hannover 1776 und nicht in Mecklenburg-Strelitz geboren wurde (konfirmiert Darmstadt 1792, da ihre Mutter eine hessische Landgrafentochter war).

Das waren diese beiden Territorien, völlig verschieden die beiden Fürsten, die dort herrschten. Einig war ihnen gegenüber die Ritterschaft. Das Wort „up ewig ungedeelt“, das in der schleswig-holsteinischen Verfassung verankert ist, sagt im Grunde genommen nur aus, daß gegenüber allen fürstlichen Landesteilungen, damals zwischen Holstein — Gottorf und Dänemark, immer die Ritterschaft gegenüber den Fürsten eine Einheit bilden sollte. Dasselbe „up ewig ungedeelt“ galt auch in Mecklenburg. Zwei Landesfürsten einer Ritterschaft gegenüber, das bedeutete: Die Ritterschaft war viel stärker als die Landesfürsten; sie konnte den einen gegen den andern ausspielen.

Denken Sie dagegen einmal an die starken Staaten, vor allen Dingen an Preußen der damaligen Zeit. Wie anders sah es da aus. Der Kurfürst von Brandenburg und spätere König von Preußen hatte zu tun mit den Ständen in Preußen, mit den Ständen in Pommern, mit den Ständen in der Mark Brandenburg, mit den Ständen in der Altmark, mit den Ständen in Westfalen usw. Da stand ein Fürst der Masse von sechs, acht und zehn Ständen gegenüber. Parierten die Ostpreußen nicht, dann schickte er die Truppen aus Wesel nach Königsberg und ließ den Bürgermeister der Stadt verurteilen — köpfen glaube ich —, und machten die Weseler es anders, dann kamen ostpreußische Truppen und sorgten für Ruhe und Ordnung am Rhein. Das war ein großer Teil der Macht des Brandenburger Fürsten, daß eine Fürstenmacht den geteilten Landeständen gegenüberstand. Anders in Mecklenburg! In Mecklenburg: zwei Fürsten, eine Ritterschaft. Und diese Ritterschaft hat es verstanden, mehr und mehr die Rechte der Fürsten an sich zu reißen. Mit jeder Geldbewilligung, die sie vornehmen mußte — denn immer waren die herzoglichen Finanzen schwach — erzwangen sie sich weitere Privilegien. Dieser Kampf hat zum Untergang der Hälfte des mecklenburgischen Bauerntums geführt. Das begann schon vor dem Dreißigjährigen Krieg. Noch galten mittelalterliche deutsche Bauernrechte, überliefertes altes Brauchtum und Recht überall in Mecklenburg. Das Land war nicht anders als irgendwo im anderen Deutschland. Nur waren die Rechte viel stärker entwickelt. An den Bauernkriegen hat Mecklenburg bekanntlich nicht teilgenommen. Ganz einfach aus dem Grunde, weil nicht etwa bei uns die Lage schon sehr schlecht war — nein weil die Lage des Bauerntums noch in diesem Koloniallande so gut war, daß der Bauernkrieg erst dann ausbrach, als sich die Lage verschlechterte, nämlich 1733.

Das ist der mecklenburgische Bauernkrieg, 200 Jahre später als im Reich. Es heißt immer: Beim Mecklenburger kommt alles ein bißchen später. Der Bauernkrieg, der eben ook'n beeten later, 200 Jahre später kam der erst als im Reich. Da wurde nämlich erst die Lage des Bauern im engsten Sinne bedrohlich. Angefangen hatte das am Ende des 16. Jahrhunderts, so 1570/1580. Da gab es wenig Bauern, die Bauern flüchteten, die Stellen wurden wüst, d. h.: sie hatten keinen Bauern mehr, der sie bewirtschaftete, und man versuchte, die Bauern an die Scholle zu binden. Zwar konnten die jüngeren Kinder gehen, wohin sie wollten. Nur der Anerbe mußte auf der Scholle bleiben: reine Schollenbindung, keine Leibeigenschaft! Die entstand erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, als nun das Land wirklich wüst und leer geworden war, als Massen mecklenburgischer Bauern nach Rostock hinein flüchteten oder sehr viele auch nach Schleswig-Holstein, das doch etwas mehr vom Krieg verschont geblieben war. In dieser Zeit wurde die Leibeigenschaft um 1645 durchgeführt. Seitdem erst war der mecklenburgische Bauer mit seinen Leuten, mit seiner Familie leibeigen. Das Recht auf seine Stelle hatte er schon 25 Jahre vorher verloren, auch von der Ritterschaft dem Herzog abgepreßt. In den Assekuranzen von 1620 heißt es, daß nur der Bauer seine Stelle behalten könne,

der durch Briefe nachweise, daß er der Eigentümer war. Jeder andere kann gekündigt werden. Das bedeutete die einschneidende Veränderung, die das Römische Recht und die Schriftlichkeit brachte. Denn die Lage war so, daß all die alten Bauernfamilien im Lande keine Urkunden besaßen. Denn sie stammten ja zum Teil noch aus der Zeit der Kolonisation, Jahrhunderte vorher. Damals waren keine Urkunden üblich oder vorhanden. Mündliches Recht entschied. Immer wieder heißt es dann: Der Schulz, Johann sagt aus, die Stelle hätte schon dem Vater und dem Großvater usw. gehört.

Jetzt wurde das anders. Jetzt kam die Schriftlichkeit. Jetzt forderte man Urkunden. Der Bauer sollte beweisen, daß er ein erbliches Recht auf die Scholle hatte. Einige konnten es beweisen, gerade diejenigen, die am jüngsten angesessen waren, die die jüngsten Stellen hatten, die ihre Stellen bekommen hatten in einer Zeit, wo bereits die Schriftlichkeit des Römischen Rechtes Geltung hatte. Und es konnten beweisen auch eine Reihe von Erbschulzen, die Lehnbriefe immer wieder bekommen hatten. Genau wie ein Ritter seinen Lehnbrief bei jedem Wechsel des Lehnsherrn und des Lehnnehmers empfängt, so auch bei den Bauern (bei den Lehnschulzen und den Erbschulzen), die Lehnbriefe waren da. Er konnte beweisen, daß er diese Stelle hatte. Die Erbschulzenhöfe blieben also unangetastet. Daneben gab es ganze Gegenden wie z. B. die Insel Poel, auf der die Bauern von ihren Rechten nichts eingebüßt hatten. Ja, es gab zehn Bauernschaften in Mecklenburg als freie Bauernschaften, obwohl sie zum ritterschaftlichen Gebiet gehörten. Da war es so gewesen, da hatte nicht der Ritter die Bauern gelegt, sondern da hatten die Bauern den Ritter gelegt. D. h.: zu einer Zeit, wo der betreffende Ritter Geld brauchte, hatten die Bauern zusammengeschossen und ihm einfach sein Lehnsgut abgekauft. Nun waren sie die Herren des Lehnsgutes und gleichzeitig Untertanen dieses Lehnsgutes. Sie hatten also das Recht, sich mit Stock und Peitsche zum Dienst anzuhalten, wenn sie nicht wollten, aber nur sich selbst. Sie waren einmal Lehnsherren und einmal Lehnnehmer, und das waren diese zehn mecklenburgischen Bauernschaften.

Ich will Ihnen dies nur sagen, um zu zeigen, daß nicht alles nach einem Schema gegangen ist. Auch die Bauern in den Stadtdörfern mit ihren starken Bindungen an die städtische Bevölkerung lebten anders als die Bauern im Gebiet der Ritterschaft. Aber grundsätzlich: der mecklenburgische Bauer war seit dem Dreißigjährigen Krieg leibeigen; er durfte nicht ohne Erlaubnis seines Gutsherrn heiraten, und er konnte jederzeit abgesetzt oder, wie gesagt, abgemeiert werden. Er war also nicht mehr Bauer, sondern er war, wie man sich damals ausdrückte, Hauswirt, sowohl im ritterschaftlichen Gebiet wie im landesherrlichen Domanium.

Aber dann teilten sich die Wege. Die Zweiteiligkeit Mecklenburgs, die ich erst geschildert habe in Schwerin und in Strelitz, die ist in einer ganz anderen Weise mitten quer durch das Land gegangen. Die Teilung in Ritterschaft und Domanium. Die älteren von Ihnen wissen alle noch, wie auf den Pungenwagen und auf den sonstigen Wagen dann stand, entweder: „Domanialamt Güstrow“ oder „Ritterschaftliches Amt Güstrow“, ritterschaftliches Amt oder Domanialamt. So war es zu Reuters Zeiten. Die Domanialämter waren zum großen Teil die alten Klostergebiete. Niemand hat ein besseres Geschäft gemacht als die mecklenburgischen Herzöge, wie die Reformation einsetzte, und wie sie ohne große Schwierigkeiten die Klöster sich einverleiben konnten und damit alles das, was es dort an Rechten gegeben hatte, in diesen alten Klosterämtern wieder vereinigten.

Die kennen Sie ja alle, die echten Klosterämter: Zum Ersten, das ganze Land Ratzeburg, ein Bauernland und altes Bischofsland des Bischofs von Ratzeburg. Da ist das große Amt Doberan mit den Dörfern bis nach Rostock hin. Da ist das Amt Dargun. Da gibt es noch unendlich viele andere Klosterämter, die jetzt domanial geworden sind und in denen der Herzog einzig und allein und ohne jede Mitwirkung der Stände zu sagen hatte.

Daneben gab es die Ritterschaft. Und dieser Strich das ist — — hier war mal ein Dorf ritterschaftlich, dort war mal ein Dorf domanial, dann kam ein ganzer Placken

von Dörfern, die nur ritterschaftlich waren. In Ostmecklenburg, um die Heimat Reuters herum war alles ritterschaftlich. Denn das Amt Ivenack, das auch mal Klosteramt gewesen ist, war ja eingetauscht gegen ein dem Herzog nähergelegenes Gebiet um Schwerin herum. Der Osten des Landes war im wesentlichen ritterschaftlich. Aber er hatte noch genau die gleichen Bauerndörfer wie der Westen. Das änderte sich mit der Einführung der holsteinischen Koppelwirtschaft. Man hatte bisher genau wie wir es in Westdeutschland kennen, wo ich jetzt zu Hause bin, kleine, schmale Streifen des Ackers für jeden Bauern ausgelegt, von jedem Boden hatte er sein Teil. So war das ganze Land verzettelt. Jetzt kam die Koppelwirtschaft. Die erforderte mit ihrer Siebenschlägewirtschaft geschlossene Flächen. Man wollte Vieh halten, das Vieh ging nicht mehr nur auf die Außenweide. Das Vieh war jetzt regelmäßig mit eingeplant in die Siebenschläge der mecklenburgischen Felderwirtschaft. Immer wieder sollte Dung auf das Land kommen, daß durch Jahrhunderte nun ausgesogen war, landwirtschaftlich durchaus richtig. Aber um diese Gebiete zu schaffen, mußte man umlegen. Da benutzte der Ritter das Recht — er konnte abmeiern — er legte nicht nur um, d. h.: er tauschte nicht mit seinen Bauern sein Land aus, sondern er setzte die Bauern einfach ab. Er machte die Hauswirte zu Knechten. Es ist nicht etwa so gewesen, wie es meistens dargestellt wird, daß im Dreißigjährigen Krieg dieses Land verwüstet worden und dadurch zu Gutsland geworden sei. Das Normale war, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg jeder Ritter noch versuchte, möglichst viel Bauern wieder anzusetzen, um Arbeitskräfte zu haben. Denn es fehlte an Leuten auf dem Land. Es war damals leichter Bauern zu bekommen als Knechte.

Nein, also um 1700 finden wir überall, auch auf den später völlig bauernleeren Höfen immer wieder Bauern. Und gerade neu angesetzte und sehr viel Freileute.

Aber jetzt änderte sich das. Man brauchte die Bauern nicht mehr, die Bevölkerung hatte zugenommen. Es fanden sich junge Leute unter den Bauernsöhnen, man konnte Knechte bekommen. Erst jetzt begann die Wirtschaft mit Knechten und Tagelöhnern auf dem Gutshof, wie wir sie alle kennen. Denn vorher hatte es auf dem Gutshof allenfalls den Reitknecht gegeben, den reisigen Knecht, der die Herren auf Kriegszügen begleitete und den Bauknecht, d. h. den Knecht, der die bäuerliche Arbeit einzuteilen hatte, den späteren Vogt oder, höher gesagt, den späteren Inspektor. Das waren die beiden einzigen Leute auf dem Hof außer der Wirtschaftlerin, der Mamsell und den Mägden. Sonst gab es keine, und die Arbeit, die ländliche Bauernarbeit wurde von den untertänigen Bauern mit ihren Gespannen gemacht, die im regelmäßigen Wechsel auch die Äcker des Gutsherrn und manchmal ganze Güter mitbewirtschaften mußten. Jetzt fand man durch die Mehrzahl der Bevölkerung junge Leute. Die Bauerndienste erwiesen sich auch praktisch als ungeheuer zeitraubend und schwer. Weither aus ihren Dörfern, manchmal kilometerweit, zogen die Bauern heran, mußten früh aufstehen, um rechtzeitig zur Arbeit da zu sein. Das Vieh wurde übermüdet; wenn das Vieh starb, mußte der Gutsherr das gefallene Vieh ersetzen. Jeder sagte sich, wenn er irgend ein altes Vieh hatte „was, lange pflegen, lat ingahn, der Gutsherr muß mir ja ein neues Pferd wieder stellen, denn mein ganzes Vieh und mein ganzer Hof: alles gehört ja dem Gutsherrn“. Das führte zu einer ungeheuren Verschwendung. Das führte auch zur Arbeitsunlust bei der bäuerlichen Bevölkerung. Zwaz dienten die Bauern meist nicht selbst zu Hof. Sie zogen nicht mit den Pferden dahin. Es waren ihre Knechte, und ihre Knechte waren in den meisten Fällen ihre eigenen Söhne oder ihre jüngeren Brüder. Der Bauer selbst arbeitete in der Regel mit dem zweiten Gespann. Einen Knecht und eine Dirn mußte er regelmäßig zum Gutshof stellen. Und das erwies sich als recht unrentabel für die ganze Wirtschaft. Diese Vieherneuerungen waren ungeheuer groß und kostspielig. So freute man sich, wenn man Knechte auf dem Lande bekommen konnte, so änderte sich das Bild. Man brauchte die Bauern nicht mehr zur Ackerbestellung. Man kann mit Knechten arbeiten. Und jetzt beginnt das Bauernlegen.

Aus den ersten Anfängen des Bauernlegens stammt 1755 im landesgrundgesetzlichen Erbvergleich schon ein warnender Satz: „Die Legung ganzer Bauerndörfer ist verboten, weil dadurch Verarmung der Bevölkerung entsteht.“ Das war durchaus richtig

gesehen, auch im Sinne eines Friedrich des Großen. Das Legen ganzer Bauerndörfer macht das Land zu einem Land der Tagelöhner und Arbeiter, eine Verarmung der Gesamtbevölkerung tritt zweifelsohne ein. Deswegen hatten sich Ritterschaft und Herzöge geeinigt auf den Paragraphen: die Legung ganzer Bauerndörfer ist verboten, weil dadurch Verarmung der Bevölkerung entsteht. Aber nun legte man weiter, d. h.: man sagte dem Bauern, daß seine Hofstelle aufgekündigt werde und er selbst —, na wenn er alt war, dann kriegte er das Gnadenbrot, und sein junger Sohn trat eben als Knecht auf dem Hof an.

So verschwinden überall die Bauernstellen auf ritterschaftlichem Gebiet. Sie verschwinden in immer rasanterem Tempo. Denn allmählich wurde das nun ein Geschäft, das uns besonders die Pastoren in ihren Urkunden und Akten aufgezeichnet haben, weil dadurch auch den Pastoren von den Bauernhöfen die Einnahmen verloren gingen. Es war nicht nur Empörung und Wut über die Bauernlegung. Das waren die Mettwürste, bei denen ja im übrigen die Regel galt: „so dick as Fru Pastorn ehr Arm“. Das war die Regel, um die Mettwürste nicht auf dünne Zwirnsfäden herabsinken zu lassen, Mettwürste so dick as Fru Pastorn ehr Arm und Eier und alle andern Abgaben.

Jetzt verschwanden die Höfe. Die Leute wurden Knechte. Der Pastor rührte sich, der Pastor schrieb, die Bauern nahmen sich teilweise Advokaten. Aber sie waren leib-eigen und hatten ja eigentlich kein Recht dazu, und es kam zu Prozessen. Wie sahen diese Prozesse denn aus? Das Dorf so und so, wollen mal annehmen in meiner Heimat, Rosenhagen ist gelegt worden. Der Advokat des Herzogs sagte, dadurch ist der landesgrundgesetzliche Erbvergleich verletzt worden. Was sagte der Advokat des Ritters? Er sagte in dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich steht ja, die Legung g a n z e r Bauernschaften ist verboten, weil dadurch Verarmung der Bevölkerung entsteht. Mein lieber Ritter hat aber nicht eine ganze Bauernschaft gelegt, es bestehen noch zwei Bauern. Das ist immer die Rettung, damit kam er rum. Wenn sie jetzt mal sich unser altes Mecklenburg in Gedanken in ritterschaftlichen Gebieten ansehen, dann finden sie immer am Rande der Feldmark, dort wo es die Bewirtschaftung des Gutes nicht mehr störte, zwei, drei Hauswirtsstellen, manchmal waren es auch vier. Die sind da angesetzt worden, wo in früheren Zeiten einmal die Schafweide gewesen war, wo im wesentlichen schlechterer Boden war, wo es jedenfalls vom Mittelpunkt des Dorfes aus weit ab war. Das Gut in seiner Wirtschaft sollte nicht gestört werden. Diese zwei, drei Bauernstellen bildeten also das Dorf, und der Landesherr konnte nicht einschreiten, da ganze Bauerndörfer nicht gelegt wurden, es waren ja zwei, drei Stellen geblieben. Die Dörfer waren zwar verkleinert, sie waren in der Regel, da sie auch keine Ackerdienste mehr zu leisten brauchten, auf ein Drittel bis ein Viertel herabgesetzt, aber sie waren bestehengeblieben. Und sie kriegten schöne Namen: Charlottenlust, Friederikenhof und all so heißen sie. Aber sie heißen dann auch mal ehrlich so, wie das Dorf meines Großvater: Steinhagen. Ja, da gibt es eben nur Steine. Und immer wieder stritt ich mit meinem Onkel darüber, ob Steine nachwachsen oder nicht nachwachsen. Er behauptete, Steine wachsen nach — denn so viele Steine wie ich und mein Vater von einem Acker gesammelt haben, das kann ja gar nicht anders sein: Steine wachsen. Na ja, in andern Dörfern hieß es denn, Bellevue zum Beispiel, bei Scharbow glaube ich, da oben bei Hagenow, heißen ein, zwei, drei Bauerstellen Bellevue. Da hat man mir auch gesagt: „Ja die vue wär das Beste gewesen, mit dem Acker wär nicht viel los gewesen.“ Das war also das Gebiet der Ritterschaft!

Der Bauer in der Ritterschaft verschwindet mit Ausnahme dieser paar Stellen. Man konnte sagen, ja, vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus war nicht viel zu wollen. Natürlich brachten die Güter jetzt mehr Ertrag ein als vorher unter der Bauernwirtschaft. Das spielte sich gerade ab in einer Zeit, die — anders als in Preußen — in Mecklenburg 1790 - 1808 lag. Da wurde Mecklenburg ein reiches Ausfuhrland, da fuhren die Schiffe von Rostock aus mit voller Ladung von Getreide überall dahin, wo Napoleon seine Kriege führte, wo die Französische Revolution vorher gekämpft hatte, wo dagegen die aus Magazinverpflegung versorgten Truppen der Alliierten standen —

Mecklenburg hatte durch seine Kornausfuhr gerade für Magazine der Truppen damals ungeheure Gewinne. Und jetzt wechseln die Güter.

Folkers hat mir mal erklärt, im Grunde genommen wäre diese Bauernlegung nur die Fortsetzung des alten kolonialisatorischen Typs des mecklenburgischen Ritters, der eben nicht nur Ritter, sondern gleichzeitig auch Landwirt wäre, und hat beweisen wollen, es wäre nur die weitere Fortsetzung dieses auf praktische Landwirtschaft ausgerichteten Typs. Das stimmt nicht, denn die Gutsbesitzer dieser Zeit waren nur noch ein ganz kleiner Teil der alten eingeborenen Ritterschaft. Ich habe hier die Zahlen von 1793, da waren nur noch 183 Eingesessene und später Aufgenommene (rezipierte) Ritter auf den Gütern. Es waren 117 neue Adlige hineingeströmt ins Land, und es waren 111 Rittergüter bereits in Händen bürgerlicher Eigentümer. Das zeigt also jetzt in dieser Zeit der Bodenspekulation in Mecklenburg 1790 die veränderte Lage. Es ist vielfach nicht mehr der alte Gutsherr, der auf dem Gute sitzt; die Güter wechseln in der Zeit von 1690 - 1830 fünf, sechs, sieben Male den Eigentümer. Oft jährlich, sie erhöhen sich im Wert um das Dreifache durch diese teuren Ausfuhr, und dadurch kommen diese Veränderungen.

Neue Familien strömen hinein. Z. B. die Schlieffens sind damals ins Land gekommen (Schlieffenberg), der eine hatte im Grunde genommen sein Geld gemacht als er die hessischen Truppen an Amerika verschacherte. Vorher waren schon die Bothmers neu ins Land gekommen, mit den Hannoveranern. Dann war dieser Abgesandte des Königs von Preußen in Regensburg, Schlitz. Neu, alles neu, es waren viel neue Herren ins Land gekommen, die mit den alten mecklenburgischen Rittern nichts mehr gemein hatten. Auch innerhalb der ritterlichen Familien sieht es manchmal zwar so aus, als ob in ununterbrochener Folge ein Herr auf den andern folgte, aber es ist ja nicht so. Da war es dann einmal, wenn der Mann in Mecklenburg auf seinem Gut fallieren mußte oder wenn er Konkurs machte, dann war es oft ein naher Verwandter oder ein weiter Verwandter (einmal habe ich den 52. Grad der Verwandtschaft ermessen), der dann auf Grund desselben Namens, reich geworden, als Oberst oder als General in dänischen Diensten, (da dienten die Mecklenburger besonders gern), in hannoverschen oder in kaiserlichen sich Vermögen erworben hatte und sich in Mecklenburg ankaufte.

Mecklenburg war damals für die Ritterschaft eigentlich dasselbe wie in unserer Zeit immer wieder die Schweiz. Wer sein Geld sicher anlegen wollte, frei von allen Schikanen seines Fürsten, der zog mit seinem Geld nach Mecklenburg und kaufte sich in Mecklenburg an. Denn durch die Verfassung von 1755 regierte die Ritterschaft, also er selbst, mit. Es gab damals viele Fürstendiener, die wohl mit dem Vater gut standen, die ihm alles zuschoben und ihn stützten, die aber genau wußten, wenn der Erbprinz ans Ruder kommt, dann fliegt die ganze Hofbagage von heute in die Luft, und es kommt ein anderer. Wenn ich nicht wegen meiner Finanzaktion irgendwo landen muß, dann lieber in Mecklenburg meine Gelder gut angelegt, und mecklenburgische Güter gekauft.

Und zu diesen kamen Patrizier aus Hamburg und Lübeck, ganz stark auch die Rotweinhändler, die sich dann in Mecklenburg ankauften. Aber es kam noch eine dritte Art hinzu, die nun Güter erwarben, das waren die Bürgerlichen, von denen ich schon sagte. Ja, wie kamen diese bürgerlichen Gutsbesitzer nun aufs Land? Ihr Anfang war beim Schäper. In einer Zeit, wo eigentlich der ganze Gutsbetrieb nur aus Ackerwirtschaft und Korn bestand, in dieser Zeit kümmerte man sich wenig um das Vieh. Das hielt man nur soviel, wie man zum eigenen Haushalt gebrauchte, also verhältnismäßig wenig, da die Haushalte auf der Ritterschaft klein waren.

Aber es kam der Schäfer, und der Schäfer war Freimann. Er unterschied sich dadurch von dem leibeigenen Bauern. Die Schäfer, Fischer, Holländer, Müller usw. auf dem Lande sind freie Leute. Auch meine Vorfahren gehören dazu. Sie heirateten grundsätzlich nicht Leibeigene. Das lies auch die Leibeigenschaft gar nicht zu, weil der Holländer dann selbst hätte unfrei werden müssen. Sie heirateten nur unter sich. Diese Freileute auf dem Lande fühlten sich natürlich auf Grund ihrer Freiheit dauernd den Bauern überlegen. Aber andererseits fühlten sich die Bauern dem Freimann überlegen. Warum? Die Bauern waren ein Korps unter sich, sie hatten Jahrhunderte untereinander

der geheiratet, kannten jeder jeden, wußten ganz genau Bescheid. Und nun kam so ein Schäfer ins Dorf, ein Freimann, ja, dor weeten wi jo gor nich, wo de her kümmt, wat sien Vadder is, wat sien Mudder is; dat wier dat typische dörpliche Mißtrauen gegen den fremden Mann, diesen Freimann. Zu den Freileuten zählten ja auch die Henker und die Frohner. Alle diese Leute waren auch freie Leute; die waren auch nicht leibeigen, und das hing ihnen immer an. In Wirklichkeit waren sie mehr als ein leibeigener Bauer, rechtlich. Aber dem Gefühl der Leute nach — nee, mit son fremden Mann, das weiß ich gar nicht, das ist doch sehr gefährlich, und dem trauen wir nicht recht, und dieses Mißtrauen blieb gegenüber den Freileuten, die nun auch häufig den Wohnsitz wechselten. Auch wurde ihnen vorgeworfen, sie betrügen. Wie viele Geschichten gibt es, daß der Müller betrügt. In meiner Zeit im Archiv in Berlin, wo ich lernte, erzählte das auch der Archivrat dort. Und ich Müllers Enkel, Müllers Urenkel, Ur, Ur, Ur immer Müller, ich empörte mich dagegen und trug das nachher meinem alten Onkel vor, ich sagte: „Sag mal Du, der hat da gesagt, die Müller wären doch immer recht unehrlich gewesen und hätten dafür gegolten.“ — „Je“, seggt he, „dat is ok man so, ik har mal 'nen Liehrherrn und de har dat in'n Kopp. Immer har he Koppwehdag, und immer wenn de Buer käm, und es wurde matt, dann seggt he, heff ik nu egentlich matt? Oh min Kopp, min Kopp, na, lewer noch mal, nich, beder is beder.“ Und dann het he nu twei mal matt, (matten wissen Sie ja, matten ist also abnehmen eines bestimmten Maßes von jedem gemahlenen Sack Korn).

Das waren die Freileute! Die Freileute begannen im allgemeinen als Schäfer, dann hatten sie als Schäferjunge vielleicht zehn Schafe schon, als Schäferknecht hatten sie oft fünfzig Schafe, als Schäfer hatten sie dann fünfhundert Schafe und der Gutsherr vielleicht vierhundert, auch fünfhundert. Es ist selbstverständlich, daß nur die Schafe des Schäfers die besten Lämmer brachten. Wer konnte ihm das schon nachweisen? So waren also diese Schafe, die im Gemenge gingen, wie man sagte, meistens Schäfers Schafe. Und dazu kam als zweiter der Holländer. Der Holländer war nicht der Nationalität nach Holländer, genau so wenig wie der Schweizer später, der Angestellte, ein Schweizer war. Aber Holländerei (holländische Art) hieß diese Art der Milchbewirtschaftung. — Sie waren Freileute, meistens auch gleichzeitig Schäfer. Holländer und Schäfer ist oft vereint oder jedenfalls sehr oft, hat mit dem Gut weiter nichts zu tun, als daß sie das Recht hatten, mit ihren eigenen Schaf- und Kuhherden über das Gut zu weiden. Das Vieh gehörte also dem Holländer, nicht wie heute bei der Schweizerwirtschaft dem Gutsherrn. Und das war eigentlich in dieser Zeit das, was am meisten Geld brachte, die Bewirtschaftung der Butter und des Käses. Überall entstanden nun Holländereien auf den Gütern. Der Holländer besaß meistens ein zweispänniges Pferdegespann und eine Herde von etwa sechzig Kühen und dann oft, wie eben gesagt, noch eine Schafherde. Während der Rittergutsbesitzer irgendwo in einer Garnison seinen Dienst tat, da war der Schäfer derjenige, der das Geschäft auf dem Land machte. Er hatte sich der neuen Wirtschaft angepaßt, dieser bürgerliche Holländer. Und dann dauerte es nicht mehr lange, da fing er an, auf Domänen (Domanialpachthöfe) zu bieten und sich Güter in Mecklenburg zu kaufen. Wenn es einmal so weit war, daß er selbst (aus Bauerngeschlecht oder aus Schäfergeschlecht) Güter hatte, dann versuchte er auch, sich adeln zu lassen, um in die Ritterschaft aufgenommen zu werden. Diese Leute sind in Mecklenburg durchaus bekannt unter dem Begriff: Schäperadel. Ein Adel, der ursprünglich einmal von den Schäfern herkommt. Aber sie waren die tüchtigsten Landwirte im Lande, diese bürgerlichen Gutsbesitzer von denen ich sagte, daß 1793 schon 111 davon vorhanden waren.

Im Gebiet des Domaniums ging die Entwicklung anders. Da gab es kein Bauernlegen; da war es genauso wie auch unter Friedrich dem Großen: „eine große Bevölkerung schafft Wohlstand für das Land.“ Man suchte zu „populieren“ nach den Erfordernissen der Wirtschaft des 18. Jahrhunderts. Das heißt, man suchte im Land, genau wie Friedrich der Große es in Preußen gemacht hatte, zu siedeln. Man setzte neben den Bauern jetzt auf dem bisherigen Gemeindeland Büdner an. Diese Büdner sind dann allmählich zu Kleinbauern geworden. Wie sie Kleinbauern geworden waren, da setzte man in derselben Art Häusler an. So haben wir auf dem Lande neben dem Bauern die

Büdner mit ihren kleineren Stellen, meistens noch Pferdестellen, oft aber auch noch Kuhstellen, und die Häusler, die ganz und gar keine eigene Wirtschaft mehr haben.

Aber immer wieder ergänzt sich jetzt auch im Domanium, aus diesem heraus, ein neues Bauerntum. Ganz bewußt und ganz gezielt zu einer Zeit, in der in der Ritterschaft der letzte Bauer verschwindet. Das ist das Ergebnis dieser geteilten Herrschaft, dieser Tatsache, daß nicht der Landesherr und seine Regierung, die durchaus vernünftige Ideen hatten, die Lage bestimmten, sondern daß in der Ritterschaft jeder für sich selbst bestimmte, daß sie völlig frei waren von jedem Druck des Landesherrn. Eigentum, nicht Gesamtnutz war damals das Entscheidende auf diesem Gebiet. Wenn man das zusammenfaßt, so sieht man, daß aus einem Land, das etwa zur Hälfte domanial war und zur Hälfte ritterschaftlich, daß im ritterschaftlichen Gebiet die Bauernstellen auf ein paar hundert zusammengeschmolzen waren. Im Domanialgebiet hatten sie sich durch Büdner, dann letzten Endes durch Häusler stets weiter vermehrt. Aber leibeigen waren sie auch auf dem domanialen Gebiet. Noch hatten sie Dienste zu leisten an die paar Pachthöfe, und da waren die Wege auch weiter, die Dienste aber leichter. So waren es Amtsleute zuerst, die sagten: Abschaffung der Dienste. Diese Dienste haben gar keinen Zweck. Die kosten uns viel Geld. Laß die Bauern dafür Geld zahlen. Dafür stellen wir Knechte ein.

Es war schon im Ende des 18. Jahrhunderts als so die Dienste abgelöst wurden. Die Leibeigenschaft blieb. Es ist zwar nicht so in der Leibeigenschaft, daß wie in Rußland der Bauer völlig ausgeliefert war und er als Stück verkauft werden konnte. Verkauft werden konnte nur sein Hof mit den Leuten. Der Bauer war schollengebunden, aber er konnte nicht persönlich verhandelt werden. Und es stimmt auch nicht, dies immer behauptete „Jus primae noctis“, von dem immer wieder die Rede ist, von dem ich aber im ganzen Schweriner Archiv niemals etwas gefundene habe. Dem Rechte nach, der Tatsache nach ist etwas ganz anderes.

Denn stellen Sie sich mal ein kleines mecklenburgisches Dorf vor, entlegen, und darauf der Herr Leutnant aus Berlin, vom Regiment Izenplitz oder wie es hieß oder einer, der bei den Ziethenhusaren stand, wenn der nicht in seiner strahlenden Uniform jedes Mädels aus dem Dorf kriegen konnte, — das war kein Zweifel. Das konnte er, dazu bedurfte er keines Jus primae noctis. Und dann stand in den kirchlichen Büchern die Bemerkung drin, die darauf hinweist, daß das nicht so ganz richtig war. Aber bei mir steht dort (bei meinem Vorfahren) in: — wurden miteinander getraut, nachdem sie schon vorher fleischlich miteinander vermischt. Ganz anständig wäre das ja vom Pastor nicht, aber das hat er dort inschreiben. Aber sie bekamen bis 1803, bis zur Einführung des Code Napoleon den Namen des Vaters, nicht den der Mutter. Erst seit dem Code Napoleons ist die Verfügung bekannt: „Paternité ne pas rechercher“; nach der Vaterschaft darf nicht mehr geforscht werden. Vorher wurde die Vaterschaft erforscht und ohne weiteres steht dann auch ganz glatt immer der Gutsbesitzer und die Deern soundso, und der Sohn bekam den Namen des Vaters, aber den Rang der Mutter.

Anmerkung 1

Dazu schreibt mir mein alter Freund Dr. jur. Carl Meltz: Auch Historiker irren bisweilen, besonders wenn sie es unternehmen, ihre lebendige freie Rede mit Federn aus der Rechtswissenschaft zusätzlich zu würzen. Der Code civil oder Code Napoleon hat niemals in unserer Heimat gegolten. Die Pastoren legen bis weit ins 19. Jahrhundert hinein dem unehelichen (modern nichtehelichen) Kinde grundsätzlich den Namen des Vaters bei, der bei den überschaubaren kleinen Verhältnissen vor allem auf dem platten Lande überwiegend bekannt ist, manchmal mit dem vorsichtigen Zusatz „angeblich“. Erst 1838 untersagt im Schwerinschen der Landesherr als „summus episcopus“ diese herkömmliche Übung und läßt Ausnahmen nur für den Fall der nachfolgenden Ehe der Eltern und Erlaubnis durch landesherrliches Reskript zu. Der Strelitzer Großherzog ordnet Entsprechendes sogar erst sechs Jahre später an. Die Pastoren befolgen diese Anordnung nur zögernd und teilweise erst nach Jahren und auf Abmahnung.

Im übrigen stellt die zuvor kritisierte fleischliche Vermengung nur eine recht milde Form pastoraler Mißbilligung dar, die einen durchaus deutlicheren Ausdruck zu finden vermag. In Mecklenburg scheint man im allgemeinen großzügiger als in anderen deutschen Gegenden gedacht zu haben. In Mecklenburg kommen nämlich auf dem Kopf stehende Taufeintragungen höchst selten vor, jedenfalls nach meinen Erfahrungen bedeutend weniger als anderswo. Noch etwas: ich habe bei meinen nun bald fünfzigjährigen Forschungen in mecklenburgischen Kirchenbüchern nicht ein einziges Mal einen Ritter als sicheren oder mutmaßlichen Vater eines außerehelichen Kindes gefunden, was der historischen Wahrheit wegen nicht verschwiegen werden darf, aber auch keinen Persilschein für das gutsherrliche Leben bedeutet.

So gibt es außer meinem Namen unendlich viel bürgerliche Bülows. Es gibt unendlich viele Bürgerliche, die irgendwie doch mit einer Adelsfamilie einmal im Zusammenhang stehen. Denn immer war der Name des Vaters maßgebend für das Kind. Und wenn man den Vater absolut nicht wußte, wenn die Deern nur aussagen konnte, „das war ein Soldat“, ja dann wurde im Kirchenbuch eben eingetragen: „ein Soldat“. Soldat wurde unterstrichen, und der betreffende Sohn hieß Soldat. Ja, wir hatten einen ganz berühmten Fall, wir hatten 1944 einen Feldmarschall gehabt, Student. Da war auf dem Wege von Erfurt nach Rostock auf der Wanderschaft vielleicht ein Student, — den Namen wußt de Deern nicht, aber ein Student war's gewesen. Also „Student“. Daß das ein neuer Name ist, ist jedem Eingeweihten klar. Denn die Bezeichnung Student gibt es erst im 18. Jahrhundert. Früher sagte man vielleicht Studiosus oder sowas ähnliches, aber in dieser Ausdrucksweise — Student — bestimmt ein Wort des 18. Jahrhunderts. So wurden auf diese Weise neue Namen geschaffen. Daher sind eben diese vielen Gleichheiten von Namen von Bürgerlichen und Adligen in Mecklenburg ohne weiteres erklärlich.

Jetzt war ich aber bei der Leibeigenschaft. Ich sagte, das Jus primae noctis habe es wohl praktisch gegeben, rechtlich jedoch nicht. Die Bindung des Bauern war eine Schollenbindung, und man versuchte sie aufzuheben. Es ist auffallend, daß noch im Befreiungskrieg 1813–15 die Mecklenburger für ihre Freiheit als Leibeigene ins Feld zogen. Alle Versuche, diese Leibeigenschaft aufzuheben, blieben zunächst ohne Erfolg. Bis dann 1816 der Erblandmarschall von Malzahn auf Penzlin am Tage der Schlacht bei Leipzig — und das war das Entscheidende: am Tage der Befreiungsschlacht auf allen seinen Gütern die Leibeigenschaft aufhob. Er ging damit dem Herzog noch einen großen Schritt voran. Erst vier Jahre später wurde sie auch im Domanium und im übrigen Mecklenburg aufgehoben. Aber als Leibeigene sind unsere Vorfahren noch in den Befreiungskrieg gegen Napoleon gegangen. Maßgebend für die letzte Verfügung 1820 war auch das, daß jetzt sogar ein Jude, damals noch völlig außerhalb der Gesellschaft stehend, ein Herr Jacobsen aus Berlin, drei Güter in Mecklenburg gekauft hatte und damit das Recht hatte, über mecklenburgische Bauern als Leibeigene zu verfügen. Das empörte das ganze Land, da gab's nun kein Halten mehr, und 1820 wurde dann die Leibeigenschaft tatsächlich aufgehoben.

So ist dies Land Mecklenburg zur Zeit Reuters ein völlig zweigeteiltes Land, sowohl im Politischen wie im Wirtschaftlichen. Domanialämter mit einem Amthauptmann an der Spitze, der aber auch keinen Deut zu sagen hatte auf dem Gebiet der Ritterschaft. Und auf dem Gebiet der Ritterschaft ritterschaftliche Ämter, die keinen Vorsitzenden hatten, sondern die praktisch aus einem Konsortium der betreffenden Gutsbesitzer bestanden, die alle eigene Polizeigewalt und niedere Gerichtsbarkeit hatten. Noch in meines Vaters Zeiten, bis 1870 (Anm. 2) bis zum Deutschen Reich hin, hatter der Gutsbesitzer in Mecklenburg die niedere Gerichtsbarkeit. Er übte sie allerdings nicht selber aus, das muß man auch mal bedenken. Er mußte sich dazu einen Justitiar aus der Stadt, aus Neubukow, Kröpelin oder ut Stemmenhagen usw., aus allen diesen kleinen Städten

Anmerkung 2. Richtig bis 1879 zu den sogenannten Reichsjustizgesetzen

nehmen. Da war der Rechtsanwalt und Notar oder der Amtsrichter dann gleichzeitig meistens Justitiar für die oder die Malzahnschen Güter oder für andere Güter und kumulierte so zwanzig, dreißig Güter, für die er die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, in deren Namen, so daß die Rechtsprechung an sich durchaus in gerechten Händen war. Aber — de Justitiar har ok man Angst, daß sein Herr Patron ihm eines Tages diese Tätigkeit abnehmen und seinem Kollegen in demselben Städtchen übertragen könnte. Die Möglichkeit war ja durchaus vorhanden. Und dann war sein Einkommen doch um ein wesentliches vermindert. Ganz ohne Einfluß war also der Gutsherr auch bei diesen Gerichtsentscheidungen nicht.

Nun sehen wir gerade bei Reuter nur das Gebiet der Ritterschaft. Während wir bei Brinckman, der an sich zwar nur städtisch ist, aber doch mehr das Land um Rostock kennt, mit der starken Bauernschaft der Doberaner Ecke, da zwischen Doberan und Rostock, dann die Heidedörfer der Rostocker in der Rostocker Heide. Dann denken Sie an das fruchtbare Bauernland Dargun, dann denken Sie an die Klosterämter Dobbertin, Malchow, Ribnitz, die auch zum großen Teil Bauernländer geblieben sind, und Ratzeburg besonders. In Ratzeburg war das ganze Land Bauernland geblieben. Wir haben nicht ein einheitliches — und das war es, was ich Ihnen vortragen wollte — Mecklenburg zu Reuters Zeit. Wir haben ein zweigeteiltes Land, und zwar Dorf für Dorf verschieden und anders gestaltet. Ritterschaftlich mit Bauernlegung, Verwaltern, Domanial mit Bauern. Aus dem Domanialteil zogen dann auch die Bauernsöhne aus dem Fischland usw. nach Rostock und bemannten die Schiffe und fuhren als Seefahrer, wie man damals im Kirchenbuch schreibt, in die Krim und nach Amerika rüber und nach Halifax, wie wir gestern gehört haben; das waren Bauernsöhne aus der Rostocker Gegend. Es blieb eine ganze Zeit so, dann kam die Vererbpachtung. Die änderte den Besitzstand der Bauern eigentlich nur im Domanium, ganz selten im Gebiet der Ritterschaft.

Und dann kam die große Auswanderungswelle. Sie schwemmte von Mecklenburg unendlich viele Menschen weg. Das begann schon mit dem Chausseebau von Berlin nach Hamburg; dann kam der Eisenbahnbau dazu, und dann kam Amerika. Hunderttausende von Mecklenburgern wanderten damals aus diesem bevölkerungsarmen Land hinaus. Ich denke dabei an Jörn Jacob Swehn, der ging nach Amerika. Es war eine ganz große und auch statistisch und bereits wissenschaftlich erfaßte Auswandererwelle in den Jahren 45—60 etwa in Mecklenburg. Sie hat das Land gerade auf dem Gebiet der Ritterschaft entvölkert, dort natürlich noch viel mehr als auf dem Gebiet des Domaniums, wo man die Menschen durch Büdnereien zu halten suchte. — (Übrigens, die Büdnereien waren praktisch erst möglich durch die Kartoffel. Die Kartoffel hat erst diesen kleinen Stellen die Existenzgrundlage gegeben.) Gerade aus der Ritterschaft wanderten die Menschen aus. Nun fehlten Arbeitskräfte. Mein Vater sagte noch, auf die Güter von Norden wären die Hagenower gekommen. Die Hagenower! D. h., das sandige Gebiet der Bahn Berlin — Hamburg, die mit umkränzten Rechen, mit umkränzten Sensen, im Leinenkittel, in ganzen Kolonnen als Schnitter in Nordmecklenburg eingerückt wären. Nu kömen die Hagenower! Und das war ein Volksfest da auf den Gütern, wenn diese Hagenower anrückten. Die Hagenower kamen nachher nicht mehr. Denn sie gingen alle nach Hamburg. Und wenn in Hamburg, in den Jahren wo man nicht so recht wußte ob man schwarz-weiß-rot oder schwarz-rot-gold flaggen sollte, wenn man da in der Gegend von Hamburg durch die Schrebergärten ging, die waren alle geflaggt, denn höng dor öwerall die blau-gelb-rote Flagge. Dat wern all de Mecklenburger. Und es machte mir immer einen Heidenspaß, auf der Straßenbahn den Schaffner zu fragen: „Wo sünd se her? Ut Mecklenburg?“ — „Ne“, seggt he, „ik bün ut Hamburg.“ — „Und ehr Vadder?“ — „Ja, de is ut Lübbehen.“ Der Mecklenburger stellte in Hamburg den kleinen Beamten, Postbeamten, Polizeibeamten auch — das kennen wir ja aus Friedrich Stillfried — bis zum Ritzenmeister. Weet ji wat en Ritzenmeister is? Der mit der Ritze immer die Schienen der Straßenbahn entlang ritzt. Und wenn de w' Döör torück kem, denn wier he de Herr Ritzenmeister. Sie kamen alle nach Hamburg! Und die Lehrer! Der Hamburger Senat kaufte ganze Lehrerklassen vom Lübbeheener Seminar frei, — die

hatten ja alle irgendwann Schuldscheine fürs Studium unterschreiben müssen. Und nahm — das weiß ich von einem Bundesbruder von mir — die ganze Klasse, auf die die mecklenburgische Regierung schon getövt hatte, daß sie sie einstellen konnte, geschlossen nach Hamburg und stellte sie dort in Hamburger Dienst. Alle Unkosten wurden bezahlt, und Mecklenburg hatte das Nachsehen.

Das war damals in den neunziger Jahren, als Hamburg auf einmal so rapide anwuchs. Anstelle der Hagenower kamen dann auf unsere Güter noch nicht gleich die Polen, sondern da schoben sich, das habe ich mal gelesen oder gehört, die Schweden ein. Schweden als Landarbeiter in Mecklenburg in einer Zeit, wo es Schweden — um 1900 — noch verdammt dreckig ging. Dann nachher kamen die Polen, und zwar in einer solchen Menge, daß man nachher überlegen mußte, sie wieder zu verteilen, nicht auf einigen Gütern zu halten, denn man war sonst gezwungen, für die Sitzengebliebenen, also ansässig gewordenen Polen, polnische Schulen zu errichten nach dem Abkommen, das Deutschland mit Polen damals abgeschlossen hatte. Das wollte man ja auch nicht gern, mitten in der Schweriner Gegend eine polnische Schule einrichten.

Erst waren also diese Polen gekommen, russische Kriegsgefangene waren geblieben, und die Tagelöhnerbevölkerung unserer Güter hatte sich wesentlich verändert. Es waren nur noch wenige da von dem alten Stamm, der seinerzeit vor 100 oder vor 150 Jahren geleehten Bauern. Auch die Güter waren meistens nicht mehr in der Hand derjenigen, die damals die Bauern gelegt hatten. Sie waren an andere Herren übergegangen, und das Mecklenburger Land war denn so, wie wir es kennen. Ritterschaft mit Großgrundbesitz, teilweise ganz enormen Flächen, wie kaum in irgendeiner andern Provinz Deutschlands — und Bauernland, das soll eben nicht vergessen werden. Stets gab es Bauernland neben Ritterland zur Hälfte in Mecklenburg.

Nachtrag der Schriftleitung.

In Heft 67 haben wir anlässlich der Verleihung des Kulturpreises der Landsmannschaft Mecklenburg an Dr. Tessin auf seine Publikationen im Verlag B ö h l a u in Köln hingewiesen. Wir ergänzen diese bibliographischen Hinweise durch die Liste seiner Werke im B i b l i o Verlag in Osnabrück, Postfach 1949: Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939—1945. Bearbeitet auf Grund und Unterlagen des Bundesarchiv-Militärarchivs; herausgegeben mit Unterstützung des Bundesarchivs und des Arbeitskreises für Wehrforschung. 14 Bände. Pro Band ca. 320 S. Osnabrück 1967 ff. Lwd. ISBN 3-7648-0941-8 Bei Abnahme des Gesamtwerkes pro Band DM 72,—, einzeln pro Band DM 80,—.

- Band 1: Die Landstreitkräfte. Gesamtübersicht und Waffengattungen. Erscheint 1974.
- Band 2: Die Landstreitkräfte. Nr. 1—5. Lieferbar.
- Band 3: Die Landstreitkräfte. Nr. 6—14. Lieferbar.
- Band 4: Die Landstreitkräfte. Nr. 15—30. Lieferbar.
- Band 5: Die Landstreitkräfte. Nr. 31—70. Lieferbar.
- Band 6: Die Landstreitkräfte. Nr. 71—130. Lieferbar.
- Band 7: Die Landstreitkräfte. Nr. 131—200. Lieferbar.
- Band 8: Die Landstreitkräfte. Nr. 201—300. Lieferbar.
- Band 9: Die Landstreitkräfte. Nr. 301—440. Erscheint 1974.
- Band 10: Die Landstreitkräfte. Nr. 441—620. Erscheint 1974.
- Band 11: Die Landstreitkräfte. Nr. 621—880. Erscheint 1975.
- Band 12: Die Landstreitkräfte. Nr. 881—Ende. Erscheint 1975.
- Band 13: Die Landstreitkräfte. Namenverbände und Truppen. Erscheint 1975.
- Band 14: Die Luftstreitkräfte. In Vorbereitung.

Taschenbrecher (II)

Karl Friedrich Boll

Der Vorfall war schon bald vergessen. Er hatte der Beliebtheit Taschenbrechers bei der Dorfweiblichkeit keinen Abbruch getan. Nach wie vor sah man zur Stunde des Pferdetränkens Frauen und Mädchen um den Ziehbrunnen stehen, die dem Dragoner unter Kichern und Getuschel Glutblicke zuwarfen. Da er nie als Schürzenjäger geglolten hatte, blieb uns seine Anziehungskraft auf das andere Geschlecht rätselhaft. Wo auch immer die Schwadron auftauchen mochte und zu kurzer Rast verweilte, immer waren weibliche Wesen zur Stelle, die ihm einen Trunk aufs Pferd reichten oder Leckereien zusteckten. Freilich war er kein Unschuldengel. Während der Regimentsveterinär auf Heimatururlaub weilte, überredete er dessen Burschen, ihm Mantel und Mütze seines Chefs für den Abend auszuleihen. Damit kostümiert, hatte er der Geliebten des Veterinärs, einer ansehnlichen Bäuerin, einen nächtlichen Besuch abgestattet. Es mochte sich in deren Schlafgemach schon einiges ereignet haben, als die begehrte Witwe merkte, daß sie übertölpelt worden war und laut zu schreien begann. Die Offiziere, die auf ihrem Hofe im Quartier lagen, eilten herbei, wollten sich aber vor Vergnügen ins Fäustchen lachen, als sie vor der verlassenen Bettstatt die Uniformstücke des Roßarztes gewahrten. Der Streich rief im Umkreis des ganzen Regiments Heiterkeit hervor und wurde auch von dem Veterinär, als dieser zur Truppe zurückgekehrt war, mit Humor und Verständnis aufgenommen. Mit vielsagendem Grinsen stand er Taschenbrecher gegenüber, als er am Tage des Pferdeappells dessen Fuchsstute überprüfte. Auch mir wurde wegen des guten Futterzustandes meines Rappen ein Lob zuteil, das ich aber nicht nur der guten Laune des Veterinärs, sondern auch der rührenden Fürsorglichkeit meines rauhbeinigen Kameraden zu danken hatte; war dieser doch jüngst erst zur Nachtzeit in die Bezirke der uns benachbarten Husarenbrigade eingedrungen, um Hafer zu stehlen, wobei er um Haaresbreite von den Wachtposten angeschossen worden wäre.

Solche Sorge und Umsicht hinderte ihn aber nicht daran, mich auch wiederum zu tyrannisieren. Ich sah zwar darüber hinweg, daß er mir ein Paar schöne Anschnallsporen entwendet hatte und damit ungeniert paradierte; es verbitterte mich aber, daß er mich zwang, Abend für Abend Skat mit ihm zu spielen, wo ihm bekannt war, daß ich dazu kein Talent besaß und Teilnehmer nebst Kibitze durch meine Stümperei in Harnisch brachte. Da ich wußte, daß er nur auf mein Geld versessen war, schlug ich ihm vor, meine alle zehn Tage fällige Löhnung statt meiner in Empfang zu nehmen, wenn er davon abließe, mich fernerhin zum Kartenspiel zu pressen. Da ihm Großzügigkeit in Geldsachen imponierte, zeigte er fortan noch größeren Eifer in der Versorgung meines Pferdes und der Instandhaltung meiner Ausrüstung. Sein Vertrauen zu mir ging soweit, daß er eines Morgens, als wir abseits der Schwadron an einem Waldbach rasteten, um unsere Gäule saufen zu lassen, eine zierliche Börse aus Häkelwerk hervorzog, deren Ringverschluß öffnete und eine Reihe alter Münzen vor mir ausbreitete, talergroße dunkle Kupferstücke aus dem alten Rußland, wie sie mir noch nie vor Augen gekommen waren, aber auch silberne, schön geprägte, mit den Köpfen schwedischer Könige aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, darunter einen Louisdor und Stücke aus napoleonischer Zeit. „Backsbütel, du büst ja'n studierten Kierl“, meinte er. „Vertell mi eins, wat dat mit disse Münten up sich hett. Du büscha nägenklau un kannst de wunnerlich Würt ja wull lesen un düden. Wat is dat för ein Däts up dissen kopprigen Daler?“ Soweit meine numismatischen Kenntnisse reichten, gab ich ihm Auskunft, erfuhr jedoch nie, wie er in den Besitz seiner Schätze gekommen war. Mochte auch die Habgier zu den unerfreulichen Charakterzügen Taschenbrechers gezählt haben, etwas von dem Stolz des kleinen Mannes, der sich nichts schen-

ken lassen möchte, war auch in ihm, und ich sollte bald erfahren, daß er gut zu ver gelten verstand.

An einem milden Septemberabend überschritt die Schwadron die Wilija, weit östlich jener Stelle, wo wir sie schon einmal auf schwimmenden Pferden durchquert hatten, dort, wo auf hohem Ufer das Jagdschloß steht, in dem jene Scene in Tolstojs „Krieg und Frieden“ spielt, in der der Zar Alexander erfährt, daß Napoleon über den Njemen gegangen war. Aus dem Regiment wurden die kriegsbewährtesten Reiter zu einer Sprengpatrouille zusammengestellt, der auch Pioniere beigegeben waren, und diese mit dem Auftrag betraut, eine etliche Tagesmärsche entfernte, hinter den russischen Linien gelegene Bahnstation, einen wichtigen Kreuzungspunkt und Umschlagplatz, zu zerstören. Auch Taschenbrecher war mit von der Partie, obgleich er sich dazu nicht freiwillig gemeldet hatte. Die „Alten Knochen“ pflegten das selten zu tun, weil sie an Schicksalsbestimmung glaubten, der man nicht vorgreifen darf.

Schon nach wenigen Tagen erreichte uns die Nachricht, daß den in Windeseile Gerittenen aus der angegriffenen Station heftiges Gewehrfeuer entgegengeschlagen war, so daß sie gegen den hart verteidigten Schienenfächer nichts auszurichten vermochten. Dahingegen hatten sie an anderer Stelle unvermuteten Erfolg. In dem Augenblick, wo sie sich anschickten, dort den Bahnkörper zu sprengen, war ihnen aus dem nahen Waldstück ein Güterzug aus Riga entgegengekommen. Die Sprengwolken hatten sich noch nicht verzogen, als Bremsen kreischten, Fahrpersonal absprang, die Lokomotive sich in den Schotter fraß und die Waggons sich ineinanderschoben, krachend barsten und zerspitterten. Damm und Böschung waren von Gütern übersät. Proviant, Waffen, Ausrüstungsgegenstände lagen chaotisch im Gelände zerstreut. Beschaffenheit und Auswahl ließen erkennen, daß die reiche Fracht für Stäbe und höhere Kommandostellen vorgesehen war, so daß den Reitern das Herz zu bluten begann bei dem Gedanken, diese Kostbarkeiten den Flammen ausliefern zu sollen. Taschenbrecher, so besonnen er sich sonst auch in kritischen Situationen verhielt, war völlig aus dem Häuschen gewesen und ohne jegliche Begleitung zu einer Ziegelei hinübergeritten, wo es dem Tollkühnen gelang, die überraschten und verstörten Arbeitsleute samt Fuhrwerken und Bespannung zu mobilisieren. So war noch keine Stunde vergangen, als die Patrouille mit überfüllten Last- und Leiterwagen den Rückmarsch antrat, ohne irgendwo vom Feinde behindert zu werden. Dieser Einbruch ins russische Etappengebiet war ein überraschender Erfolg und hatte den Gegner in größte Verwirrung gebracht.

Die Schwadron geriet aus Rand und Band, als der Beutezug ins Dorf einrückte. Mit schallendem Gelächter wurde das Spitzengefährt mit den eingebrachten Eisenbahnnern empfangen. Die Begeisterung fand kein Ende, als Wagen mit Fässern und Eimern voll Honig, Marmeladen und Konfitüren folgten, und jene mit Wodkaflaschen, Krimsekt und Feingebäck erregten die Gemüter nicht weniger als das Wollzeug, die Stiefel und Tabaksäcke, mit denen die restlichen beladen waren. Bonbons, Schreibzeug, Seifenstücke flogen in die erregte Menge, die sich lachend und lärmend um die Dinge balgte. Dann tauchte Taschenbrecher auf, mit tumultuarischem Beifall begrüßt. Er trug eine russische Offiziersmütze mit der aus silbernen Fäden gewebten Zarenkokarde und einen Petersburger Gummimantel. Vor seiner Brust hingen zwei Prismengläser und die Fäuste steckten in Handschuhen aus Nappaleder. Am Sattel sah man Reitstiefel und eine prächtige Kartentasche niederbaumeln. Er wirkte wie der leibhaftige Weihnachtsmann und genoß sichtlich den Eindruck, den er überall hinterließ.

„Minsch, Backsbütel!“ rief er mir zu. „Kumm eins hier un griep di disse Stäwel. Dit Fauttüg hew ick eegens för di utsöcht, un ick gläuw, de Uffzierschnitt paßt gaud bi dien dünnwardig Been!“ Er warf sie mir in die Arme, und ich hatte meine Not, ihren Inhalt dem Zugriff der Umstehenden zu entziehen; waren sie doch bis zu den Schafrändern mit Zigaretten und Zuckerzeug angefüllt. Als ich diesen Reichtum auf mein Lager ausschüttete, fielen mir zwei blitzende Anschnallsporen entgegen, die er

mir als Ersatz für diejenigen zgedacht haben mochte, die er mir kürzlich entwendet hatte.

Doch stand ein Ereignis bevor, das mich dem Burschen noch tiefer verpflichten sollte. Nach anhaltenden Gewaltmärschen, bei denen das Regiment in knapp zwei Wochen über sechshundert Kilometer zurücklegte, waren wir in das Quellgebiet der Wilija gelangt, wo wir noch in der gleichen Nacht einen Abschnitt zu sichern hatten. Zu der lang ersehnten Ruhe sollte es auch jetzt noch nicht kommen. Müde und fröstelnd hockten wir in den rasch ausgeworfenen Schützenlöchern. Kameraden sprachen von Oxenstjerna, der diese Landstriche einen guten Friedhof für fremde Heere genannt, und von Karl XII., der hier einen verlustreichen Krieg geführt hatte. Da meldeten Vorposten, daß die Einwohner des vor uns liegenden Dorfes fluchtartig ihre Häuser und Anwesen verließen, und schon krepiernten russische Schrapnells über den Dächern. Spähtrupps tauchten auf, die uns heftig beschossen, und neue Schützenschwärme gingen vor den brennenden Katen und Scheunen sprungartig vor, uns aus den Löchern an die Ufer der Wilija treibend. Ein mörderisches Feuergefecht setzte ein, dessen Geknatter und Getöse aus den nahen Wäldern schaurig widerhallte. Wir standen in einem verzweifelten Abwehrkampf gegen eine vielfache Übermacht. Von allen Seiten umzingelt, vor uns die in Flammen aufgehende Dorfschaft und im Rücken den Fluß, sah ich, wie die Reihen sich lichteten, die Ordnung verlorenging und die ins Wasser Gedrängten vom Sperriegel des Artilleriefeuers zerschlagen wurden.

Um mich herum lagen Tote, darunter Kameraden, die erst kürzlich mit mir an die Front gekommen waren. Von überall kam das Klagen und Stöhnen der Verwundeten. In der Ferne wurden Gefangene in die schwarze Nacht weggeführt. Angstvoll schnellte ich empor, um zu erkennen, daß jeder Sprung Verderben bedeutete. Nicht Mut und Kühnheit, Gefühle von Todesangst und Verlassensein peitschten mich hoch und jagten mich dem Ufer entgegen, an dem ich erschöpft und atemlos liegen blieb, nahe daran, mich aufzugeben. Vorübereilende zerrten mich weiter auf den einzigen noch gangbaren Pfad, bis wir unter Drangabe letzter Kräfte den Hügel erreichten, hinter den man vorsorglich die Handpferde vorgezogen hatte.

Aber auch hier krachten und barsten die Schrapnells. Gäule, denen Gedärme aus dem Bauche quollen, wälzten sich im Grase. Wer zeitig gekommen war, hatte sich ein Tier gegriffen und war davongeritten. Nur noch ein Rest war in der Gewalt der Pferdehalter. Verängstigt rissen die Tiere an den Trensen, schlugen und rissen sich los, um unter dem Getöse der Einschläge und dem Geschrei der Dragoner in wilden Sprüngen um die Hänge zu rasen. Leute, die Verwundete unter unsagbaren Mühen zurückgeschleppt hatten, ließen sie liegen und balgten sich, von der Panik mitgerissen, um ein Pferd, und wenn es jemandem gelungen war, sich in den Sattel zu schwingen, galoppierte er unter den Flüchen und Verwünschungen der Zurückgebliebenen hinaus in die Nacht.

Ich sah, zerschlagen und verzagt am Boden kauern, dem widerlichen Spektakel zu, ohne Hoffnung, den sich unter Hurrarufen nahenden sibirischen Scharfschützen noch zu entkommen, sah, wie Rüpel und Rücksichtslose die Schwächeren mitleidlos beiseite drängten, sich mit Fußritten Raum schufen und brutal um sich schlugen, wenn andere sich des gleichen Reittieres zu bemächtigen versuchten. Wieder fegte ein Hagel von Geschossen in das Gedränge. Schreie gellten auf, und das dumpfe Röhren sterbender Pferde vermischte sich mit dem Jammern der Getroffenen zu einem schauerlichen Chor. Im grellen Licht der Detonationen sah ich, wie verstörte Gäule ihre Reiter nicht aufsitzen ließen, nach den Bügeln schlugen und auswichen, weil sie die vorgehenden Russenschwärme witterten.

Angesichts dieses Schauspiels und bei meinem desolaten Zustand war mir entgangen, daß sich mir schrittweise ein Pferd genähert hatte. Ich bemerkte, wie es stutzend stehen blieb, schnaubend den Hals senkte, so daß der Schaum seiner Lefzen mir auf die Backe tröpfelte. Da erkannte ich es an dem weißen Bleß, an der Bandage, die ich ihm jüngst um eine Fessel gelegt, und sah in das Gesicht seines Reiters. „Taschenbre-

cher!“ — Es mußte verzweifelt geklungen haben; denn auch er brachte erschüttert und fassungslos nur die Worte hervor: „Minsch, Backsbütel! Wo kannt angahn!“ Aber da hatte er mich auch schon gefaßt, und ehe ich meine Arme um seinen Leib geschlungen hatte, war er auch schon mit mir den Abhang hinunter.

Jetzt erst sollte ich den vollen Umfang der Katastrophe erfahren. Taschenbrecher hatte seinen Fuchs verloren, den er schon in der Garnison geritten und jüngst erst von der Räude gesund gepflegt hatte. Die Stute war gestürzt und hatte sich dabei die Vorderhand gebrochen, so daß er sie erschießen mußte. „Backsbütel, de Tranen sünt mi wie Bäk de Backen dallopen. Ick bün wohrhaftig bedräuwt. Jeminee, wier dit ein Driewjagd! Nee, ick mag, ick kann nu ni mehr —“ Er berichtete, wie er meinen Rappen hatte herrenlos umherirren gesehen. Keiner hatte es gewagt, das vorn und hinten ausschlagende Tier zu packen. Doch bei seinem Anruf sei es sogleich in den Schritt gefallen, beim ruhigen Abklopfen still und zugänglich geworden. „Backsbütel, so ein Dirt is tru, äwer dei Minschen sünt ein Rott vun Röwer!

An meine Rückkehr, gestand er, habe er nicht mehr geglaubt, wo doch aus meinem Beritt kaum einer davongekommen war. „Ick wier ganz dalluhrig bi dit verdüwelte Jachern un Umherbiestern; äwer wegrieden. Backsbütel, un noch up dien eigen Pierd, dat hew ick nich öwert Hart bröcht. Na, nu ischa man allens gaud!“ Wir ritten schweigend durch die Nacht. Das Feuer der Geschütze war verstummt und wir waren mit unseren Gedanken bei den Zurückgebliebenen und ihren ungewissen Schicksalen. „Backsbütel“, fragte mich Taschenbrecher, „sünt wi hier nich an de Städ, wo eins to uns Vöröllerns Tiden de Kaiser Napoleon mit sin Suldaten torügtreckt is? Uns Schoolmeister hett uns dat liehrt: ‚Mit Mann und Roß und Wagen‘. De Grotvader vun uns ollen Scheper tohus wier ok darbie.“ Ich dachte an Smorgon. Wenige Tage nach dem Übergang über die Beresina war das mecklenburgische Kontingent unter Marschall Davout, auf wenige Köpfe zusammengeschmolzen, hungernd, frierend, in Lumpen gehüllt und von Kosaken verfolgt, diese Landstraße gezogen. Davon erzählte ich Taschenbrecher. „Nu möt wi uns up de Flüchtigen maken, Backsbütel! Mi kümmt dat Gräsen an!“ sagte er. In der Aufnahmestellung fanden wir die Reste der Eskadron. Das Regiment hatte die Hälfte seiner Gefechtskraft eingebüßt. Nun, wo der Morgen tagte, mochte der Feind den Gefallenen ein Grab an der Wilija schaufeln, und die Gefangenen waren wohl schon auf dem Weg nach Sibirien. Die Schwadron bestand nur noch dem Namen nach. Wir Zurückgekehrten wurden auf die anderen Eskadronen verteilt, und so sollte ich Taschenbrecher für lange Zeit aus den Augen verlieren.

Es ging bereits auf den zweiten Kriegswinter zu, als ich von Lehrgängen und Kommandos zur Truppe zurückkam. Der Vormarsch war zum Stehen gekommen und der Krieg zu festen Fronten erstarrt. Das Regiment hatte an den waldreichen Ufern der Düna Stellung bezogen, und die Pferde waren in rückwärtigen Dörfern untergebracht, wo deren Pflege und der Gamaschendienst die Tage füllten, während die Schützen etwa fünfzehn Kilometer feindwärts in frisch ausgeworfenen Gräben lagen und mit Postenstehen, Stellungsbau und dem Errichten von Unterständen beschäftigt wurden. Zu diesen ritt ich mit der nächsten Ablösung hinaus. Ich dachte an Taschenbrecher, für den eine traurige Zeit gekommen war. Die Monate freien Reiterlebens waren vorüber; es gab nichts zu requirieren, keine Patrouillen und keine Weiber mehr. An die Stelle der Abenteuer waren Stall- und Postendienst getreten, zu den Appellen mit Pferden solche mit Schuhzeug, Wäsche und eisernen Rationen. Wie mochte er sich mit diesem Wandel abgefunden haben?

In der Stellung gab es ein fröhliches Wiedersehen mit den alten Kameraden. Ich bemerkte manch neues Gesicht. Manches vertraute suchte ich vergebens. Dieser war gefallen, jener lag im Lazarett, andere taten Dienste als Meldereiter oder weilten zu Kursen auf fernen Truppenübungsplätzen. Auch „Panje“ fand ich nicht mehr. Ihn ersetzte ein junger Oberleutnant, der wegen seines arroganten, hochfahrenden Wesens unbeliebt war. Bei den Gesprächen hatte ich das Gefühl, als hätten sich Schatten der Freudlosigkeit auf die Schwadron niedergesenkt, und so zögerte ich in bänglicher Be-

sorgnis nach Taschenbrecher zu fragen. Was ich dann aber über ihn zu hören bekam, übertraf alles, was ich befürchtet hatte.

Taschenbrecher war festgesetzt. Täglich konnte er von der Division angefordert werden, wo das Kriegsgericht über ihn befinden sollte. Es hatte sich folgendes zugezogen. Der Schwadron waren am Wochenende wieder einmal Kontributionsgelder zugeflossen, namhafte Beträge, die höheren Orts der Truppe für eingebrachte Beute an Geschützen, Munition und Kriegsmaterial zugesprochen zu werden pflegten. Zugleich hatte die Markenderei Bier, Korn und Schnäpse zu den Schützen herausgeholt, so daß es bis in den Morgen hinein in den Unterständen hoch hergegangen war. Taschenbrecher war noch bezechet, als die Kameraden sich anschickten, auf der Lichtung hinterm Walde zum Karabinerappell anzutreten, dem einzigen Dienst, der auf den Sonntag angesetzt zu werden pflegte. Ihm hatte es mehr nach einem Remmidemmi gelüftet, und so war er denn, den Karabiner umgehängt, Feldflasche und Handgranaten am Koppel und von seinem Hunde „Wladimir“, dem kurzbeinigen Sprößling unbestimmbarer Dorfköter, begleitet, über die Brustwehr des Schützengrabens gestiegen und über das vom Feinde weithin einzusehende Vorfeld zur Düna hinuntergeschritten.

Die Russen, die am jenseitigen Ufer in ihren Postenlöchern standen, mochten ihren Augen nicht getraut und ihn anfänglich für einen Förster oder Sonntagsjäger gehalten haben; denn sie schossen nicht. Drunten am Steilufer des Stroms hatte Taschenbrecher zur Flasche gegriffen und auf den Kaiser Nikolaus einen Trinkspruch ausgebracht. Als dessen Soldaten, die seine Worte nicht verstanden, daraufhin schwiegen, bedachte er diese in homerischer Weise mit einer Kanonade von Schmähd- und Lästerreden. „Ji Schugels! Ji Slüngels, ji Dämelacks!“ schrie er hinüber, seine Knarre überm Haupt beschwingend, während der kläffende Köter närrische Sprünge vollführte. Eine Art Waffenruhe schien zwischen hüben und drüben eingetreten zu sein. Das Wissen um die Seligkeit, die der Trunk Männerherzen zu beschern vermag, mußte zwischen grauen und braunen Kriegern Bande menschlichen Verständnisses geschlungen haben, die jedoch jäh zerrissen, als der Betrunkene sich zu Boden warf und ein lebhaftes Gewehrfeuer eröffnete, das „Wladimir“ mit Geheul begleitete. Jetzt wurde von russischer Seite wiedergeschossen, so daß bald aus allen Löchern Blitze schlugen und auch die Posten anderer Truppenteile, die nicht ahnten, was vorging und nervös geworden waren, sich an der Knallerei beteiligten.

Dem Schützenführer und seiner Mannschaft droben hinterm Walde waren die Kugeln um die Ohren gepfiffen, worauf sie, einen feindlichen Feuerüberfall vermutend, sogleich den Graben besetzt hatten, von dem aus sie nun der Komödie am Flußufer zusehen konnten. Taschenbrecher hatte sich erhoben, ohne weiterhin beschossen zu werden, strauchelte und stürzte, kam wieder auf die Beine und fand das Gleichgewicht. Die Russen, die Spaß zu verstehen schienen, ließen ihn auch dann noch unbehelligt, als er eine Stielhandgranate abzog, sie bedenkligh lange in der Hand behielt, um sie im letzten Augenblick in die Luft zu schleudern, so daß sie hoch über den Wassern detonierte. Stürmischer Beifall von drüben ermunterte den Gefeierten, einen zweiten und einen dritten dieser tollkühnen Würfe zu tun, die den Kameraden im Graben droben Schauer des Grauens über den Rücken jagten. Dann trat er den Rückzug an.

Der Oberleutnant hatte dem mit eisigem Schweigen zugesehen. Er war nicht „Panje“ und brachte für Leute vom Schlage Taschenbrechers wenig Verständnis auf. Er befahl einem Wachtmeister den Betrunkenen festzunehmen und in den Offiziersunterstand zu schaffen. Den Rat des Sanitätsunteroffiziers, dem Arretierten Gelegenheit zu geben, erst einmal seinen Rausch auszuschlafen, lehnte er kurzweg ab. Das war ein psychologischer Fehler, für dessen Folgen er ein gewisses Maß von Mitschuld auf sich lud. Taschenbrecher hatte sich bemüht, sich zusammenzureißen und korrekte Haltung anzunehmen. Doch bewirkte der Anblick des Offiziers, der mit herrisch-abweisender Miene hinter dem Tische stand und so geraume Zeit schweigend verharrte, daß in dem Vorgeführten, der mit seiner neuen Umwelt haderte, die angestauten Gefühle

des Widerwillens und der Aufsässigkeit die Oberhand gewannen, zumal ihn der Vorgesetzte jetzt mit schneidenden Worten herunterputzte und mit kränkenden Bemerkungen nicht geizte. Taschenbrecher schoß das Blut in den Kopf, so daß das Feuermal an seiner Schläfe dunkelrot glühte. Unmerklich lösten sich die Handflächen von den Hosennähten, seine Rechte fuhr an den Stiefelschaft und pfeifend schnellte das Schlachtermesser durch die Luft, um in einem Balken der Rückwand federnd stecken zu bleiben. Um eine knappe Handbreite hatte es den Hals des Oberleutnants verfehlt. Widerstandslos ließ sich der Tobende dingfest machen und in den sogenannten „bombensicheren“ Unterstand abführen, in dem er vorerst festgesetzt wurde. Das war ein erst jüngst fertiggestellter, aus wuchtigen Baumstämmen und Eisenbahnschienen errichteter Bau, der die Grabenbesatzung bei schwerem Artilleriebeschuß aufnehmen sollte und in dem Munition, Sprengstoff und Bekleidungsstücke gelagert waren.

Bewegten Herzens hatte ich den Bericht der Kameraden angehört und sogleich beim Schützenführer vorgesprochen, um diesen zu bitten, mir eine kurze Unterredung mit dem Inhaftierten zu gewähren, was der Offizier zwar nicht rundweg ablehnte, mich aber ersuchte, mit Rücksicht auf den strafrechtlichen Charakter des Falles, von einem Besuch Abstand zu nehmen. In dieser Regelung sollte ich bald schon eine glückliche Fügung erblicken; hatte es doch in meiner Absicht gelegen, dem Häftling neben anderen erwünschten Dingen auch einen Vorrat von Zigaretten zuzustecken. Denn bevor es noch zu dessen Abtransport in die Etappe kam, trat ein Ereignis ein, das uns in panischen Schrecken versetzte und beinahe eine Katastrophe ausgelöst hätte.

Während jener denkwürdigen Nacht hatte ich gerade die Feldwachen an der Düna kontrolliert, als mich auf dem Rückweg zur Stellung ein älterer Landwehrmann, der am Ausgang des Laufgrabens Posten stand, auf einen hellen Lichtschein aufmerksam machte, der droben im Walde in beträchtlicher Höhe über dem Erdboden zu sehen war und den wir uns beide nicht zu erklären vermochten. Durch den Feldstecher nahm ich zwar wahr, daß es sich um ein flackerndes Feuer handelte, das sich aber nicht lokalisieren ließ; es schien weder aus einem Kamin der Unterstände aufzusteigen noch mit einem Baum, der Feuer gefangen haben konnte, im Zusammenhang zu stehen, zumal schon der erste Schnee gefallen war, so daß mit der Gefahr eines Waldbrandes nicht gerechnet werden brauchte. Beunruhigt durch die rätselhafte Erscheinung, beeilte ich mich, hinauf in den Graben zu kommen. Ich sollte schon bald erkennen, daß, meinen Vermutungen entgegen, zwischen den Unterkünften Feuer ausgebrochen war, die Flammen an Kiefern und Fichten emporzügelten, Nadeln, Zweige und Äste beleckten und auf die Wipfel anderer Bäume übergriffen. Es bestand tatsächlich Waldbrandgefahr. Rufe und Schreie wurden laut. In den Quartieren war es lebendig geworden. Von allen Seiten rückten Mannschaften mit Eimern, Spitzhacken und Schaufeln an. Jetzt sah ich, daß der „bombensichere Unterstand“ in Flammen stand. Überall sah ich erregte Gruppen schimpfend und wetternd vor Zorn um die Wasserlöcher versammelt, vergeblich sich mühend, die Eimer in die vereisten Öffnungen einzuführen, um zu hinreichendem Löschwasser zu gelangen. So war es auch bei den Russen drüben lebendig geworden. Der große Bunker brannte lichterloh. Die Massen verglühender Patronen und Geschosse zischten und pufften. Handgranaten und Sprengstoff nährten die Glut, und die mächtigen Bohlen stürzten, Funkenschwärme im weiten Umkreis versprühend, donnernd und krachend zusammen.

Vergeblich rief man nach Taschenbrecher. Immer wieder schrie der Schützenführer mit qualmerstickter Stimme seinen Namen, legte selbst mit Hand an, um die eisenbeschlagene Bunkertür, die Äxten und Brechstangen zäh widerstand, aus den Angeln zu heben; aber an allen Stellen traten die Nachsuchenden mit versengten Uniformen und rußigen Gesichtern nur ratlos mit den Schultern zuckend aus den Schwaden des Rauches, um jetzt alles daranzusetzen, die Feuersbrunst einzudämmen. Die Stämme ringsum glichen den Säulen einer Kirche, an denen die Kerzen in den Kandelabern ihren feierlichen Schein emporgeistern ließen. Bisweilen rauschte die Schneelast von den Zweigen nieder, wenigstens hier und dort die Flammen erstikend. Von irgendwoher wurde der Hund, an den niemand gedacht hatte, gerufen:

„Wladimir! Hier ist der Hund!“ Mit eingezogener Rute irrte das geängstigte Tier durch die glimmende Kohle und Asche, die, vom Nachtwind wieder entfacht und emporgetragen, das Zweigwerk erneut in Flammen setzte, während die dumpf niederklatschenden Sandsäcke den Herd des Brandes schließlich zum Erlöschen brachten. Stunden waren vergangen, als die Gefahr endlich gebannt war. Müde und zerschlagen umstanden wir die schwelenden Reste des Bunkers. „Wo in aller Welt ist nur Taschenbrecher!“ Die Frage, die nicht verstummen wollte, bewegte alle, die in jener Nacht noch auf Posten zogen oder schlaflos auf den Pritschen lagen. Vermutungen wurden geäußert, Möglichkeiten erwogen, Hoffnungen aufgeworfen, um sich die schaurige Wirklichkeit vom Leibe zu halten und den erregten Nerven Entspannung zu verschaffen.

In Abständen lief dieser oder jener zur Unglücksstätte; aber die dort postierten Feuerwachen hatten auch nichts anderes zu berichten als das, was jedermann ohnehin wußte. Ob das Feuer durch unachtsames Umgehen mit Streichhölzern oder durch Selbstentzündung entstanden war, ob der Gefangene es aus Rachsucht angelegt oder Freiheitsdrang ihn zur Brandstiftung getrieben hatte, das blieben Fragen, die die Gemüter noch lange Zeit bewegten, und es stand auch dann noch nicht besser um unser Wissen, als Justizpersonen und Brandexperten Schutt und Asche durchsuchten. Der verglühte Freßnapf des Hundes, Gewehrläufe und Uniformknöpfe wurden haufenweise geborgen, doch keiner der Taler aus den Tagen der Schwedenkönige und des Franzosenkaisers. Was hätte man schließlich dem Umstand entnehmen können, daß „Wladimir“ seit jener nächtlichen Stunde nicht mehr gesehen worden war? Die stumme Kreatur vermochte keiner zu befragen und niemand mehr als das Wörtchen „Vermißt“ über das Schicksal Taschenbrechers zu schreiben, das heute noch hinter seinem Namen unter den sechshundert anderen in der Verlustliste des Regiments zu lesen ist, dessen ruhmreiche Geschichte Taschenbrechers sonst nirgends gedenkt.

Was hat denn auch der Dragoner Taschenbrecher schon mit der Historie zu tun, wo doch beides, seine Geburt und sein Tod, im Dunkel liegen. In der Schlacht von Marathon war einst ein Mann erschienen, ein Bauernknecht nach Kleidung und Gestalt, der in den Kampf eingegriffen und mit der Pflugschar viele Barbaren erschlagen hatte, um dann unbemerkt zu verschwinden. Uns ist während eines abenteuerlichen Feldzuges, der schon im Mythischen zu verdämmern beginnt, Willem Taschenbrecher begegnet, aufrüttelnd und erfrischend die einen, befremdend, erheiternd für die anderen, allen aber das Bild urwüchsiger Kraft im Guten und im Bösen. Wie ein Stück Wildnatur, das nur in den unabsehbaren Weiten des Ostens und inmitten eines bewegten Reiterlebens zu gedeihen vermochte, steht seine Gestalt in meiner Erinnerung.

„Deutsche, geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seid, tretet ein in die euch aufgetane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernt und heiligt sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt von ihr ab.“

Jakob Grimm

Über den guten Willen

Von Immanuel Kant

Es ist überall nichts in der Welt, ja auch überhaupt außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden als allein ein Guter Wille. Verstand, Witz, Urteilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Mut, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze als Eigenschaften des Temperaments sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswert; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigentümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es eben so bewandt. Macht, Reichtum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande unter dem Namen der Glückseligkeit machen Mut und hierdurch öfters auch Übermut, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüt und hiemit auch das ganze Prinzip zu handeln berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens zielt, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein auszumachen scheint.

Pietà

Weißt du, mein Sohn, wie ich um dich gelitten!
Nun liegst du quer in meinem Schoß
Wie einst als Kind so nackt und bloß.
Du hast ohn Furcht um deinen Gott gestritten.

Dir waren alle Feind von Anbeginn.
Die Jünger ließen dich im Stich
Zu jener Stund, da alles wich.
Du gabst dem Leben einen neuen Sinn.

O meine Tränen hab ich ganz vergossen.
Was du gelegt in Menschenherzen
Und drum gelitten viele Schmerzen,
Das mag in mehr als tausend Jahr noch sprossen.

Fritz Hagemann

Buchbesprechungen

Bad Schwartau^{es} aus Vorzeit und Gegenwart

Verlag Gust. Weiland Nachf., Lübeck

151 Seiten mit 61 Abbildungen, 15 Karten und 1 Zeichnung

Max Steen, der bekannte Erzähler und Schriftsteller der niederdeutschen Sprache, beginnt das vorliegende, in jeder Hinsicht gelungene Buch mit einem geologischen und vorzeitlichen Überblick über den Schwartauer Raum.

Sein überaus verdienstvolles Werk ist die Krönung von sich über mehr als 25 Jahre erstreckende Forschungen über die 800jährige Siedlungsgeschichte seiner Heimat. Es zeigt den Wandel der bäuerlich-kleinstädtischen Kultur eines im ehemaligen Fürstentum Lübeck liegenden Gemeinwesens, das sich bereits 1215 um eine Bischofsmühle entwickelt, 1741/42 das Marktprivileg und 1912 vom Landesherrn, dem Großherzog von Oldenburg, den Status einer Stadtgemeinde erhält. Im gleichen Jahr wird Schwartau wegen einer jodhaltigen, zu Heilzwecken ausgenutzten Sole die Bezeichnung Bad zuerkannt.

Das ehemalige Kapiteldorf Groß-Parin, das Bauern- und Arbeiterdorf Rensefeld (bereits 1177 als Bischofsdorf erwähnt) und das sich auf der Feldmark des heute verschwundenen, schon 1197 erwähnten Dorfes Cleve, seit 1904 sich zu einer blühenden Villenkolonie entwickelnde Cleverbrück, wurden 1934 der Stadtgemeinde Bad Schwartau eingegliedert. Heute ist Schwartau mit etwa 17 000 Einwohnern die größte Stadt des Kreises Ostholstein.

Von der sich einst auf Schwartauer Flurgebiet befindlichen, etwa 1134 zerstörten, wendischen Königsburg Lubeke (Alt-Lübeck) berichtet das Buch über die jüngsten Forschungsergebnisse.

Erzählungen aus der Zeit des Nordischen Krieges, aus den schweren Jahren der Franzosenzeit von 1806 bis 1813, Berichte über den Durchmarsch der Truppen des Deutschen Bundes zum Schleswig-Holsteinischen Befreiungskrieg von 1864 und Erinnerungen alter Schwartauer Bürger runden das Lokalkolorit unterhaltend ab.

Nicht unerwähnt bleiben soll die wertvolle Ergänzung durch die 1971 im Eigenverlag herausgegebene Schrift des Verfassers: „Die Hausgrundstücke und ihre Bewohner im alten Schwartau (1644 bis 1900).“
Dr. Ing. Ludwig Rasper

Otthinrich Müller — Ramelsloh, Reinbek,
legt ein

Drama König Knut

vor. Es ist im Europäischen Verlag in Wien 1973 erschienen.

König Knut, der große Däne, dem die Vereinigung aller Nordreiche gelang: Dänemark, Norwegen, Schweden, England, Schottland.

Knut und Konrad II (der Salier) planten die Vereinigung des Nord- und des Mittelreiches.

Konrad: Söhne eines großen Volkes sind wir,
Schicksalszwillinge, König Knut,
Zwei Gleiche mit einer Seele!
Was wir ersehnen, erstreben wir beide.
Was wir ablehnen, ist einem jeden von uns
In tiefster Seele zuwider!
Laß uns die Stunde in bewußter Gemeinsamkeit,
In fröhlicher Hoffnung vereint, genießen!

Ein packendes Spiel voller Dramatik. Die vielschichtigen Probleme des aufsteigenden Mittelalters (es ist die Zeit um das Jahr 1000 n. Chr.) werden lebendig:

Heidentum und Christentum, Königtum und Adel. Kaisertum und Papsttum. Regionale Probleme des Nordens.

Aber auch viel einzelmenschliche Dramatik: König Knut und seine Parallelfikturen, der Thorpriester Ermenrich, König Ironside, Der Bischof von Rom.

Ein geschichtliches Drama? Ein Drama der Geschichte zur Überwindung der Geschichte.

Warum schrieb der Verfasser es?

Die Vereinigung der Nordreiche und des Mittelreiches als Kern der Vereinigten Staaten von Europa?

Ein Drama? Eine Tragödie? Der Verfasser will es als Drama: König Knut ist nicht gescheitert:

Erstlinge sind Einmalige!

Ihr Leben ist Opfergang!

Das Leben strebt über sein höchstes Hindernis hinaus!

Dabei vollzieht sich der Überschreitende selbst!

Große Themen, energiegeladen und voller Weisheit behandelt, wie alles, was der Verfasser aufgreift!

Zu diesem Wurf kann man ihn beglückwünschen!

—z.

Ganz Deutschland lacht

Die Landschaften des deutschen Humors. 1500 Witze Verlag Kurt Desch

In den vorhergehenden Heften des Carolinum haben wir 5 Einzelbändchen dieser Reihe besprochen, auch Proben daraus gebracht und sie zur Anschaffung wärmstens empfohlen. Der Desch-Verlag legt nun einen kompakten Band von fast 500 Seiten vor, in dem er uns eine Auswahl aus den 22 Einzelbändchen präsentiert. Man muß schon sagen, daß das eine verlegerische Großtat bedeutet, die höchste Anerkennung verdient. Wer dieses einzigartige Werk erwirbt, wird bestimmt auf seine Kosten kommen. So viel Freude durch Lachen oder Lächeln gibt es sehr selten in unserer Zeit bei einem Buch.

Lehmbecker

Die Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs, herausgegeben vom Rat der Stadt Neubrandenburg, erfreut uns in ihrem außerordentlichen Publikationsfleiß mit 2 Heften von Annalise W a g n e r, auf die wir Interessenten hinweisen:

1. Heft 11 „Anekdoten und Geschichten aus dem ehemaligen Land Mecklenburg-Strelitz“ (1973)

2. Heft 13 „Die Teufelmühle und andere Sagen von Drachentöttern, Räubern und Wiedergängern.“ Illustriert von Werner Schinko (1973)

Eine sehr interessante Sammlung mit einem wertvollen Nachwort hat Siegfried Armin N e u m a n n unter dem Titel „Plattdeutsche Legenden und Legendenschwänke aus Mecklenburg“ in der Evangelischen Verlagsanstalt in Berlin herausgebracht. Wir geben daraus eine köstliche Probe „Die Seeleute in der Hölle“ auf der Seite 126 dieses Heftes wieder.

Romanische Taufsteine in mecklenburgischen Kirchen

Von Friedrich S c h e v e n

Als ich 1952 nach Burg Stargard kam, fiel mir sogleich der granitene Taufstein in die Augen, der damals im Burggarten stand und im Sommer mit Blumen geschmückt war (Abb. 1). Er wurde bald auf meine Veranlassung in die Stadtkirche gebracht und dort in der Turmvorhalle aufgestellt. So fand er den Platz wieder, den er vor Jahrhunderten innegehabt hatte. Denn daß der Taufstein ursprünglich seinen Standort in der Kirche des Ortes — im Mittelalter eine dreischiffige Basilika aus dem 13. Jahrhundert, jetzt nach Beseitigung der Seitenschiffe eine schlichte Saalkirche in den Formen des 18. Jahrhunderts¹⁾ — hatte und nicht etwa in der Burgkapelle, dürfte keinem Zweifel unterliegen. In der Zeit der ersten Christenheit hatte nur der Bischof das Recht zu taufen. Aber schon in der Frühzeit wurde es mit der Ausbreitung des Christentums notwendig, nicht nur die Tauffrage zu vermehren, sondern auch jedem Priester zu gestatten, in seiner Kirche jederzeit die Taufe zu vollziehen. Das Taufrecht wurde so mit dem Pfarramt verbunden. Die Stargarder Burgkapelle aber war keine Pfarrkirche und konnte somit keine Tauffünte haben. Das Auffallende an dem Stargarder Taufstein sind drei aus dem Becken flach hervortretende Köpfe am oberen Rand. Die Frage nach dem Sinn dieser Köpfe hat mich seitdem immer wieder beschäftigt, ohne daß ich zunächst eine befriedigende Antwort fand.

Taufsteine ähnlicher Art sind weitverbreitet. Sie finden sich aus Granit gearbeitet in weiten Teilen Norddeutschlands, aus Sandstein oder Namurer Blaustein (Marmor) in vielen Kirchen am Niederrhein und Westfalens, ebenso in Süddeutschland. Sie haben zum großen Teil die genannten vier Köpfe am Kessel oder auch am Fuß, daneben anderen vielfachen, oft schwer zu deutenden Bildschmuck²⁾. Im alten Strelitzer Land stehen solche Füntes außer in Stargard, mit den üblichen Köpfen, aber auch mit anderem Bildwerk geschmückt, in Dahlen, Liepen, Rühlow und Neetzka, im früheren Ratzeburger Landesteil in Carlow. Dazwischen finden sie sich breitgestreut im früheren Schweriner Land. Als Beispiele seien zunächst nur genannt: im Osten in Gielow bei Malchin und in Groß Gievtitz bei Waren, in der Mitte des Landes in Hohen Viecheln bei Schwerin und in Hohenkirchen bei Bützow, im Westen in Pokrent bei Gadebusch und in Groß Eichsen bei Grevesmühlen. Das sind nur einige Beispiele. Andere Granitfüntes aus mecklenburgischen Kirchen werden noch weiterhin genannt werden. Alle diese Taufsteine haben die charakteristischen vier Köpfe, am oberen Rand oder am Fuß. Daß auch der Stargarder Taufstein ursprünglich vier Köpfe hatte, dürfte keine Frage sein. Es ist anzunehmen, daß der vierte Kopf, vielleicht nach Beschädigung, abgeschliffen wurde, als man den Sinn dieses Bildmotivs nicht mehr verstand. Vielleicht wollte man mit den übrigen drei Köpfen ein Sinnbild der Dreieinigkeit geben. Das mag im 17. oder 18. Jahrhundert geschehen sein.

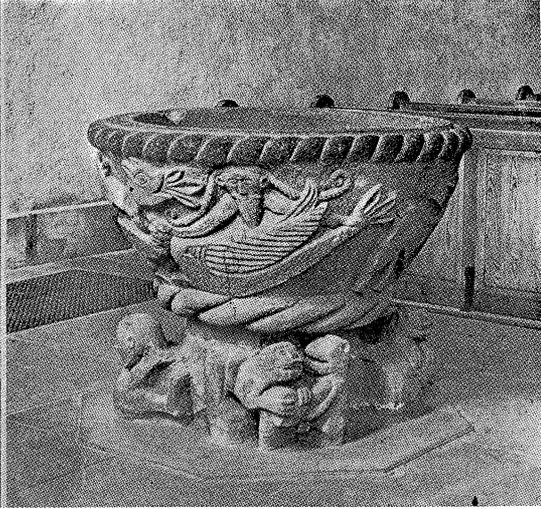
Wenn im folgenden eine Übersicht über die romanischen Taufsteine in Mecklenburg gegeben werden soll, so kann das nicht in geschichtlicher Abfolge ihrer Entstehung geschehen, denn die Anhaltspunkte für eine Datierung sind gering. Bis zu einem gewissen Grad aber mag das Material auf die Entstehungszeit hinweisen: Die Granitfüntes sind wohl größtenteils älter als die aus Kalkstein. Das gibt einen Gesichtspunkt für die Gliederung der folgenden Darstellung. Einen weiteren soll die bildne-

¹⁾ Nach der 1956 erfolgten Freilegung zweier mittelalterlicher Pfeiler mit Würfelkapitellen an der Südseite der Kirche ist die ursprüngliche Anlage wieder offensichtlich.

²⁾ Als Literatur seien dazu vorläufig genannt: Georg Pudelko, Romanische Taufsteine. Berlin 1932 und Walter Zimmermann, Romanische Taufsteine am Niederrhein in Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein in Heft 155/56. Düsseldorf 1954.



Taufstein von Burg Stargard



Taufstein aus Freudenstadt

rische Gestaltung der Steine geben. Zuerst soll dem Sinn der vier Köpfe nachgegangen werden (Abschn. I). In einem weiteren Teil wird die christliche Symbolik auf den anderen Steinen betrachtet werden (Abschn. II), zum Schluß die bildnerische Gestaltung der übrigen Taufsteine romanischer Zeit.

I. Taufsteine mit schützendem (apotropäischem) Bildwerk.

Was bedeuten die vier Köpfe? Um ihren Sinn zu verstehen, muß man auf die große Zahl solcher Fünfen aus dem 12. und 13. Jahrhundert sehen, deren Becken außer den vier Köpfen noch weiteren plastischen Schmuck, meist Fabeltiere der verschiedensten Art aufweisen. Das bekannteste Stück steht in der Pfarrkirche zu Freudenstadt, wo es vielen Schwarzwaldreisenden in die Augen gefallen sein wird (Abb. 2). Es stammt aus einem der nahegelegenen Klöster, Alpirsbach oder Hirsau, und gehört in die Zeit um 1100. Es mag hier als Beispiel für viele andere Taufsteine mit ähnlichem Bildschmuck dienen. Das Taufbecken zeigt eine zahlreiche Tierversammlung in Flachrelief, ebenso die Stütze, die von z. T. freiplastisch herausgearbeiteten Ungeheuern umringt ist. Die Inschrift lautet: „Evomit infusum homo cervus ab angue venenum“ (Der Hirsch speit das von der Schlange herbeigebrachte Gift aus). Dazu gehört das Bild eines die Schlange verschluckenden Hirsches, die er nach dem Genuß von Wasser wieder von sich gibt. Bild und Inschrift beziehen sich auf die mittelalterliche Sage, daß der Hirsch mit seinem Schnauben die Giftschlangen aus ihren Löchern zieht und sie nach dem Genuß von Wasser wieder ausspeit und sie tötet. Die Beziehung der Symbolik auf Taufe und Dämonenglaube ist offensichtlich.

Ähnliches Bildwerk ist auch an anderen Stellen mittelalterlicher Kirchen zu sehen. Besonders sind es Säulenkapitelle und Schlußsteine im Gewölbe, die solche Monstren und dämonischen Tiere aufweisen. Sie treten aber auch in Gewölbemalereien auf. Ein umfassendes, bilderreiches Werk hat Wera von Blankenburg diesen Sagentieren gewidmet unter dem Titel „Heilige und dämonische Tiere“ (Leipzig 1943)³⁾. Wir kennen solche Tierbilder auch in Mecklenburg. Die glasierten Ziegelsteine mit Tiergestalten in Boitin bei Bützow und in Steffenshagen bei Kröpelin seien zuerst genannt (Abb. 3). Die

³⁾ Für eine geschichtliche und kunstgeschichtliche Gesamtübersicht der Dämonologie sei genannt: Alfons Rosenberg, Engel und Dämonen. München 1967.

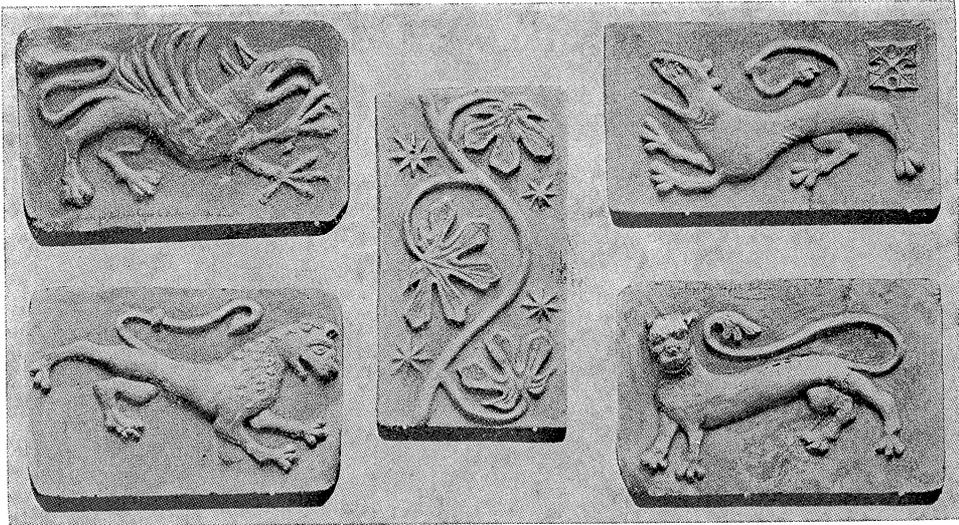
Bildwerke, um die es sich hier handelt, sind wiederholt abgebildet. Außer in dem Schlie'schen Inventarwerk finden sich gute Abbildungen der Steffenshäger Fabeltiere in Gottfried Holtz, *Kirchen auf dem Lande* und Günther Gloede, *Kirchen im Küstenwind*⁴⁾. Eine reich bebilderte Abhandlung hat Gottfried Holtz den Boitiner und Steffenshäger Bildwerken gegeben unter dem Titel „Der geistliche Tierkampf“ in der *Wissenschaftl. Zeitschrift der Universität Rostock* 1954. Einen kürzeren Aufsatz zu denselben Bildwerken hat Holtz 1957 in der *Mecklenb. Kirchenzeitung* (Nr. 35) geliefert. In Boitin ist in der Ostwand der Kirche über dem Granitsockel eine durchlaufende Reihe von glasierten Ziegeln zu sehen, die in gleichmäßiger Wiederkehr einen Löwen und einen Lindwurm zeigen, die sich in Kampfesstellung zugewandt sind. Dieselben Tiere umgeben das Südportal, das einst den Eingang für die Laien bildete. Hier sind die Tierbilder so geordnet, daß auf der einen Seite die Reihe der Löwen aufzieht, auf der anderen die der Lindwürmer (Drachen). Der Löwe ist auf mittelalterlichen Bild Darstellungen der König der Tiere und als „Löwe von Juda“ das Bild der Macht und Stärke und weiterhin des Sieges Christi. Der Drache, geflügelt oder ungeflügelt, ist in der mittelalterlichen Dämonologie das Sinnbild für Tod und Teufel. In diesem Sinn treten sich Löwe und Drache an der Chorwand der Boitiner Kirche, die Ende des 13. Jahrhunderts erbaut sein wird, gegenüber. Daß auch die frühere Laienpforte mit den gleichen Tieren geschmückt ist, ist darin begründet, daß gerade das gemeine Volk als dem Angriff des Bösen ausgesetzt galt. Den Laien insbesondere sollte immer wieder vor Augen gestellt werden, wie die dämonischen Mächte mit dem Eingang des Christentums keineswegs ihre ganze Macht verloren haben, sondern immer wieder noch in den heiligen Bereich der Kirche einzudringen versuchen. G. Holtz hat einleuchtend dargestellt, daß diese, in Mecklenburg einzigartige Darstellung des Kampfes der Welt der Dämonen mit dem Reich Christi, in Boitin in Zusammenhang steht mit dem „Boitiner Steintanz“, einem noch heute deutlich erkennbaren Mittelpunkt heidnischer Frömmigkeit.

In Steffenshagen, einem der Boitiner Kirche etwa gleichzeitigen Bau aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts, sind ähnliche glasierte Formziegel mit Tieren der christlichen Sage zu sehen. An der äußeren Chorwand sind 10 Reihen glasierter Formziegel in die Wand eingefügt, die jeweils auf 3 Lagen gewöhnlicher Ziegel folgen. Sie stellen ebenso wie in Boitin dämonische Tiere dar, abwechselnd mit Bändern von Weinranken. Hier ist wieder der Löwe zu sehen, neben ihm der Panther, beides Verkörperungen der guten Mächte. Ihnen stehen Tiger und Greif gegenüber. Der Greif, ein Mischwesen aus Löwe und Adler, dessen geistige und formale Herkunft sich bis nach Sumer zurückverfolgen läßt, ist in der mittelalterlichen Dämonologie ebenso wie der Drache Verkörperung des Bösen. Dasselbe gilt von dem Tiger. Er ist in Steffenshagen als teuflisch durch den Knoten in seinem Schwanz gekennzeichnet. Der Panther andererseits ist nach dem Sagenbuch des Mittelalters, dem „*Physiologus*“⁵⁾, der Todfeind des Drachen und steht ihm auch hier kämpferisch gegenüber so wie der Löwe dem Tiger. „Selbst die Wände der Kirche werden von dämonischen Tieren heimgesucht, die in Geschwadern wohlgeordnet über sie dahinziehen“, schreibt G. Holtz. Aber die Mächte des Bösen haben keinen Zutritt zur Kirche, Löwe und Panther treten ihnen brüllend entgegen. Gleichfalls die Mächte des Bösen abwehrend stehen im Gewände des Südportals die Apostel in einem Fries, ebenfalls aus glasierten Ziegeln, mit Schwertern bewaffnet.

Die Formziegel in Boitin und Steffenshagen sind in Mecklenburg einzigartig, vielleicht findet sich auch anderswo kaum etwas Ähnliches. Aber verwandte Bilder von Dämonen und Fabeltieren, in Stein gehauen oder als Wandmalereien, sind auch in anderen mecklenburgischen Kirchen zu sehen. Als Beispiele seien genannt die plastisch

4) Gottfried Holtz, *Kirchen auf dem Lande*. Ev. Veg. Anst. Berlin. Günther Gloede, *Kirchen im Küstenwind*. ebd. 1970.

5) Der aus der Zeit der alten Kirche stammende „*Physiologus*“ war während des ganzen Mittelalters Leitfadens der Symboltheologie für Kleriker und Steinmetzen und so Hauptquelle für die Darstellung dämonischer Tiere.



Formziegel von der Chorwand der Kirche in Steffenshagen

stark hervortretenden Bildwerke an den Kapitellen der Mittelpfeiler der Stiftskirche in Bützow aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sie zeigen in bunter Folge Masken, Monstren und menschliche Gestalten, die im einzelnen oft schwer zu deuten sind. Verwandt damit ist der Tierfries an der Marienkirche in Greifswald (um 1310). Er zeigt zwischen Weinlaub Löwen, Sphinx und anderes Getier⁶⁾.

Die Dämonenfurcht und ihre Abwehr durch Christus mag weiterhin auch ein Beispiel aus der Kleinkunst zeigen: die Zierscheibe von Gamehl, Kr. Wismar. Sie wurde 1892 auf einem Gräberfeld gefunden. Es ist eine Gewandnadel, die als Schmuckstück getragen wurde. Sie lag auf der linken Schulter eines Beerdigten in einem wendischen Skelettgräberfeld, und stellt in der Mitte Christus dar mit segnend erhobenen Händen. Rings um ihn toben geifernde Drachen und Dämonen, gebannt aber durch die Macht des Heilandes⁷⁾.

Als Beispiele für dämonische Bilder in Gewölbemalereien des 13. Jahrhunderts sei die kunstgeschichtlich und ikonographisch höchst bedeutsame Malerei in der Marienkirche in Röbel genannt. Sie wurde bei Restaurierungsarbeiten 1850 aufgedeckt. Man glaubte aber auf ihre Wiederherstellung verzichten zu können und begnügte sich mit der Anfertigung von Kopien, die in vorzüglicher Wiedergabe in dem Schlie'schen Denkmälerwerk Bd. V S. 482 zu sehen sind. Sie stammen aus der Erbauungszeit der Kirche (Mitte 13. Jahrhundert). Für unseren Zusammenhang sind bei diesem Bildschmuck von besonderem Interesse die Monstren und absurden Gestalten, die sie zeigen: ein Menschen verschlingendes mehrköpfiges Ungeheuer in der westlichen Gewölbekappe und ein Untier mit Menschenleib, das mit seiner Hand seinen schlangenähnlichen Schwanz hält. Hieronymus Bosch oder in neuester Zeit Picasso und Marc Chagall könnten keine phantastischeren Gestalten erfinden. Auf einem anderen Bild reitet ein christlicher Ritter dem wildausgreifenden Drachen entgegen und stößt ihm seine Lanze in den Rachen.

Die 1964 freigelegten Malereien in der Dorfkirche zu Groß Giewitz aus der Zeit um 1280/90 sind dagegen wieder hergestellt und zeigen Monstren, die denen der Friese in

⁶⁾ Abb. in Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler Bd. III und für Greifswald: Deutsche Kunstdenkmäler Bezirke Nbr., Rostock und Schwerin 1970.

⁷⁾ Abb. Schlie a.a.O. Bd. II S. 335. Siehe dazu weiter Meckl. Jahrb. 58 S. 226 und 71 S. 201.

Boitin und Steffenshagen ikonographisch verwandt sind⁸⁾). Zwei Ungeheuer, halb Tier, halb Mensch, deren teuflische Herkunft der Knoten in den Schwänzen zeigt, gehen auf einen hinter einem Fisch stehenden Mann los, der seinen Pfeil auf sie richtet. Der Fisch als urchristliches Symbol Christi kennzeichnet ihn als zu dem Gotteshaus gehörig, in das diese teuflischen Gestalten eingedrungen sind.

Dem späten Mittelalter gehören dagegen die 1951 aufgedeckten Wandmalereien in dem Chorgewölbe der Dorfkirche zu Görmin, Kr. Demmin an⁹⁾). Sie zeigen, wie sich die hochmittelalterlichen Vorstellungen von Dämonen und teuflischen Tieren bis ins späte Mittelalter erhalten haben. Die Untiere, die hier die gefangenen Menschen mit einer Kette umfassen und dem Höllenrachen zutreiben, mögen ihre Vorbilder in Katzen, Ziegen und Hunden haben. Die frühmittelalterliche Symbolik des Physiologus ist hier wohl nicht mehr bekannt.

Was in diesen Wandmalereien zeichnerisch dargestellt ist, hat, so mag abschließend noch gesagt werden, seinen literarischen Ausdruck gefunden in dem Teufelsspiel des sog. „Redentiner Osterspiels“, das 1464 auf dem Klosterhof in Doberan vollendet wurde. Es schildert, wie Luzifer seine Diener aussendet, um Beute für die Hölle zu fangen. Die teuflischen Ungeheuer konnte der Verfasser nicht in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit schildern. Ein Bild von seinen Vorstellungen geben aber die etwa gleichzeitigen Bilder in der Kirche zu Görmin.

Mit dem Redentiner Osterspiel war aber der Teufel aus der religiösen Sphäre, in die er im hohen Mittelalter hineingehörte, in die des weltlichen Spiels übertragen. Er war damit der Teufel geworden, mit dem man seinen Spott trieb. Das wurde in der protestantischen Kirche im 17. und 18. Jahrhundert in hohem Maße der Fall. Das zeigen die bekannten skurrilen Inschriften in der Doberaner Kirche¹⁰⁾.

In den von heidnischem Aberglauben noch stark erfüllten Gemeinden des 12. und 13. Jahrhunderts wurden aber die Bilder, die ihnen in ihren Kirchen vor Augen gestellt wurden, ernstgenommen. Ihnen wurde darin eine Wirklichkeit vor Augen gestellt, die ganz real genommen und gefürchtet wurde. Das ist der Hintergrund, auf dem das Bildwerk der Steinfünften dieser Zeit gesehen werden muß. Um aber ihre Symbolik und ihren bildlichen Schmuck zu verstehen, muß man zuvor die Taufe selbst und ihre Stellung in der mittelalterlichen Kirche kennen.

Das Heidentum galt der Kirche seit alters als das Herrschaftsgebiet des Satans und der Dämonen. Wie bildhaft das noch in der mittelalterlichen Kirche verstanden wurde, zeigen die im Vorhergehenden besprochenen Bilder in Kirchen des 13. Jahrhunderts. Die angehenden Christen, die in der alten Kirche oder in den Missionsgebieten des Mittelalters (Wenden) der Welt Gottes und Christi zugeführt werden wollten, mußten deshalb ausdrücklich vom Satan und seinen Werken freigestellt werden. Das geschah im Exorzismus, den die römische Kirche seit alters unter Berufung auf Mt. 10.8 übt. Die liturgische Form besteht aus Handlungen (Kreuzeszeichen, Handauflegung) und Worten. Luther hat in seinem Taufbüchlein von 1526 an diesen alten Formen bei der Taufhandlung festgehalten. „Darum wolltest du bedenken“, so heißt es da, „wie es durchaus kein Scherz ist, wider den Teufel zu handeln und denselben nicht allein von dem Kindlein verjagen, sondern auch dem Kindlein solchen mächtigen Feind sein Leben lang auf den Hals laden“. Darum soll bei der Taufe die Austreibung des Satans nach Luthers Worten vorgenommen werden und ihr die „Abrenuntiatio diaboli“, die Absage von dem Teufel, folgen, nicht bloß bei der Taufe von Erwachsenen, sondern auch bei Kindern, bei denen die Paten die Antwort erteilen auf die Frage

⁸⁾ Abb. s. Deutsche Kunstdenkmäler Bez. Nbr., Rostock, Schwerin S. 102.

⁹⁾ Denkmalpflege in Mecklenburg. Jahrbuch 1951/52 S. 10.

¹⁰⁾ In dem Beitrag „Das fiel mir ein“ in Nr. 67 dieser Zeitschrift werden die Verse fälschlich als mittelalterlich angesprochen. Sie stammen aber aus dem 18. Jahrh., ebenso der Vers über der Bülow-Kapelle (s. dazu Schlie a.a.O. Bd. 3, S. 640). Übrigens Grabplatten, wie die Verfasserin annimmt, hat es zu diesen auf Holzwänden gemalten Sprüchen nie gegeben.



Taufstein von Dobbin gefunden in der „Döpe“

des taufenden Pastors: „Entsagst du dem Teufel und seinen Werken?“ Erst wenn die Paten mit „Ja“ geantwortet haben, wird die Taufe durch Eintauchen oder Begießen vollzogen. So hat Luther es von der römischen Kirche übernommen, und so hat es die lutherische Kirche, also auch die beiden mecklenburgischen, bis ins 19. Jahrhundert festgehalten¹¹⁾).

Wie die alte Kirche und das Mittelalter ganz reale Bilder vom Satan und seinen Dienern vor Augen hatte, zeigen die Formziegel aus den Kirchen in Steffenshagen und Boitin und die Gewölbemalereien in Röbel und Groß Giewitz. Dasselbe drücken auch viele Bildwerke auf mittelalterlichen Taufsteinen aus. Für die Freudenstädter Fünfte gibt G. Pudelko¹²⁾ nachstehende Deutung: „An den Sockel sind die Mächte der Finsternis gebannt, die in den Schlünden der Erde dem Menschen auflauern. Ihr beherrscher ist Loki. Mit Händen und Füßen ist er an Felsen gekettet als Symbol für den in der Unterwelt gefesselten christlichen Teufel. Ein Seilband schließt den Bereich der Hölle von der Kuppel ab. Hier tobt der Kampf des bösen und des guten Prinzips um die Seele des Menschen auf Erden. Wie sich der Hirsch nach Wasser sehnt, so triumphiert der Gerechte in Christus über die Nachstellungen der Hölle.“

Von hier aus sind auch die vier Köpfe an den mittelalterlichen Taufsteinen zu verstehen, auf die oben, von dem Taufstein in Burg Stargard ausgehend, hingewiesen wurde. Sie finden sich an vielen Taufsteinen des 12. und 13. Jahrhunderts in allen Landschaften, keinesfalls also auf Mecklenburg beschränkt, hierzulande sowohl bei den Granitfünften wie auch bei den meist wohl jüngeren Kalksteinfünften, die, wie später zu zeigen sein wird, meist schwedischen (gotländischen) Ursprungs sind. Es sind immer 4 an der Zahl. Sie haben ihren Platz in gleichem Abstand am Stein, stehen sich also diametral gegenüber, entweder am oberen Rand oder am Fuß (Abb. 4). Die Köpfe sind meist ohne starke Erhebung aus dem Stein herausgearbeitet, gelegentlich treten sie

¹¹⁾ Mit Exorzismus und Abrenuntiation sind wohl noch manche Ältere unter uns getauft. Jedenfalls hat sie mein Vater, damals Pastor in Rühn bei Bützow, bei meiner Taufe vollzogen, wie er mir erzählt hat.

¹²⁾ Romanische Taufsteine. Berlin 1932.

aber auch stark hervor¹³⁾. Gute Beispiele dafür sind am Niederrhein zu finden¹⁴⁾. Sie wirken meist maskenartig mit starr blickenden Zügen und glotzenden Augen. Bisweilen scheinen sie aber auch individuell verschieden gestaltet zu sein, so in Carlow, wo nach dem Inventar zu unterscheiden sind: ein Jüngling mit gewelltem, lockigem Haar, ein runder Kopf mit Kappe, ein Spitzbartkopf mit halb herabhängendem Haupthaar und ein spitzbehelmtter Kopf¹⁵⁾. Vielleicht waren auch die Köpfe an der Fünfte in Burg Stargard individuell verschieden. Heute hat aber die Verwitterung die Unterschiede stark verwischt. In der Gemeinde wurden sie gerne als die drei Lebensalter angesehen, die der Getaufte zu durchlaufen hat. Gelegentlich sind die Köpfe mit gezackter Krone geschmückt, an dessen Stelle auch wohl ein Stirnband treten kann. In Groß Eichsen stehen sich am Fuß der Fünfte 2 bärtige Männer- und 2 Widderköpfe gegenüber. Auf dem Freudenstädter Stein ist ähnlich ein Mann mit Widderhörnern dargestellt. Der Widder ist in der mittelalterlichen Tiersymbolik das Tier des Gottes Thor. Vielleicht dürfen wir auch in Groß Eichsen daran denken, obwohl das bei dem in der wendischen Umgebung stehenden mecklenburgischen Stein fernliegend zu sein scheint.

Was bedeuten nun diese 4 Köpfe an den mittelalterlichen Taufsteinen? Zunächst ist zu betonen, daß sie jedenfalls keinen Schmuck darstellen, sondern symbolisch zu verstehen sind. Die Vierzahl spielt in der kirchlichen Symbolik des Mittelalters eine große Rolle. So gibt es vier Evangelisten, die mit ihren Symbolen (Adler, Stier, Mensch und Löwe) an mittelalterlichen Bildwerken oft in Erscheinung treten. Die mittelalterliche Malerei hat weiter die 4 Apokalyptischen Reiter der Offenbarung in Bildern festgehalten. Die Apokalyptischen Reiter von Dürer kennt jedermann. Endlich gibt es vier Paradiesflüsse (nach Gen. 2,10 ff.), die aus dem Garten Eden hervorströmen und die ganze Erde bewässern. Auf der mittelalterlichen Bronzefünfte in der Rostocker Marienkirche sind ebenso wie auf der bekannten Fünfte in Hildesheim vier Gestalten zu sehen, die Krüge in den Händen halten, aus denen Wasser fließt, und die vier Paradiesströme verkörpern. An diese vier Paradiesströme könnte man bei den vier Köpfen denken, die an den Steinfünten zu sehen sind. Aber es fehlen nicht bloß die hinweisenden Krüge, aus denen Wasser fließt. Dieser Deutung steht auch sonst mancherlei entgegen, so das oft fratzenhafte, starrblickende Gesicht der Köpfe. Zu beachten ist auch, daß sich die Köpfe ähnlich wie an den Taufsteinen gelegentlich auch an Weihwasserbecken finden¹⁶⁾. So wird es naheliegen, und diese Deutung geben auch G. Pudelko und W. Zimmermann den vier Köpfen, sie apotropäisch, d. h. die bösen Geister abwehrend, zu deuten. Wie vielfach Kind und Wasser nach Ansicht des Mittelalters bedroht sind, ist oben gezeigt. „Die maskenhafte Starrheit“, so sagt Pudelko¹⁷⁾, „ist Ausdruck einer irrealen Macht, die den Beschauer warnen, die Dämonen aber schrecken soll“. Ihren Platz haben die Taufsteine daher ursprünglich im Westen des Gotteshauses, dem Altar entgegengesetzt, als dem Ort, wo die Dämonen am leichtesten eindringen können. Die abwehrenden Masken sind aus diesem Grund gelegentlich auch an der Kirchentür selbst zu finden. So wie oben gesagt, an der Priesterpforte der Marienkirche in Anklam und aus noch älterer Zeit stammend (Anfang des 11. Jahrhunderts), an der schönen Bronzetür am Augsburger Dom.

Man fragt sich, wodurch die starrblickenden Masken die bösen Geister abwehren können. Die Antwort darauf wird mehrdeutig sein müssen so wie alle mittelalterlichen symbolischen Bilder mehrdeutig sind. Auffallend ist der starre Blick, der aus dem stets en face geformten Gesicht auf den Beschauer gerichtet ist. Das ist wohl der Blick, mit

¹³⁾ z. B. in Altenkirchen auf Rügen. Abb. s. Deutsche Kunstdenkmäler a.a.O. S. 3.

¹⁴⁾ W. Zimmermann, Romanische Steinfünten am Niederrhein in Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 1954.

¹⁵⁾ Kunst- und Geschichtsdenkmäler Meckl.-Strel. II S. 264.

¹⁶⁾ E. Sauer mann, Die mittelalt. Taufsteine der Provinz Schleswig-Holstein. Lübeck 1904 Seite 35.

¹⁷⁾ a.a.O. S. 130.

dem die bösen Geister gebannt werden sollen. Zu beachten ist andererseits, daß die Köpfe vielfach eine gezackte Krone tragen. Sie ist Sinnbild des Sieges über die bösen Mächte. Ein schönes Beispiel dafür gibt der Taufstein in der Kirche zu Wittlaer bei Düsseldorf¹⁸⁾. Hier soll wohl die Macht, die die Krone symbolisiert, die Geister abschrecken. Unter den mecklenburgischen Taufsteinen wären die Fünten in Liepen und Gielow mit ähnlicher Symbolik zu nennen. Vielleicht ist es bemerkenswert, daß die Köpfe oft bärtig dargestellt sind, mit lang herabwallendem Haupthaar. So unter den mecklenburgischen Taufsteinen die in Carlow und Groß Eichsen. Auch der eine der Stargarder Köpfe scheint bärtig zu sein, was bei der fortgeschrittenen Verwitterung nicht mehr eindeutig festzustellen ist. Bart und langes Haupthaar ist aber Kennzeichen männlicher Stärke. Simson verliert seine Kraft, als ihm Delila im Schlaf das Haupthaar schert (Richter Kap. 16). Wennig deutet endlich die Möglichkeit an, daß die vier Köpfe die gebannten Dämonen selbst darstellen sollen, so daß sie gleichsam Abbilder des unschädlich gemachten Bösen sind und damit auf die anderen, die nachdrängen wollen, abschreckend wirken. Er weist dazu auf den Taufstein von Aldekerk hin, der anstelle der Köpfe vier Schweine als Symbol dämonischer Gestalten zeigt.

Wie dem schon immer sei, es wird schwer sein, eine eindeutige Antwort auf die oben gestellte Frage zu geben. An der apotropäischen Bedeutung der vier Köpfe wird das aber nichts ändern. Das mag endlich auch noch der auf manchen Fünten stark herausgearbeitete Strick zeigen (in Mecklenburg in Hohenkirchen, sonst in Freudenstadt u. a.), der den Bereich bezeichnet, den die bösen Geister nicht überschreiten können, um das Taufwasser nicht zu verunreinigen.

Außer an Taufsteinen findet man ähnliche Masken gelegentlich an anderen Stellen mittelalterlicher Kirchen. So an dem eigentümlichen Bündelpfeiler der Kirche in Parkentin (Mitte 13. Jahrh.). Es stehen dort auf Sockeln roh geformte Heiligengestalten, u. a. Christophorus und Georg, ähnlich mit Schwertern bewaffnet wie die Apostel am Gewandefries der Kirche in Steffenshagen. Jeder zweite Sockel zeigt eine starrblickende Maske ähnlich den Köpfen an den gleichzeitigen Taufsteinfünten¹⁹⁾. Diesen Köpfen könnte man die maskenhaft wirkenden bärtigen Gesichter an dem Gewände der Priesterpforte in Anklam an die Seite stellen²⁰⁾.

Alle diese Gestalten werden für den mittelalterlichen Beschauer dieselbe Bedeutung gehabt haben wie die Köpfe an den Fünten. Sie sollen die bösen Geister, die etwa in den heiligen Raum eingedrungen sein könnten, bannen und so die Gemeinde Christi schützen. Wie lange sich diese Vorstellung gehalten hat — sicher z. T. unbewußt — könnte zum Schluß noch durch einen Hinweis auf die sog. Grienköpfe gezeigt werden, Greuelköpfe und zähnefletschende Ungeheuer an Kölner Bürgerhäusern des späten Mittelalters, die das Haus vor bösen Geistern schützen sollen und so ursprünglich in der Nähe der Haustür angebracht waren²¹⁾. Sie tauchen dann endlich auch bei dem Grotteskenspiel des 17. Jahrhunderts wieder auf in den Fratzen am Eingang des Fürstenhofes in Wismar, die aus den Vorlagen des Niederländers Cornelis Floris entnommen sind²²⁾.

Daß nicht bloß Masken die bösen Geister abschrecken sollen, sondern auch andere Zeichen nach mittelalterlicher Anschauung die gleiche Wirkung haben können, hat der Orientalist E. Unger, der als früherer Mitarbeiter des „Carolinums“ den Lesern dieser

¹⁸⁾ W. Wennig, Der sog. „Dariakopf aus der ehemal. Pfarrkirche zu Haan. Hildener Jahrb. 1960 S. 130. — Der sog. Dariakopf, eindeutig ein Werk des 12. Jahrh., wurde herkömmlich als eine Bauplastik aus der 1860 abgerissenen Kirche von Haan angesehen. Wennig gibt aber den überzeugenden Nachweis, daß es sich um einen der 4 Köpfe aus einem mittelalterlichen Taufstein aus Namurer Blaustein handelt.

¹⁹⁾ Abb. s. G. Holtz, Kirchen auf dem Lande S. 102.

²⁰⁾ Abb. s. Deutsche Kunstdenkmäler a.a.O. S. 6.

²¹⁾ Hans Vogts, Das Kölner Wohnhaus bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Neuss 1966.

²²⁾ Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler Bd. II S. 196.

Zeitschrift bekannt ist, in der „Wissenschaftlichen Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald²³⁾ unter dem Titel „Apotropäische Ziegelmarken in mecklenburgischen Backsteinkirchen und „babylonischen Bauten“ aufgezeigt. Er schreibt dort: „Aus den Pfeilern der Marienkirche in Neubrandenburg, die nach 1945 eingefallen sind, konnte ich einige gebrannte Ziegel mit Fußspuren von Tieren bergen. Einer von ihnen befand sich noch im Mauerwerk und lag mit der Horizontalfäche, auf der sich die Abdrücke befinden, nach unten. Es handelt sich um **absichtliche** Eindrücke von Tierfüßen. Sie sind sehr tief eingedrückt, manchmal auch 2 Pfoten übereinander. Die häufigste Fußspur war die von Hunden. Auf einem Ziegel befanden sich 2 Ziegenfußabdrücke neben einem Hundefuß. . . . Diese 3 Tiere, Hund, Ziege und Katze, sind nun Dämonen des Teufels.“ Der Verfasser gibt diesen Ziegeln gleichfalls eine apotropäische Bedeutung. Er setzt sie weitausgreifend in Parallele zu altorientalischen Fußabdrücken dämonischer Tiere in sumerischer Zeit. Das mag zeigen, wie weitgespannt der Rahmen gleicher oder ähnlicher Zeichen ist, der uns von den Bildzeichen des alten Orients über die mittelalterlichen Taufsteine bis hin zu den Kölner Bürgerhäusern des 16. Jahrhunderts führt.

Fortsetzung folgt.

²³⁾ Jahrg. IV 1954 S. 103 ff.

Die Seeleute in der Hölle

Seelüd' sünd eens strand't an 'ne Insel un gahn dor ümher. Dor kamen se an 'n Krüüzweg, dor steiht 'n Wegwiser. Up den eenen Arm steiht „Zum ewigen Leben“, up den annern „Zur Hölle“. Se willen den richtigen Weg gahn un kamen an 'n grotes Dur.

Petrus kickt ruut un fröggt, wat se willen.

Se vertellen jo, wo ehr dat gahn is.

Je, ob se denn ok Papiere hadden?

„Nee.“

Wo se denn her wiren?

„Ut Chicago.“

Nee, dat kennt he nich. He sleiht sien Bok up: „Nee.“

So warden se nich upnahmen un gahn trüch up den Weg „Zur Hölle“. Dor warden se mit Freuden upnahmen, un ehr ward jo ok Arbeit anwiest: Se soelen ut'n groten Hümpel Werg 'n Schippstau ruutpulen. Söß bet acht hebben all anfat't: „Hojeho!“ Un trocken ümmer duller.

Dor ward 'n groten Larm in de Höll: Se süllen maken, dat se uphollen deden! – Se hadden den Düüwel sienen Swanz uttreckt.

Vermischte Beiträge
zum
Carolinum

40. Jg. - Nr. 68/69

Göttingen

Frühjahr 1974



Blick vom Turm der Stadtkirche in Neustrelitz auf die frühere Schloßstraße

Foto: Hartmut Welzel, Kreuzkamp

Geburtstage

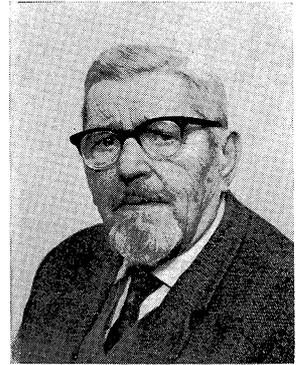
Am 30. 11. 1973 feierte Frau Juliane Nürnberg geb. Rochna, in Hamburg ihren 50. Geburtstag. Wir wünschen ihr für die nächsten Lebensjahrzehnte viel Glück und Gesundheit. — Unsere besten Glückwünsche übermittelten wir unserem hochverehrten Professor Dr. Wilhelm Westphal in Plön, der am 8. Dezember 1973 seinen 85. Geburtstag bei guter Gesundheit feiern konnte. — Der 2. Vorsitzende unserer Carolinerschaft, Zollrat a. D. Robert Buhrow in Hamburg, vollendete am 14. Februar 1974 sein 83. Lebensjahr. Möge ihm seine geistige und körperliche Frische und uns seine wertvolle Mitarbeit noch lange erhalten bleiben!

Kriminalobermeister a. D. Richard Schuhmacher in Mölln, früher altbewährter und gut bekannter Polizeibeamter in Neustrelitz, konnte am 29. März 1974 auf sein 85. Lebensjahr zurückblicken. Ebenfalls seinen 85. Geburtstag feierte am 3. April 1974 Studienrat a. D. Walter Raban in Lübeck. Beiden Jubilaren übermittelten wir unsere Glückwünsche. — Wir gratulierten am 6. April 1974 unserer verehrten Tanzlehrerin Minni Lamprecht in Lübeck zum 84. Geburtstag. Ihre Schwester, Frau Alma Hauptmann, wird am 25. Juni d. J. 92 Jahre alt.

Unser Caroliner Jochen Praefcke vollendete sein 75. Lebensjahr nicht, wie versehentlich auf Seite V der „Vermischten Beiträge“ zu Heft 67 angegeben, am 7. Juli 1963, sondern glücklicherweise erst am 7. Juli 1973.

Werner Rust 90 Jahre

Wer ihn, unseren hochverehrten Werner Rust, zu Beginn seines 10. Lebensjahrzehnts am 20. April 1974 beim Gratulationsempfang in seiner Hamburger Wohnung oder am Nachmittag in Lübeck im Strelitzweg im großen Familien- und Freundeskreis in der Wohnung seines Sohnes, Dr. med. Walter Rust, erlebt hat, sieht ihm die Zahl seiner Jahre keineswegs an. Nur das Datum der Eintragung seiner und seines Zwillingbruders Geburt im Neustrelitzer Kirchenbuch, das im Domarchiv zu Ratzeburg verwahrt wird, läßt keine andere Schätzung zu. Sicherlich aber ist die in Generationen bewährte Lebenstätigkeit dieses altehrwürdigen Strelitzer Geschlechtes auch in unserem Jubilar lebendig geblieben! Der weltoffene unternehmerische Geist, der schon seinen Großvater, den Kommerzienrat Wilhelm Rust, mit dessen großem Landsmann Heinrich Schliemann in Freundschaft verband, drängte auch Werner Rust in die Welt hinaus. Nach seiner Banklehre in Berlin ging er 1909 nach Japan und wurde in Yokohama bald Prokurist der Deutsch-Asiatischen Bank. Während seines ersten Heimaturlaubs, den er zusammen mit seinem aus China kommenden Zwillingbruder antrat, brach der 1. Weltkrieg aus, der beiden die Rückkehr nach Ostasien verwehrte. Der Zwillingbruder fiel als Leutnant 1915. Werner Rust wurde ebenfalls zum Militärdienst einberufen, überstand alle Einsätze, heiratete 1916 und war nach dem Krieg als Prokurist in Privatfirmen und Banken in Hamburg und Berlin tätig. Gegen Ende des 2. Weltkrieges war er mit Arbeiten in der Umsiedlungsgesellschaft in Polen beauftragt. In Berlin, wo seine Frau mit ihren drei Kindern wohnte, wurde er dreimal ausgebombt. Nach Kriegsende fand er mit seiner Familie in Hamburg Zuflucht und konnte hier 1966 das Fest der goldenen Hochzeit feiern. An ihrem 55. Hochzeitstag 1971 starb seine Ehefrau Dora geb. Weber, deren Vater in Berlin Inhaber eines alteingeführten kaufmännischen Unternehmens gewesen war.



Werner Rust, dem urwüchsiger Humor zu eigen ist, weiß viel und interessant zu erzählen. Er hat auch manchen Beitrag zur Zeitschrift unserer Carolinerschaft, deren aktives Vorstandsmitglied er ist, geleistet und zeichnet sich im häuslichen Kreise durch eifriges Teppichknüpfen aus. — Beim Empfang in Hamburg übermittelten ihm Robert Buhrow und Ernst Haberland mit einem Präsent die Glückwünsche unserer Carolinerschaft. Am Nachmittag gratulierte ihm in Lübeck Peter Heitmann mit herzlichen Worten und anerkennender Würdigung seines Lebens und seiner Leistungen.

Dr. Fritz Hagemann 75 Jahre

Unser Caroliner, Oberstudienrat a. D. Dr. Fritz Hagemann in Erlangen, vollendete Ende Mai 1974 sein 75. Lebensjahr. Seine Persönlichkeit und sein Wirken, das sich auch durch vielseitige Mitarbeit an unserer Zeitschrift auszeichnet, werden wir im nächsten Heft noch besonders würdigen. Unsere Glückwünsche begleiten ihn, und mögen ihm an der Seite seiner verehrten Gattin noch viele Lebensjahre in geistiger Schaffensfreude beschieden sein.

Jubiläen

Am 2. April 1974 feierte unser Schatzmeister Michel Wolfgang Ludewig in Lübeck mit seiner Frau Helga, geb. Lackner, im großen Familienkreise das Fest der silbernen Hochzeit. — Ihre diamantene Hochzeit feierten am 17. April 1974 in Mölln unser Schutzmann (Kriminalobermeister a. D.) Richard Schuhmacher und dessen Ehefrau. Beim Gratulationsempfang waren wir Caroliner und Neustrelitzer durch Käthe Kuhn geb. Sünнемann, Ehrenfried Bahlcke, Rudolf Knöfel, Hermann Kurtzisch und Peter Heitmann vertreten. Dieser sprach dem noch rüstigen Paar die Glückwünsche seiner ehemaligen Neustrelitzer Mitbürger aus.



Vor 50 Jahren

3. Klasse des Lyzeums in Neustrelitz Ostern 1924

oberste Reihe von links: Maja Hittenkofer, Else Fischer, Ilse Thiel, Ursula Bendix, Herta Miethke, Lotte Schmidt, Liselotte Rehberg, Gertrud Feitsch, Grete Philippsen, Lotte Wordelmann,

mittlere Reihe: Hilde Walleit, Helene Meincke, Karla Winter, Edith Ryssel, Lisiane Roesler, Susi Greck, Erika Meyer, Hilde Radtke, Adele Bandelow, Elisabeth Kohlhase,

vordere Reihe sitzend: Herta Wöllert, Lucie Zwonkin, Marie Barkhausen, Else Wismar, Studienrätin Käthe Bröker, Ruth Haberland, Eva Hauptmann, Marie-Helene Beckstroem und Grete Wegner.

Gestorben

Am 19. März 1973 verstarb, wie wir nachträglich bekanntgeben, in Oldenburg/Holstein Frau Erna Seidel, geb. Bartelt, im Alter von 80 Jahren. Sie war die Witwe unseres bekannten Caroliners Konrad Seidel (Zylum), der 1963 verstorben ist. — Im fast vollendeten 68. Lebensjahr verstarb in Elmshorn am 29. 7. 1973 unser ehemaliger Mitschüler aus Wesenberg Hans Monte. — In Kiel wurde am 24. Januar 1974 Frau Martha Zabel, geb. Lücht, im 92. Lebensjahr von ihrem Leiden durch den Tod erlöst. Sie war die Mutter von Frau Else Wilke, einer ehem. Schülerin unseres Lyzeums. — Am 1. Februar 1974 verstarb in Gelsenkirchen-Buer Herr Josef Clasing, ein langjähriges Mitglied unseres Freundeskreises. — Der wohl allen Neustrelitzern bekannte Regierungsaurat i. R. Axel Lundbeck wurde am 15. Februar 1974 im gesegneten Alter von 92 Jahren heimgerufen. Hierüber berichtet uns auch sein Sohn, unser Pastor Siegfried Lundbeck, in einem Briefe, den wir in einem besonderen Abschnitt dieser Beiträge auszugsweise veröffentlichen. — Am 19. April 1974 starb nach jahrelanger Krankheit im 81. Le-

bensjahr in Jülich Frau Leokadia Ferworn geb. Kintzel, die Mutter unseres Caroliners Helmut Ferworn.

Propst i. R. Erich Radloff in Stavenhagen ist im 84. Lebensjahr heimgegangen. Wir zeigten ihn als Primaner auf dem Klassenbild von 1910, das wir in den „Vermischten Beiträgen“ zu Heft 67 auf Seite VI veröffentlichten. Propst Radloff war Teilnehmer des Ersten Weltkrieges. wurde 1919 Pastor in Gr. Vieln und übernahm 10 Jahre später die Pfarre in Stavenhagen, die er in 50jähriger Amtstätigkeit bis 1969 seelsorgerisch verwaltete. Die Trauerfeier wurde von dem Landessuperintendenten in Stavenhagen würdig gestaltet. Zwanzig Pröpste und Pastoren im Ornat hielten die Ehrenwache, bildeten Spalier und trugen den Sarg.

Wolfgang Hustaedt †

Nach schwerer Krankheit verstarb am 27. April 1974 in Malente unser Caroliner Wolfgang Hustaedt. Er wurde am 20. Juli 1910 in Neustrelitz als Sohn des damaligen Richters und späteren Staatsministers von Mecklenburg-Strelitz Dr. Roderich Hustaedt geboren, besuchte unser Gymnasium Carolinum bis zum Abitur und studierte zunächst in München und Göttingen Jura und sodann Forstwirtschaft in Hannoversch Münden. Nach erfolgreichem Abschluß seiner Studien wurde er zum Forstmeister ernannt und mit der Leitung eines Forstamtes beauftragt.

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde er sofort einberufen und während seines Fronteinsatzes vielfach schwer verwundet. Durch eine Kopfverletzung wurde er berufsunfähig. Nach Kriegsende war er einige Jahre noch in Neustrelitz und siedelte dann nach Baden-Baden über, wo auch seine Eltern ihren Wohnsitz nahmen. Er heiratete 1959 seine Frau Hedi geb. Wörmann, die ihm stets hilfreich und verständnisvoll zur Seite stand.

Um seiner mecklenburgischen Heimat, an der er mit ganzem Herzen hing, näher zu sein, zog er mit seiner Frau am 1. Juli 1973 nach Malente, wo die Seen und Wälder Ostholsteins ihn an die vertraute Strelitzer Landschaft erinnerten. Mit einem noch in der Heimat wirkenden Oberförster stand er bis zuletzt in Verbindung. Sein schweres, durch die Verwundung bedingtes Leiden versagte ihm nach einer ersten Teilnahme den Besuch unserer weiteren Marburger Treffen. Dafür verband ihn unsere Zeitschrift, die er immer mit großem Interesse erwartete und las, ganz mit uns. So werden wir, die sein Heimgang mit schmerzlicher Trauer erfüllt, seiner stets gedenken!

Dr. jur. LL.M. Hans Achim Lorentz †

Am 10. April 1974 verstarb in Lindenberg/Allgäu im 75. Lebensjahr Rechtsanwalt Dr. jur. Hans Achim Lorentz, ein Neffe unseres Seniors und Vorstandsmitgliedes Werner Rust. Er war der Sohn des Landesfinanzamtspräsidenten Robert Lorentz in Schwerin, der aus einer angesehenen Strelitzer Familie stammte.

Hans Achim Lorentz besuchte unser Carolinum in der Septima und war nur kurze Zeit in Neustrelitz. Nach Teilnahme am Ersten Weltkrieg, zuletzt als Offizier der Colmarer Jäger, lebte er von 1922 bis 1949 in China, studierte zwischendurch in Hamburg und Rostock, promovierte hier und in London, war Syndikus an der Handelskammer in Shanghai und Dozent an der chinesischen Universität Tungchi. Als ausgezeichnete Kenner der Geschichte und Kunst Chinas widmete er sich besonders der Forschung über die Entwicklung der chinesischen Knüpfteppiche, die er nach weiteren Studien in Europa und Amerika mit seinem in der Fachwelt einzigartigen, reich illustrierten Buche „A View of Chinese Rugs“ (London 1972) krönte. Ein in deutscher Sprache erschienener Privatdruck befindet sich in Händen von Werner Rust.

Die reichhaltige Sammlung chinesischer Teppiche, die Dr. Lorentz besaß, ist in den Nachkriegsjahren in Mecklenburg und China verlorengegangen. Seinem Heimatland Mecklenburg gehörte seine ganze Liebe. Daneben fühlte er sich zeit lebens auch mit China verbunden.

Professor Dr. Karl-Alfred Hall †

In Marburg entschlief am 4. Januar 1974 im 68. Lebensjahr der Professor für Strafrecht und Strafprozeßrecht Dr. jur. Karl-Alfred Hall. Er wurde in Schönberg (Mecklenburg) als Sohn eines bekannten Anwaltes geboren, besuchte das Katharineum in Lübeck, studierte in Tübingen und Rostock und widmete sich nach seiner Referendarprüfung der wissenschaftli-

chen Laufbahn. Er habilitierte 1933 und wurde 1936 als außerordentlicher Professor an die Universität Gießen berufen. Nach Kriegsdienst und jahrelanger russischer Kriegsgefangenschaft nahm er im Herbst 1950 seine Lehrtätigkeit in Marburg auf. Karl-Alfred Hall wurde dort 1958 außerordentlicher und 1965 ordentlicher Professor. Er zeichnete sich durch mehrere wissenschaftliche Veröffentlichungen aus und widmete sich hauptsächlich dem akademischen Unterricht, den er stets äußerst interessant zu gestalten wußte. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens war von einer Krankheit überschattet, die er sich in russischer Kriegsgefangenschaft zugezogen hatte und der er am Ende auch erlegen ist. Mit ihm ist eine der wenigen eigenwilligen und originellen Persönlichkeiten dahingegangen, über welche die deutschen Universitäten heute noch verfügen. In einem von seinen vielen Freunden, — Bundestags- und Landtagsabgeordneten, Richtern, Rechts- und Staatsanwälten wie auch von Verwaltungsjuristen — unterzeichneten Nachruf wird Professor Dr. Karl-Alfred Hall als gütiger Mensch, pflichtbewußter Hochschullehrer und aufrechter Patriot bezeichnet.

Seiner mecklenburgischen Heimat blieb Prof. Dr. Hall aufs engste verbunden. Beim Schönberger Treffen in Lübeck zur 750-Jahrfeier ihrer Heimatstadt hielt er am 12. April 1969 die Festansprache (vgl. „Carolinum“ Nr. 53, Seite 35—44). Wir Caroliner erinnern uns noch einer humorvollen Tischrede, die er auf einem unserer Treffen in Marburg hielt.

Aus Briefen

Jochen Praefcke: Zu dem Primanerbild auf Seite VI des letzten Carolinums: 1. Der stehende Mann mit dem Fragezeichen ist tatsächlich Büttner, Johannes. 2. Der Sitzende neben Walter Neckel ist nicht von Harling sondern Ulrich Haller.

Werner Starke: In den vermischten Beiträgen zum Carolinum Nr. 67, Seite VII, befindet sich eine Aufnahme des Abiturienten-Jahrganges 1923, deren Namen der Schriftleitung nicht alle bekannt sind. Hier sind sie (von links nach rechts): Hans Großkopf, Werner Starke, Karl Heinz Bull, Karl Otto Wolter, Arno Fielitz, Heinz Lindstaedt, Werner von Leers, von Buchholz, in der Mitte: Anneliese Marten, Elly Schröder.

Otto Sickert: Ich war erst fünf Jahre hier und wurde schon Leitender Direktor des Ersten Kriminal-Laboratorium und ein Jahr später Mitglied des Direktorats der Philharmonie und später auch Präsident. Wenn man nun älter wird, sind diese Ehrenposten willkommen. — Mein Haupteinkommen kam als Angestellter der Fa. The Singer Company, die auch manchmal Nähmaschinen macht und wo ich in 1969 nach 42 Dienstjahren in der Hauptverwaltung in New York aufhörte. Ja, die Taufe von unserer Krista-Jean, war das erste Mal, daß ein Sickert seine Tochter selbst getauft hat. Unser jüngster Sohn Frederick Graham Andrew Sickert wurde Pastor der St. Paul's Lutherischen Kirche in Millville, New Jersey. Die Kirche wurde von Deutschen in 1858 gegründet, und ich hatte die Ehre, am 14. Oktober, wo „Deutscher Tag“ in dieser Kirche gefeiert wurde, die Festrede im Hauptgottesdienst zu halten, war vom Kirchenrat eingeladen. Fred studierte und wohnte auf dem Wagner College in Staten Island, New York, dann weiter auf dem Luther Seminar in St. Paul, Minnesota, ca. 2000 km von hier; weiter auf der Lutherischen Theologischen Schule in Chicago, wo er sein Master Degree of Divinity erhielt, dann weiter University Princeton Seminar, wo er sein Master of Theology erhielt. Der erste Präsident dieser Universität war ein Ahne mütterlicherseits. Unser ältester, Alexander, erhielt auch ein Master Degree in Education in diesem Jahr. Er arbeitete im Korrekktions-Wesen als Direktor in unserem Staat New Jersey.

Professor Dr. Wilhelm Westphal: Bei meinem Besuche meines in Feldberg lebenden Bruders, der die Praxis meines Vaters übernommen hatte, verbreitete sich die Nachricht „he is dor“ wie ein Lauffeuer, und mein Bruder forderte mich bei seinen Praxisfahrten aufs Land auf „Du mußt mitkommen, sie warten schon alle auf Dich“. Eine besonders tragische Bejästung erfuhr dann die durch alljährliche Besuche bei meinen Eltern gepflegte Verbindung mit der Heimat dadurch, daß ich am Schluß des Zweiten Weltkrieges als Fallschirmjäger (ich war Oberstleutnant bei der Luftwaffe) zum Kommandanten von Neustrelitz kommandiert war. Dort wurde ich in der Nacht vom 27./28. April mit anderen Offizieren als Führerreserve nach Schwerin geschickt. Mein Herz blieb aber in der Heimat, wo ich meinen alten Vater, der als Schüler den Krieg 1870/71 erlebt hatte, nun dem drohenden Unheil überlassen mußte. So entging ich der russischen Gefangenschaft und wurde am 2. Mai 1945 vom Flieger-Ersatz-Bataillon Neumünster entlassen. Bis zum Tode meines in Feldberg lebenden Bruders, Dr. med. Hans Westphal, habe ich durch regelmäßige Besuche die Verbindung mit den noch lebenden Bekannten aufrechterhalten. — Auch die alte Schule in der Glabecker Straße habe ich noch einmal aufgesucht. Die alte Aula war in zwei Klassenräume geteilt,

weil der Fußboden nicht mehr tragfähig genug war. Als ich in Altona heiratete, ließ ich mich von dem früheren Neustrelitzer Hofprediger Superintendent Horn trauen, der an der Hamburger Jakobikirche tätig war, und heute habe ich die große Freude, für die bevorstehende Hochzeit meines Sohnes in Hamburg für die Trauung unseren Caroliner, Pastor Michaelis, gewonnen zu haben, der einmal bei einem Marburger Carolinertreffen den Festgottesdienst in der einzigartig schönen Elisabetkirche gehalten hat und dessen Vater von 1922 bis 1951 an der Neustrelitzer Stadtkirche als Pastor und Propst tätig war. So schließt sich für mich der Ring meiner Verbindung zur alten Heimat.

Dr. jur. Hermann Stech: Auf Seite IV der „Vermischten Beiträge“ schreibt Gerhard Reinke einführend und treffend über Hans Ohle, der auch mein alter Lehrer war und den ich in seiner Nachgiebigkeit, lieber vom Segeln zu erzählen als Physik zu unterrichten, genauso in Erinnerung habe wie G. Reinke. Diesem nun will ich antworten auf seine Frage, warum an der weißen Brücke am Holzhafen ein Durchlaß für Boote mit Masten war: Jener kam nicht vom Vater Fr. Reinke, der auch mein Segelkamerad war, sondern von der in Neustrelitz ziemlich unbekannt gebliebenen Motorjacht des Großherzogs Adolf Friedrich des VI., des letzten also, die einen allseitig umwandeten großen und hohen Holzschuppen im Holzhafen hatte, in den sie vom Zierker See her nur unter der weißen Brücke hindurch einlaufen konnte, wofür diese jenen Durchlaß erhielt.

Siegfried Lundbeck: Im Februar konnten meine Frau und ich mit dem Auto in unsere Heimat fahren. Wenn auch der Anlaß unserer Reise — die Beerdigung meines Vaters — schmerzlich war, so waren wir doch recht getröstet und dankbar, daß noch so mancher Neustrelitzer uns seine herzliche Teilnahme schenkte. Vater war bis über seinen 92. Geburtstag hinaus, den wir am 4. November 1973 noch zusammen feierten, recht rüstig. Noch als 90jähriger sang er in der Singakademie mit. Auch konnte er mit seinen Kenntnissen als Bau fachmann noch manchen Rat erteilen. Meine Schwester Hilda ist ja als Lehrerin in Neustrelitz tätig. Meine Schwester Elisabeth leitet als Oberin das Diakonissenmutterhaus Stift Bethlehem in Ludwigslust. Aus dem Bekanntenkreis der Schwestern erreichten uns viele liebe teilnehmende Grüße. Im Geschwisterkreis gedachten wir unseres 1943 als Leutnant gefallenen Bruders Karl-Axel und unserer 1962 verstorbenen Mutter. Der älteste Enkel, mein Sohn Axel, hat im März sein 1. Theol. Examen bestanden und ist jetzt Vikar in Göttingen. Die anderen fünf Kinder besuchen noch die Universität bzw. das Gymnasium.

Ein im Ausland als Diplomat wirkender Caroliner schreibt uns u. a.: Neben den Studienräten Klempien und Kirchner ist mir der „Direktor“ noch in lebhafter Erinnerung. Es war eine eigenartige Atmosphäre in dem lieben Neustrelitz vor 40 Jahren. Die „Braunen“ waren damals noch nicht so erfolgreich. Und selbst Leute, die sich zwangsläufig arrangieren mußten, wie der Oberstudiendirektor des Carolinums, sorgten dafür, daß Tradition und wenigstens ein gewisses Maß an Freiheit gewahrt wurden. Wir von der Oberstufe hatten trotz HJ noch unseren LiV, den den studentischen Verbindungen nachempfindenen „Literarischen Verein“, und nach dem Abitur verteidigten wir unsere von der HJ so genannten „reaktionären Eierschalen“ — die Schülermützen, die unsere damaligen Herzensdamen mit goldgesticktem Namenszug versehen. Großes Verdienst hat sich in meinen Augen Herr Piehler mit dem Carolinum erworben, das, wie ich meine, auf dem weiten Felde der Vertriebenen-Publikationen eine einsame Spitze darstellt. Ich werde seiner gern gedenken.

Literaturbesprechung

Dr. Hans-Henning Pantel, Oldenburg: „Die Fürsten des alten Mexiko“. Beitrag des Verfassers mit dem Entzifferungstext der Reliefplatte von Palenque sowie zweier Stelen von Monte Alban, veröffentlicht in der von Professor Heinz Haber herausgegebenen Zeitschrift „Bild der Wissenschaft“, Jahrgang 1973, Heft 10.

Der Verfasser, unser Caroliner Dr. Pantel, übersandte uns den reichbebilderten Sonderdruck dieses Beitrages, in dem er nachzuweisen versucht, daß es sich bei den Maya-Inschriften in erster Linie um Dichtung zu Ehren der verstorbenen Fürsten des alten Mexiko handle. Es sei eine reine, wenn auch stark stilisierte Bilderschrift. Durch vielfachen Vergleich mit den verschiedensten Maya-Texten zeichne sich eine bestimmte Linie ab. Die Inschriften auf Stelen, Steinen, Platten und Fresken scheinen eine Gedenkliteratur für die verstorbenen Fürsten darzustellen. Man habe die Art, wie der Fürst ums Leben kam, beschrieben und gleichzeitig den gutartigen und bössartigen Göttern gehuldigt. Danach seien die Maya-Texte eine einzigartige Hymnensammlung.

Presseberichte aus Washington und Mexico-City schreiben zu dem Entzifferungstext Pantels: Im Urwald von Chiapas in Mexiko liegt die Ruinenstadt Palenque, einst Zentrum des

Maya-Reiches (317—987). Dort war 1949 im Inneren einer Pyramide eine Geheimkammer entdeckt worden. In einem steinernen Sarkophag lag ein etwa 45jähriger Mann mit einer Gesichtsmaske aus leuchtend grünem Jadestein, vermutlich der Gründer der Stadt Palenque. Die in einer Steinplatte über seiner Gruft eingemeißelten Bilderzeichen deutete der Schriftsteller Erich von Däniken als Darstellung eines Astronauten. Pantel hingegen glaubt, die Schriftzeichen so übersetzen zu können: „Der Sonnengott, welcher mit warmen Lüften umwindet die Menschen, brachte ihm dieses Ende.“ Und er schließt daraus, daß der Mann während einer Reise ins Gebirge dem Föhneinfluß erlegen ist.

Es mag dies als eindrucksvolle Deutung, wie auch der Bucher-Verlag in Luzern schreibt, angesehen werden können. Unser Freund Dr. Blanck, Schleswig, meint, die Veröffentlichung sei eine gelungene Darstellung. Die Beispiele seien sehr eindrucksvoll gewählt und geeignet, die Auffassung zu belegen, daß die Stelen das Andenken verstorbener Fürsten wachhalten sollen. Eine solche Aufgabe haben im Abendland die monumentalen Epitaphe. Sehr beeindruckend sei die Umschrift der Grabplatte mit den Erläuterungen. — Man sei gespannt, zu welchen Ergebnissen die Entschlüsselungsmethode noch führen werde?

Ob das Maya-Rätsel damit gelöst sei, was beim Düsseldorfer Institut für amerikanische Völkerkunde noch auf Bedenken stößt, kann hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls dürfte Dr. Hans-Henning Pantel durch seine anerkennenswerten Bemühungen einen weiteren Anstoß und Beitrag zur Erforschung gegeben haben.

Berichtigungen

Im „Carolinum“ Nr. 67, Seite 11, sind die ersten drei Strophen des Gedichtes „Anno Domini“ nicht durch einen Zwischenraum abgesetzt. Im Vers 4 muß es *S t u n d e* heißen, nicht aber *Runde*.

Bei dem Bericht über die Trauerfeier für Oberstudiendirektor a. D. Gustav Heinrich Piehler auf Seite II der „Vermischten Beiträge“ zu Nr. 67 unserer Zeitschrift muß es am Ende des 2. Absatzes heißen „... Altherrenschaft der Burschenschaft Redaria ...“.

Zur Rechtslage unserer Landsleute

Der Bund der Mitteldeutschen begrüßt den Beschluß der Bundesregierung vom 6. März 1974, die in Mitteldeutschland Geschädigten durch eine 28. Lastenausgleichsnovelle den Vertriebenen rechtlich gleichzustellen. Durch die Frühverzinsung der Hauptentschädigung und die Gewährung des Entwurzelungszuschlages wird einem langjährigen Anliegen des Verbandes im wesentlichen entsprochen.

Der Bund der Mitteldeutschen kann jedoch der Auffassung der Bundesregierung, daß damit die Gesetzgebung über den Lastenausgleich als abgeschlossen zu betrachten ist, nicht zustimmen. Er erkennt zwar nicht, daß angesichts des gewaltigen Ausmaßes der durch den Krieg und seine Folgen verursachten Verluste eine absolute Bereinigung aller Schäden nicht erreicht werden kann. Der Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit gebietet es aber, für wichtige Anliegen der Gesetzgebung eine gerechte Regelung herbeizuführen. Dabei ist der Verband der festen Überzeugung, daß die volkswirtschaftlichen Möglichkeiten dies zulassen.

Unter Beachtung dieser Grundsätze hält der BMD folgende abschließende Regelungen für notwendig:

1. Verbesserung der Altersversorgung — Erhöhung der Entschädigungsrenten und Verbesserung der Anrechnungsbestimmungen bei der Unterhaltshilfe —,
2. Verbesserung der Stichtagsregelung und
3. rechtliche Gleichstellung der Flüchtlinge untereinander.

Außerdem muß der Vollstreckungsschutz für Flüchtlinge aus Mitteldeutschland auf solche Verbindlichkeiten, die nach ihrer Flucht an dem enteigneten Vermögen entstanden sind, ausgedehnt werden. Dies muß gesetzlich geregelt werden, bevor ein neues Amtshilfe- und Rechtshilfeabkommen zwischen beiden deutschen Staaten abgeschlossen wird. Fiskalische Probleme entstehen hierdurch nicht.

Der BMD stellt fest, daß für die Eingliederung von Millionen Geschädigter durch die bisherige Kriegsfolgegesetzgebung viel geleistet worden ist.

Die Bundesregierung und die im Deutschen Bundestag vertretenen Parteien bleiben aufgefordert, dieses Werk zu vollenden.

Treffen in Lübeck

Michel Wolfgang Ludewig plant für diesen Herbst, wieder einmal Caroliner- und Lyzeistinnen-Treffen in Lübeck durchzuführen. Es ist an einen Samstag im November gedacht. Interessenten werden gebeten, sich mit Michel Ludewig in Verbindung zu setzen, er wird dann zu gegebener Zeit Datum, Stunde und Treffpunkt, wahrscheinlich in Nähe des Lübecker Hauptbahnhofes, mitteilen.

Dank und Bitte unseres Schatzmeisters

Unser Schatzmeister, Michel Wolfgang Ludewig, dankt allen, die ihm bei der Überweisung der Beiträge gleichzeitig Grüße übermittelten. Er freut sich immer sehr darüber und erwidert diese Grüße auf diesem Wege herzlich.

Zu den Beitragseingängen bemerkt unser Schatzmeister, daß manche mit dem Beitrag in Rückstand sind. So hat er im Januar d. J. allein für 1973 und vorhergehende Jahre an Porto 80,- DM aufwenden müssen. Diese Unkosten könnten erspart werden, wenn jeder seine Beiträge für das jeweils laufende Jahr rechtzeitig überweisen würde. Wir richten daher an alle Mitglieder und Freunde die dringende Bitte, die Beiträge für dieses Jahr und etwaige Rückstände bis Ende 1974 zu begleichen, damit künftig die unnötige Mehrarbeit (im Januar 16 Stunden) vermieden werden kann. Unser Schatzmeister und unsere Vorstandsmitglieder arbeiten alle ehrenamtlich. Wir haben keine besondere Geschäftsstelle.

Unser weiteres Anliegen ist, daß stets darauf geachtet wird, **Namen und Anschrift deutlich anzugeben**, damit Rückfragen bei den Bankinstituten vermieden werden. Auch niemals Namen und Anschrift vergessen! Im Januar und Februar gingen vier Beiträge ohne Namensangabe ein, von denen ein Absender nicht geklärt werden konnte, Schaltereinzahlung in Hamburg am 2. oder 3. Februar 1974 in Höhe von 25,- DM, vielleicht liest der Einzahler dies und schreibt dann an unseren Schatzmeister.

Diesem Heft liegt eingefaltet ein Werbeschreiben der
STIFTUNG MECKLENBURG
bei, worauf wir besonders hinweisen möchten.